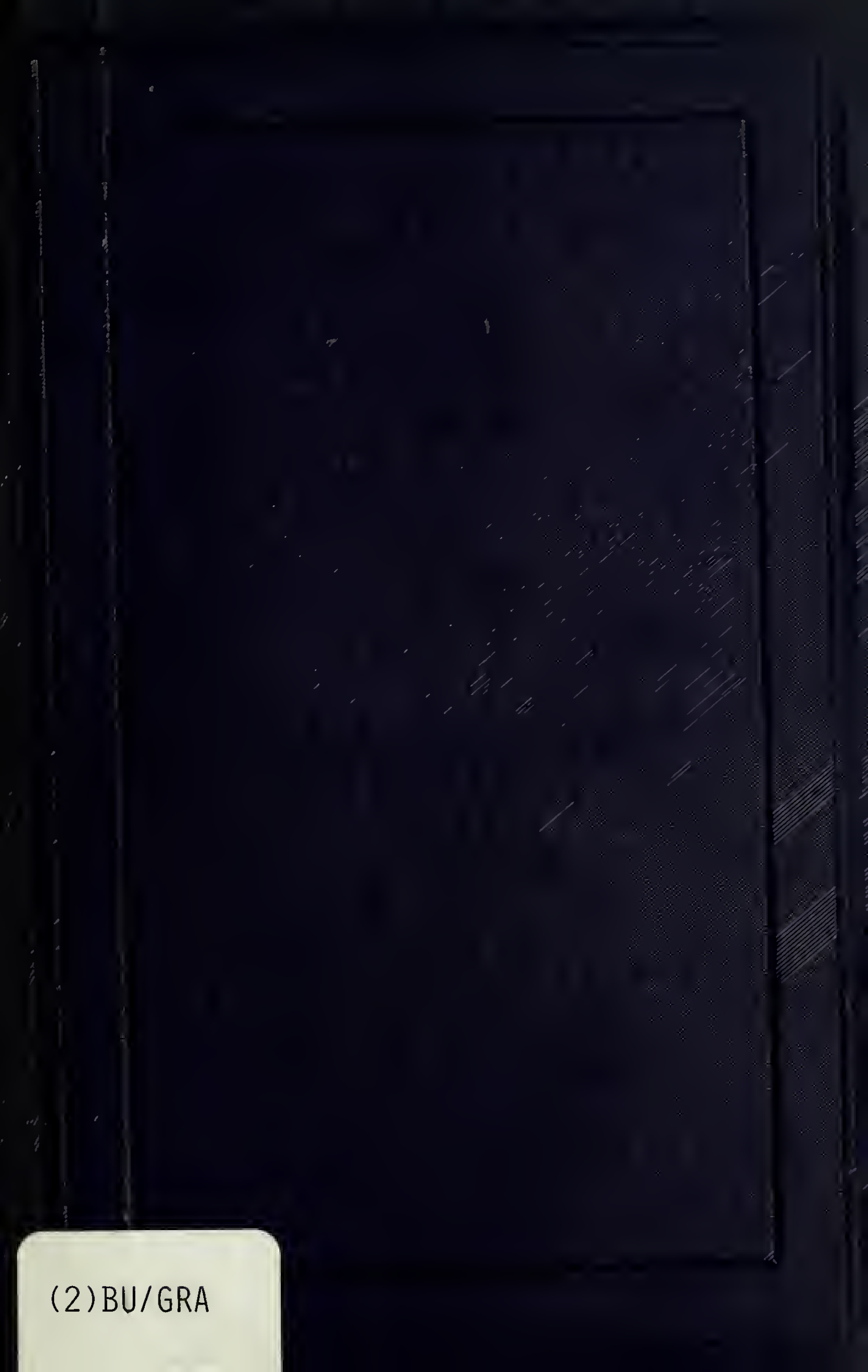

(2)BU/GRA




22501504912



KULTURGESCHICHTLICHE BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN VON W. FOY

I. REIHE: ETHNOLOGISCHE BIBLIOTHEK

MIT EINSCHLUSS DER ALTORIENTALISCHEN KULTURGESCHICHTE

1

METHODE DER ETHNOLOGIE

VON

F. GRAEBNER

MIT EINEM VORWORT DES HERAUSGEBERS



HEIDELBERG 1911

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Nr. 557.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
werden vorbehalten.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

(2) BU/GRA

Vorwort des Herausgebers.

Das neue, umfangreiche Unternehmen, das hiermit zum ersten Male vor die Öffentlichkeit tritt, ist, wie sein Name besagt, der Kulturgeschichte gewidmet. Da erhebt sich zunächst die Frage: Was ist Kulturgeschichte?

Bei der allgemeinen Verwirrung, die über diesen Begriff herrscht[1], ist selbst die sachliche Begrenzung noch umstritten.

Vielfach, zumal seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, bezeichnet man mit Kulturgeschichte jenen Zweig der Geschichte, der im Gegensatz zur politischen Geschichte, deren Gegenstand die staatliche Gestaltung und die äußeren Schicksale der Menschengruppen bilden[2], die übrigen Seiten der menschlichen Betätigung behandelt.[3] Damit ist eine Unterscheidung eingeführt worden, wie sie kaum unbegründeter gedacht werden kann. Einmal deshalb, weil im Wissenschaftsbetrieb die hier als Objekt der Kulturgeschichte zusammengefaßten Teile des menschlichen Lebens der Geschichte des Staates gegenüber keine Einheit darstellen und auch niemals dargestellt haben: sie stehen ihr vielmehr, jeder für sich (Religionsgeschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Geschichte der Technik usw.), gleichberechtigt zur Seite; will man zusammenfassen, so läßt sich die politische Geschichte nicht als etwas ganz Besonderes ausschließen, namentlich nicht bei der Verwendung des Wortes Kultur, dessen la-

---

[1] Vgl. E. Bernheim, „Lehrbuch der Historischen Methode", 5. und 6. Aufl. 1908, S. 57, 20, 64. Siehe auch O. Lauffer, Museumskunde III, S. 5ff.

[2] Vgl. die Definition von Ed. Meyer, „Geschichte des Altertums", 2. Aufl., I, 1, S. 192.

[3] O. Henne-Am Rhyn, „Allgemeine Kulturgeschichte" I (1877), S. Vff. Bernheim, a. a. O., S. 54, 60ff. Ed. Meyer, a. a. O., S. 192ff.

tent vorhandener Begriff auch den Staat einbezieht.[1] Daß ferner die Betrachtungsweise bei beiden Teilgruppen des menschlichen Lebens nicht notwendig eine verschiedene ist und folglich auch damit nicht die Einteilung motiviert werden kann, ist schon von andrer Seite betont worden.[2] Sowohl der Staat wie die übrigen Zweige der menschlichen Betätigung können betrachtet werden, indem man entweder das Zuständliche, die Entwicklungsformen oder die Ereignisse, die zu ihnen führen, in den Vordergrund rückt.

Ist aber die jetzt vielfach übliche sachliche Begrenzung von Kulturgeschichte — als Korrelat zur politischen Geschichte — nicht haltbar, so tritt wieder ihr älterer, der Wortbedeutung mehr entsprechender Begriffssinn, der schon bis auf Gustav Klemm zurückgeht[3], in sein Recht ein. Danach erstreckt sich diese Disziplin auf den Werdegang aller Zweige der Kultur, d. h. alles dessen, was das geistige Leben und die äußere Lebensführung der Völker ausmacht[4], also auch des Staates. Gegenüber der Geschichte im allgemeinen (einschließlich der sogenannten politischen Geschichte) kann dann der besondere Charakter der Kulturgeschichte nur darin liegen, daß sie ihr Hauptaugenmerk auf das Zuständliche richtet, die Ereignisse dagegen zurücktreten läßt und nur insoweit heranzieht, als sie zur Verknüpfung und Erklärung unbedingt nötig sind.[5]

In dem Begriff der so bestimmten Kulturgeschichte liegt an sich keinerlei räumliche und zeitliche Begren-

---

[1] Andere gelegentliche Einschränkungen des Begriffs Kultur bedürfen keiner besonderen Erörterung. Es sei nur auf H. Schurtz, „Völkerkunde" (= „Die Erdkunde", hrsg. von M. Klar, XVI), S. 2f. hingewiesen, wo eine Gesellschafts- und eine Volkswirtschaftslehre der Kulturlehre gegenübergestellt werden, während in seine „Urgeschichte der Kultur" auch die Anfänge der Gesellschaft und Wirtschaft eingeschlossen sind.

[2] Vgl. Bernheim, a. a. O., S. 62f. Ed. Meyer, a. a. O., S. 192ff.

[3] Vgl. seine „Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit", 10 Bde., 1843—1852.

[4] Vgl. die Definition von Kultur bei J. Kohler in Helmolt's „Weltgeschichte" I, S. 25. Klemm ist vielleicht der erste gewesen, der das Wort „Kulturgeschichte" in diesem Sinne gebraucht hat (siehe F. Jodl, „Die Culturgeschichtsschreibung, ihre Entstehung und ihr Problem", 1878, S. 24).

[5] Vgl. Jodl, a. a. O., S. 98, 101.

zung; er ist allgemein und schließt die Kulturverhältnisse aller Völker und aller Zeiten ein, vom Urmenschen an bis zu den höchststehenden Menschengruppen heutigentags; er läßt sich ebensogut auf weltumfassende Betrachtungen wie auf einzelne Erdteile, einzelne Völkergruppen und Völker oder einzelne Zeitperioden anwenden. Das ist tatsächlich auch der Sinn, den Gustav Klemm mit dem Wort bei seiner Einführung in die Wissenschaft verbunden hat; und was die neuere Zeit anbetrifft, so kommt sein universaler Charakter z. B. in Fr. v. Hellwald's „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart“ (4. Aufl., 1896 bis 1898) klar zum Ausdruck, da sie auch die Anfänge der Kultur mitbehandelt. Um die weltumfassenden Kulturgeschichtswerke als solche hervorzuheben, hat das Wort wohl auch einen Zusatz erhalten, und sie sind als „Allgemeine Kulturgeschichte“ oder „Kulturgeschichte der Menschheit“ bezeichnet worden.[1]

Es fragt sich nur, ob eine universale Kulturgeschichte in Wirklichkeit überhaupt möglich ist, und damit kommen wir zur methodologischen Begrenzung unserer Disziplin. Außer durch ihr Objekt werden die Wissenschaften auch noch durch ihre Methode charakterisiert und gegeneinander abgegrenzt. In unserm Falle ist sie schon im Namen selbst zum Ausdruck gebracht: als Geschichte der Kultur und als ein Zweig der Geschichtswissenschaft kann es unsere Disziplin nur mit den Kulturerscheinungen in ihrer wirklichen kausalen Bedingtheit zu tun haben, schließt dagegen alle geschichtsphilosophischen und völkerpsychologischen Betrachtungen aus.[2] Wie sich im einzelnen bei all den verschiedenen Völkern die Kulturformen und Kulturkomplexe ablösen, mischen und kombinieren, wo und wie sie entstanden sind, wie sie sich verbreitet und dabei um-

---

[1] Vgl. außer Klemm's bereits zitierter „Allgemeiner Cultur-Geschichte der Menschheit“ (1843—1852) noch Otto Henne-Am Rhyn, „Allgemeine Kulturgeschichte“ (1877), und Julius Lippert, „Kulturgeschichte der Menschheit“ (2 Bde., 1886 und 1887). Auch Ratzel („Völkerkunde“, 2. Aufl. 1894, I, S. 4) spricht von einer „allgemeinen Kulturgeschichte“, „die einen erdbeherrschenden Standpunkt einnimmt, weil sie die Geschichte der Verbreitung der Kultur durch die ganze Menschheit hin überschauen will.“

[2] Vgl. Bernheim, a. a. O., S. 9ff., besonders S. 15.

gebildet haben, welche Gesamtentwicklung sich daraus für die einzelnen Kulturelemente und Kulturkategorien ergibt, schließlich, wie danach die Kulturentwicklung im ganzen verlaufen ist: das sind die Probleme, mit denen sich die Kulturgeschichte zu befassen hat.

Diese Probleme sind aber nur dann zu bewältigen, wenn sich in die kulturellen Zustände und Ereignisse chronologische Ordnung bringen läßt. Aus dem scheinbaren Mangel einer solchen bei den meisten außereuropäischen Völkern ist es nun im wesentlichen zu erklären, daß sowohl die Geschichte überhaupt wie die sich danach richtende Kulturgeschichte — trotz aller begrifflichen Weite — in praxi einen engeren Sinn erhielten und nur selten über Europa und den vorderen Orient oder — später — die Gesamtheit der orientalischen Kulturvölker hinausgingen.[1] Es war folglich nicht unbegründet, wenn auch bei dieser Beschränkung von „allgemeiner Kulturgeschichte“[2] oder sogar von „Kulturgeschichte der Menschheit“[3] geredet wurde.[4]

In der Tat sind ja auch alle oben genannten universalen Kulturgeschichten — von gewissen aus dem prähistorischen Material gewonnenen Resultaten abgesehen — in ihren auf den Werdegang der primitiven Verhältnisse bezüglichen

---

[1] Ed. Meyer („Zur Theorie und Methodik der Geschichte“ 1902, S. 47) rückt allerdings das Moment der historischen Wirksamkeit (d. h. derjenigen auf die europäisch-orientalischen Kulturgeschichte) für die ethnische Abgrenzung der Geschichte in den Vordergrund und schließt deshalb so gut wie alle primitiven Völker vom historischen Interesse aus. Das ist ein einseitig-europäischer Standpunkt, der von vornherein auf eine Universalgeschichte verzichtet. Dagegen schon Fr. Ratzel, HZ., Neue Folge 57 (1904), S. 21 f. Daß die Kulturgeschichte der primitiven Völker indirekt von hoher Bedeutung auch für die europäische Kulturgeschichte ist, weil durch jene die älteren Kulturschichten dieser klarer erkannt werden, wird dabei ganz übersehen.

[2] Vgl. z. B. W. Wachsmuth, „Allgemeine Culturgeschichte“, 3 Bde., 1850—1852.

[3] Vgl. z. B. G. F. Kolb, „Culturgeschichte der Menschheit“, 2 Bde., 1869 u. 1870.

[4] Auch diese Verwendung noch für zu weit zu halten und den Ausdruck Kulturgeschichte auf die Geschichte der Kulturen einzelner Kulturvölker und bestimmter historischer Epochen zu beschränken, d. h. ihn nicht abstrakt zu gebrauchen (M. Winternitz, Globus LXXVIII, 1900, S. 372), liegt absolut kein Grund vor.

Teilen rein spekulativ[1], und noch ganz kürzlich äußert sich K. Lamprecht dahin, daß die Völkerkunde in sich keine Chronologie besitze und diese auch nur überaus schwer entwickeln könne, daß folglich vom historischen Standpunkt aus betrachtet die Fragen der primitiven menschlichen Kultur nur durch eine Kombination kinderpsychologischer und völkerpsychologischer Arbeit gelöst werden könne.[2] Heutzutage ist aber zu solcher Resignation eigentlich kein Grund mehr vorhanden. Nicht nur sind mit der Zeit eine ganze Reihe Traditionen von primitiven Völkern bekannt geworden, die über deren letzte Schicksale einigen Aufschluß zu geben vermögen, es haben auch ihre somatischen und Kulturverhältnisse (einschl. der Sprache) allgemeine Schlüsse auf Zusammenhänge und Völkerbewegungen zu ziehen erlaubt, so daß bereits Helmolt's „Weltgeschichte" (9 Bde., 1899—1907), das erste Resultat dieser erweiterten Kenntnisse, durch eine gewisse Verarbeitung der äußeren Schicksale der primitiven Völker wirklich erdumspannend sein konnte.[3] Und auch darüber hinaus ist es einer methodischen Forschung der letzten Zeit gelungen, in die Kausalzusammenhänge der primitiven Kulturentwicklung außerhalb Europas einzudringen, dadurch den kulturellen Aufbau weiter „geschichtsloser" Gebiete zu erschließen, entlegene Kulturprovinzen miteinander zu ver-

---

[1] Ebenso sind die Geschichten der Menschheit von I. Iselin („Geschichte der Menschheit", 2 Bde., 1784), Herder („Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 4 Bde., 1784—1791) und anderen aus der damaligen Zeit (vgl. F. Günther, „Die Wissenschaft vom Menschen", Geschichtl. Untersuchungen hrsg. von K. Lamprecht V, 1, S. 23f.), die heutzutage in gewisser Umgestaltung von K. Lamprecht (vgl. seine Schriften „Die kulturgeschichtliche Methode" 1900, S. 26ff., 44f.; „Moderne Geschichtswissenschaft" 1905, bes. S. 90f., 119ff.) und K. Breysig (vgl. seine „Geschichte der Menschheit" I, 1907, S. VIIf., 33ff., 42ff.) wieder aufgenommen werden, geschichtsphilosophische und keine geschichtswissenschaftlichen Werke. Sie dürfen also nicht als Belege für die Möglichkeit einer Universalgeschichte im eigentlichen Sinne herangezogen werden.

[2] „Über Forschungsinstitute", Die Woche 1910, S. 1807f. Siehe auch „Moderne Geschichtswissenschaft" (1905), S. 123f.

[3] Trotz der Definition „Weltgeschichte ist die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit"(I, S. 3) handelt es sich nicht um eine allgemeine Geschichte.

knüpfen und objektive kulturelle Entwicklungsreihen aufzustellen.[1] Über die Einzelheiten der dabei befolgten Methode und ihre Berechtigung gibt der vorliegende Band genügenden Aufschluß. Damit ist jeder Anlaß in Wegfall gekommen, den Begriff der Kulturgeschichte nicht universal zu gebrauchen.[2]

Wir können also die folgende Definition von Kulturgeschichte (history of civilisation, histoire de la civilisation) geben: Die Kulturgeschichte ist die Wissenschaft von der kausalen Entwicklung alles dessen, was das geistige Leben und die äußere Lebensführung sämtlicher jetzt oder einst lebender Völker der Erde ausmacht.

Diese Wissenschaft in ihrem universalen Charakter auf einen festen Untergrund zu stellen ist das Ziel der „Kulturgeschichtlichen Bibliothek". Sie hat sich die Auf-

[1] Vgl. besonders die in diesem Bande S. 92, Anm. 2; S. 98, Anm. 4; S. 104, Anm. aufgeführte Literatur. Ferner siehe mehrere Aufsätze von mir und von Graebner in den vom Verein zur Förderung des städtischen Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde in Cöln herausgegebenen „Ethnologica" (Band I, 1909; Band II in Vorbereitung), sowie Graebner's Aufsatz „Zur australischen Religionsgeschichte", Globus XCVI (1909), S. 341ff., 362ff., 373ff. und meinen Artikel „Zur Geschichte des Gebläses und zur Herkunft der Eisentechnik", Globus XCVII (1910), S. 142ff. Einen Versuch nach derselben Richtung hin, der jedoch nur zu einem gewissen Teil als gelungen zu bezeichnen ist, stellt Pater W. Schmidt's Buch „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen" (1910) dar. Ein allgemein gehaltener vorläufiger Überblick über die Kulturschichtung der ethnologischen Gebiete, soweit sie überhaupt erarbeitet ist, findet sich in meinem „Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum der Stadt Cöln", 3. Aufl. 1910.

[2] „Völkerkunde" oder „Ethnologie" dafür zu sagen, wie es M. Winternitz, Globus LXXVIII (1900), S. 372 will, entspricht der ganzen historischen Entwicklung dieses Begriffes nicht, die ihn für die Kulturgeschichte der außereuropäischen Völker mit Ausnahme der alten vorderasiatischen und nordafrikanischen in Anspruch nimmt (vgl. meinen für diese Serie in Vorbereitung befindlichen Band „Begriff und Aufgaben der Ethnologie"). Außerdem hat „Kulturgeschichte" zweifellos den Vorzug vor „Völkerkunde", wenn es gilt einen Namen für die kausale Erforschung der gesamten Kulturentwicklung durchzuführen, weil es sich dabei ja um eine Teildisziplin der Geschichte handelt und das am deutlichsten auf jene Weise zum Ausdruck kommt.

gabe gesetzt, nach Möglichkeit das gesamte Kulturmaterial der Erde systematisch in knapper, auf eine allgemeine Kulturgeschichte hinzielender Form zusammenzufassen und streng wissenschaftlich nach historischer Methode zu verarbeiten. Werke über Geschichte, Stellung und Betrieb dieser Disziplin und ihrer Zweige treten ergänzend hinzu.

Das erdumfassende Gebiet der Kulturgeschichte zerfällt nun zunächst in zwei Teile, einen europäischen und einen außereuropäischen, deren Vermittlung sozusagen durch gewisse orientalische Kulturen gebildet wird. Auf der einen Seite haben wir jenen Kulturkreis, aus dem unsere eigene Kultur von heute erwachsen ist und der deshalb frühzeitig das Interesse der europäischen Wissenschaft erregte; auf der andern Seite stehen alle jene Völker, die im wesentlichen erst seit dem Entdeckungszeitalter in den europäischen Horizont rückten und deren Kulturentwicklung bis in die jüngere Zeit hinein, wenn überhaupt, so jedenfalls nur an wenig Punkten und vorübergehend direkte Verbindung mit dem erstgenannten gehabt hat; und dazwischen schieben sich die asiatischen und nordafrikanischen Kulturvölker, die schon in altem Verkehr und Kulturaustausch mit Südeuropa gestanden haben. Je nach dem Fortschritt ihrer Erschließung sind diese in die Kulturgeschichte im engeren Sinne[1] einbezogen worden, andrerseits gehören sie aber auch ganz (Indien, Ostasien) oder doch in ihren jüngeren Entwicklungsformen (Vorderasien, Nordafrika) in das Gebiet der Ethnologie[2], wie es sich museal ausprägt, und zweifellos sind sie auch durch kontinuierlichere und stärkere Fäden mit dem übrigen Asien resp. Afrika verknüpft.

So ergab sich für die „Kulturgeschichtliche Bibliothek“ vor allem eine Zweiteilung: eine „Bibliothek der

---

[1] Vgl. oben S. VI.

[2] Über den Begriff der Ethnologie (als Kulturgeschichte der außereuropäischen Völker mit Ausnahme der alten vorderasiatischen und nordafrikanischen) siehe meinen darüber in Vorbereitung befindlichen Band. Die allgemeine Kulturgeschichte ist demnach nicht „im wesentlichen ein Teil der Ethnologie“ (P. Ehrenreich, ZfE. XLII, 1910, S. 363; vgl. auch seine „Allgemeine Mythologie“, 1910, S. III, 26, 28 u. a., wo Ethnologie als allgemeine Kulturwissenschaft aufgefaßt wird), sondern es ist umgekehrt die Ethnologie ein Teil der allgemeinen Kulturgeschichte.

europäischen Kulturgeschichte" und eine „Ethnologische Bibliothek", der die an sich herausfallende Kulturgeschichte des alten Vorderasiens und Nordafrikas angegliedert wurde, die davon nicht zu trennen ist, sobald es darauf ankommt, eine allgemeine asiatische oder afrikanische Kulturgeschichte zu schreiben oder doch vorzubereiten. Innerhalb dieser beiden Serien macht sich aber für das gewaltige, zur Verfügung stehende Material eine mannigfache Gliederung nötig, um es nach allen Richtungen hin geschichtlich durchdringen zu können. Nicht nur die verschiedenen geographischen Untergebiete, Völkergruppen und Völker, sondern auch die verschiedenen Kulturkategorien und zum Teil auch die verschiedenen Kulturperioden und Kulturschichten gilt es einzeln zu behandeln. Doch sollen dort, wo eine geographische oder ethnische Begrenzung in Frage kommt, die Themata fürs erste gewöhnlich nicht zu eng genommen werden, weil sich nur so größere Gesichtspunkte (bis in den Anfang zurückgehende Kulturschichtungen, weitreichende Zusammenhänge, Chronologien für die verschiedenen Ausbildungsformen der Kulturelemente u. dgl.) ergeben. Diejenigen Bände, die dem kolonialen Interesse entgegenkommen, stehen natürlich auf einem andern Brett.

Eine dritte Reihe von Bänden ist zunächst für solche Themata bestimmt, die von vornherein geographisch nicht begrenzt sind („Allgemeinere Werke"); namentlich soll sie aber später das Material der beiden ersten Serien äußerlich und innerlich zusammenfassen, sowohl durch Verfolgung der einzelnen Kulturkategorien und Kulturschichten über die ganze Erde hin, wie auch endlich durch eine allgemeine Kulturgeschichte. Daß die beiden ersten Serien auch inzwischen nicht ohne gegenseitigen Bezug bleiben, ist selbstverständlich: wie die europäischen Bände zur Aufhellung und Beurteilung der primitiveren Kulturschichten und Kulturformen der ethnologischen Resultate bedürfen, so muß in den ethnologischen Bänden über die Anfänge der verschiedenen Kulturkategorien das europäische Material verwertet werden, soweit es dem außereuropäischen entspricht und zur Gewinnung seines Anschlusses an die europäische Kulturentwicklung nötig ist.

Es ist nicht zu erwarten, daß unsrer „Bibliothek"

die Erfüllung der ihr gesetzten Aufgabe gleich beim ersten Anlauf in allen ihren Teilen ganz gelingt; müssen doch wohl alle weiter umgrenzten Gebiete in der dargelegten Art und in einheitlichem Zusammenhange erstmalig bearbeitet werden, und liegen doch selbst Materialsammlungen für die meisten Gebiete noch nicht in umfangreicherem Maße vor. Dafür wird der Leser fast überall den Reiz des Neulands haben, auch in den europäischen Bänden, obwohl die europäische Kulturgeschichte nach mancher Richtung hin nicht wenig durchforscht ist. Die besondre Aufgabe der Bibliothek wird hier einmal darin bestehen, daß versucht wird, die Kulturformen und Kulturvorgänge vor der an der Hand von schriftlichen Quellen verfolgbaren Entwicklung Europas durch möglichst vollständige Ausnutzung des prähistorischen und volkskundlichen Materials und durch Berücksichtigung der ethnologischen Resultate zu ergründen und bei der Erklärung der historischen Vorgänge im engeren Sinne nicht aus dem Auge zu verlieren; weiterhin darin, daß die gesamte Kultur, auch deren sogenannte materielle Seite, gleichmäßig herangezogen wird, nicht nur die sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Elemente, von deren Werdegang seit dem Altertum mehr die großen Züge hervorgehoben und die Details zurückgestellt werden müssen, soweit sie anderweitig schon verarbeitet sind. In unserem Zeitalter der Technik darf eine erstmalige eingehendere geschichtliche Behandlung der materiellen Seite unsrer Kultur auf besonderes Interesse rechnen. Dazu kommt, daß dort, wo die historische Überlieferung fehlt oder ungenügend ist, gerade die materiellen Kulturgüter wegen ihrer Klarheit in den Formverhältnissen und wegen ihrer Objektivität am geeignetsten sind, Beziehungen einwandfrei nachzuweisen, wodurch dann auch die Geschichte der übrigen Kulturelemente nicht unwesentlich gewinnen kann.

Wenn es sich auch bei dem ganzen Unternehmen um ein rein kulturgeschichtliches Ziel handelt, so werden doch den ethnischen Monographien in der Regel kurze Betrachtungen über die physische Seite der Völker vorausgeschickt werden, nicht nur, um diejenigen, von deren Kultur die Rede ist, auch äußerlich bekannt zu machen, sondern weil auch aus den anthropologischen Verhältnissen

gegebenenfalls Anhaltspunkte für Kulturbewegungen zu schöpfen sind.

Dem streng wissenschaftlichen Charakter der Bibliothek entsprechend, werden Illustrationen nur soweit gebracht, als sie zur Erläuterung des Textes dienen, und nicht etwa als bloßer Buchschmuck, ohne näheren Bezug zu irgendwelchen Ausführungen, wie es heutzutage in zusammenfassenden Werken leider so häufig üblich ist und oft direkt lächerlich wirkt. Die Beigabe kulturgeschichtlicher Kärtchen, aus denen die Verbreitung bestimmter Kulturformen und Kulturkomplexe zu ersehen ist, wird den praktischen Wert der Bände erhöhen.

*

Besondre Bedeutung möchte ich der ethnologischen Reihe zuschreiben, die mit dem vorliegenden Bande die „Kulturgeschichtliche Bibliothek“ eröffnet. Einmal deshalb, weil erst sie in dem oben dargelegten Sinne zu einer wirklichen universalen Kulturgeschichte führt und dabei durch ihre Beschäftigung mit der Anfangsgeschichte der menschlichen Kultur hervorragend geeignet ist, die Grundlagen der europäischen Kulturgeschichte besser verstehen zu lernen. Nicht geringere Bedeutung scheint sie mir aber auch für die Ausbildung der ethnologischen Disziplin selbst zu haben.

Während die europäische Kulturgeschichte sich allgemeiner Anerkennung ihrer Bedeutung erfreut und von einer Reihe wohlbegründeter geschichtlicher Disziplinen mit akademischer Vertretung getrieben wird, hat die Ethnologie — wenigstens in Deutschland — noch um ihre Stellung und Selbständigkeit zu kämpfen. Das kommt in der immer noch so geringen Pflege des Fachs an Universitäten und verwandten Anstalten zur Geltung.[1] Das zeigt sich ferner

[1] Vgl. O. Richter, Museumskunde II (1906), S. 198 Anm., 211ff. Zu den deutschen Universitäten, an denen die Ethnologie besonders vertreten wird, sind Heidelberg (mit einem Lehrauftrag) und Freiburg i. Br. (mit einem Privatdozenten) hinzugekommen; außerdem wird am Hamburgischen Kolonialinstitut regelrecht Völkerkunde getrieben. Über den Stand der Angelegenheit in andern Ländern siehe namentlich Th. Gollier, „L'ethnographie et l'expansion civilisatrice“ (Congr. Intern. d'Expansion Écon. Mondiale 1905, Sect. V), S. 25ff., der von den deutschen Verhältnissen durch Zusammenwerfen der anthropologischen und ethnologischen Universitätsvertretungen ein ganz schiefes Bild entwirft.

in der Tatsache, daß die Ethnologie noch heutzutage in unverhältnismäßigem Umfange auf die Angehörigen andrer Disziplinen und Berufe als Mitarbeiter angewiesen ist, wohlverstanden nicht bloß beim Sammeln, sondern auch beim Verarbeiten des Stoffs.[1] Auf solchem Boden blüht aber wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Dilettantismus.[2] Ganz naturgemäß stellt sich in weiten Kreisen die Vorstellung ein, daß Ethnologie jeder treiben könne[3], und daraus erklärt sich wiederum die geringe Achtung, die der Ethnologe teilweise, namentlich in den Kolonien, zu genießen scheint.[4] All die letzten Mißstände würden bei zahlreicherer akademischer Vertretung der Ethnologie und bei methodischer Heranbildung eines beständigen Nachwuchses von selbst verschwinden. Aber daran fehlt es ja gerade. Wie erklärt sich das? Ich glaube, im wesentlichen trifft die Ethnologie selbst die Schuld, und es liegt nicht, wie es gewöhnlich dargestellt wird, an ihrer verhältnismäßigen Jugend. Denn andre Wissenschaften, wie die sprach- und kulturgeschichtlichen Disziplinen des vorderen Orients, haben sich in ähnlicher, teilweise noch ungünstigerer Lage befunden und doch sich Eingang bei der Universität zu verschaffen gewußt. Die Ursache dafür, daß die Ethnologie ins Hintertreffen gekommen ist, sitzt tiefer, und zwar ist sie meines Erachtens darin zu suchen, daß diese Wissenschaft innerlich noch nicht gefestigt genug ist, daß sie sich noch nicht zu einer Klarheit über ihr Wesen und ihre Aufgaben durchzuringen verstanden hat, eine unerläßliche Vorbedingung, um auf Anerkennung und Aufnahme in den Kreis der ausgebildeten Fächer rechnen zu können.[5]

---

[1] Bei der Besetzung von leitenden Stellen an ethnologischen Museen sollte allerdings schon heutzutage auf museal geschulte Ethnologen nicht mehr verzichtet werden, wie es gleichwohl noch in letzter Zeit geschehen ist.

[2] Vgl. E. Grosse, Festschrift für Adolf Bastian (1896), S. 600f.

[3] Daher die merkwürdige Tatsache, daß die deutsche Reichskommission zum Studium des Eingeborenenrechts nur aus Rechtsgelehrten und Mitgliedern des Reichstags besteht. Vgl. F. Graebner, Globus XCIV (1908), S. 216.

[4] Vgl. Aug. Kraemer, Globus XCVI (1909), S. 265f.

[5] Diesen Gedanken äußert schon M. Winternitz, Globus LXXVIII (1900), S. 345. Er deutet auch mit Recht an (S. 377), daß von der Begriffsbestimmung unserer Disziplin die Art ihrer akademischen Vertretung abhängt.

Schon die stoffliche Abgrenzung wird ganz verschiedenartig und unklar gehandhabt[1], noch schlimmer ist es aber mit den Zielen und der Arbeitsmethode bestellt.

An regem Leben, insbesondere an lebhafter Sammeltätigkeit, fehlt es nicht auf ethnologischem Gebiete.[2] In den Museen häuft sich das Material in fast beängstigendem Maße, sie wetteifern in der Ausrüstung von Expeditionen, und eine weitverzweigte Literatur bringt eine Fülle von Beobachtungen und Reisebeschreibungen. Aber über dem Sammeln hat man viel zu sehr die wissenschaftliche Arbeit vergessen. Man hat meistens mit dem bloßen Beschreiben des Museumsmaterials, mit dem Zusammentragen gleicher und ähnlicher Erscheinungen (d. h. ethnographischen Parallelen), mit der Feststellung der Verbreitung bestimmter Kulturelemente genug zu tun gemeint, während das doch alles ebenso, wie das Sammeln und Beobachten, nur als eine, wenn auch nötige, Vorarbeit für die eigentliche wissenschaftliche Aufgabe betrachtet werden kann. Diese selbst, die man wohl in der Entwicklungsgeschichte der ethnologischen Kulturverhältnisse erkannte, hat man, soweit überhaupt, in der Regel nur spekulativ zu lösen unternommen, und damit hat man sich von vornherein des streng wissenschaftlichen Charakters begeben. Viele, die das Unzulängliche solcher Forschung fühlten, aber kein andres Mittel zur Lösung der Rätsel fanden, haben resigniert auf alle Fragen nach dem Ursprung der Dinge verzichtet.[3] So ist die Ethnologie noch nicht weit über das Stadium des Kuriositätensammelns hinausgekommen.

Hier will nun die „Ethnologische Bibliothek" Wandel schaffen und in großem Maßstabe zeigen, was einzelne Untersuchungen der letzten Zeit schon angebahnt haben, daß es dieser Disziplin wohl möglich ist, mit streng wissen-

---

[1] Man vergleiche z. B. die Einteilung des „Zentralblatts für Anthropologie" (hrsg. von G. Buschan) mit der „Bibliographie der deutschen naturwissenschaftlichen Litteratur" (hrsg. vom deutschen Bureau der internationalen Bibliographie in Berlin) und mit J. Dieserud, „The scope and content of the science of Anthropology" (Chicago 1908).

[2] Vgl. A. van Gennep, „La Situation internationale des Études ethnographiques" in „Religions, Mœurs et Légendes" (1908), S. 165ff.

[3] So z. B. J. H. F. Kohlbrugge, Anthropos V, S. 1187.

schaftlicher Methode ein höheres Ziel zu erreichen. Dieses Ziel kann — entsprechend der europäischen Kulturgeschichte — nur das sein: die Kulturerscheinungen in ihrer wirklichen kausalen Bedingtheit zu erklären. Und als Methode bietet sich nur diejenige dar, die bei allen Perioden der europäischen Kulturgeschichte den nicht ohne weiteres chronologisch fixierten Quellen gegenüber angewandt wird. Mit dieser kulturgeschichtlichen Aufgabe gewinnt die Ethnologie festen Boden unter den Füßen, erst damit rückt sie in den Kreis der altanerkannten Wissenschaften ein. Wenn diese ihre Aufgabe voll und ganz erfaßt wird, dann wird von selbst die Übertreibung des Wertes nachlassen, der heutzutage noch der Materialbeschreibung beigemessen wird und in dem Ehrgeiz zum Ausdruck kommt, eine Kulturform zum erstenmal beschrieben und gegebenenfalls auch abgebildet zu haben. Möchte es bald geschehen! Denn dieser falsche Ehrgeiz wirkt hemmend auf die Entwicklung der wahren Wissenschaft, indem er öfters dazu führt, auf längere oder kürzere Zeit der kulturgeschichtlichen Forschung wichtige Materialien vorzuenthalten.

Verschiedentlich besteht nun aber die Auffassung, daß das ethnologische Material trotz seiner Fülle zu allen weitergehenden Schlüssen doch noch zu lückenhaft sei und daß man sich deshalb vor allem erst einmal aufs Sammeln legen, die Verarbeitung dagegen für später aufheben müsse. Gewiß sind noch viele Lücken vorhanden, und es werden daher manche Fragen vorläufig nicht zu beantworten sein (alle ja überhaupt niemals); aber der zusammengetragene Stoff ist groß genug, um schon jetzt eine ganze Anzahl Probleme lösen oder doch der Lösung näher bringen zu können, zumal er auf vielen Gebieten das Material der europäischen Kulturgeschichte bei weitem übertrifft. Ja, wenn die Sammeltätigkeit nach allen Seiten hin befriedigend sein soll, so muß sie sogar Hand in Hand gehen mit dem kulturgeschichtlichen Forschen.[1] Denn erst dieses zeigt ihr die Probleme im großen und kleinen: die Stellen, wo die Arbeit zunächst einsetzen muß, weil sie dort für den wissenschaft-

---

[1] Vgl. A. Vierkandt, Globus XCIV (1908), S. 79f. F. Graebner, ebenda, S. 215. L. Frobenius, PM. Ergänzungsheft 166, S. 111. Haddon and Quiggin, „History of Anthropology" (London 1910), S. 3.

lichen Fortschritt am bedeutungsvollsten ist; die Wichtigkeit vieler kleiner Kulturzüge und die voraussichtlich vorhandenen und vielleicht noch ausfüllbaren Lücken in unserm Kulturbild von den verschiedenen Völkern. Eine größere Masse ethnologischen Materials wird nur deshalb nicht beobachtet und gesammelt, weil die Aufmerksamkeit nicht darauf gelenkt ist, und geht auf diese Weise spurlos für die Wissenschaft verloren. So kann auch nach dieser Richtung hin die „Ethnologische Bibliothek" segensreich wirken.

*

Wir haben gesehen: die methodische Durchdringung des Materials ist es erst, die die Ethnologie, wie jede andre Disziplin, zu einer wahren Wissenschaft erhebt. Darum schien es bei dem in ihr so sehr hervortretenden Mangel an methodischer Forschung besonders wichtig, gerade mit einer Darstellung der ethnologischen Methode die Reihe der ethnologischen Bände zu beginnen. Aber nicht nur als Grundlage *dieser* Reihe kann der vorliegende Band, „*Die Methode der Ethnologie*" von F. Graebner, dienen; auch für die europäischen Verhältnisse wird er überall da mit Vorteil heranzuziehen sein, wo eine Chronologie zunächst nicht gegeben ist, also vor allem bei der Volkskunde, doch auch in weitem Umfange bei der Prähistorie[1], Altertumskunde usw. Überall treten die gleichen Fragen auf: Aus welchen Kulturschichten setzt sich die einzelne Kultureinheit zusammen; welcher Kulturschicht gehört das einzelne Kulturelement, die einzelne Kulturform an, und wie sind diese Kulturschichten, Kulturelemente und Kulturformen aufeinander gefolgt?

Daß es sich bei dieser kulturgeschichtlichen Methode, wie sie bereits in ethnologischen Einzelstudien zur Anwendung gelangt ist, nicht mehr um unsichere und tastende Versuche handelt, wie Haberlandt einmal meint[2], sondern um eine konsequente Durchführung ganz bestimmter Grundsätze, wird der vorliegende Band beweisen.

Eigentlich bestand die Absicht, die Darstellung des

---

[1] Auch für die Prähistorie ist die kulturgeschichtliche Methode anwendbarer, als es M. Hoernes in seiner Besprechung von L. Pigorini's „Gli abitanti primitivi dell' Italia" (Zentralbl. f. Anthr. XV, S. 371ff.) gelten läßt.

[2] Globus XCVII (1910), S. 177.

Begriffs und der Aufgaben der Ethnologie, die ich selbst übernommen habe, mit Graebner's „Methode“ zu einem Bande zu vereinigen, doch bin ich an dem rechtzeitigen Abschluß dieses zweiten Teils des wissenschaftlichen Fundamentes der Ethnologie durch zahlreiche anderweitige Verpflichtungen verhindert worden. Dadurch wird jedoch die Tatsache nicht berührt, daß wir beide, Graebner und ich, durch eingehende Besprechungen zu völliger Übereinstimmung in den Grundfragen gelangt, die beiderseitigen Darlegungen in allen wesentlichen Punkten gleichmäßig vertreten. Die beabsichtigte Einheit kommt zudem noch in der einander geleisteten Mitarbeit zum Ausdruck: nicht nur haben wir uns in jeder Weise gegenseitig unterstützt, sondern auch das Manuskript der „Methode“ gemeinsam und eingehend durchgesprochen, und das gleiche Verfahren wird bei dem in Vorbereitung befindlichen Bande „Begriff und Aufgaben“ eingeschlagen werden. Für die Ausführung im einzelnen ist natürlich jeder der beiden Autoren selbst verantwortlich.

*

Zum Schlusse habe ich allen denen zu danken, die durch Rat und Tat dazu beigetragen haben, das nunmehr begonnene Werk ins Leben zu rufen.

Dem Verlag, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, bin nicht ich allein verpflichtet für das große Entgegenkommen, das er bei der Ausgestaltung des ganzen Planes andauernd bezeigt hat. Ihm schuldet die gesamte Kulturgeschichte, insbesondere die so sehr des wissenschaftlichen Ausbaus bedürftige Ethnologie, aufrichtigen Dank für die grundlegende Förderung, die er ihr durch die Herausgabe der „Kulturgeschichtlichen Bibliothek“ hat angedeihen lassen. Und gleicher Dank gebührt Herrn Professor Dr. W. Streitberg, dem bekannten Indogermanisten, der die erste Anregung zu dieser Serie gegeben hat.

Cöln, Januar 1911.

W. Foy.

Inhalt.

I.

Einleitung.

§ 1. Eine allgemeine, zusammenfassende Methodik der Ethnologie existiert bis jetzt nicht. Die bestehenden Arbeiten, deren Titel einen solchen Inhalt vermuten läßt, haben entweder mit einer Methode der Völkerkunde so gut wie nichts zu tun, wie das bei dem Aufsatz von Wirth der Fall ist[1], oder sie begnügen sich, wie die Arbeit von Günther[2], mit der Betonung und Auseinandersetzung des komparativ-genetischen Charakters der Disziplin. Davon ist die vergleichende Tätigkeit selbstverständlich in keiner Weise eine Eigentümlichkeit der Ethnologie, sondern allen Wissenschaften gemeinsam.[3] Überdies fehlt der bloßen vergleichenden Nebeneinanderstellung von Erscheinungen zunächst noch ganz das Merkmal methodischer Betätigung, die vielmehr erst damit beginnt, daß die verglichenen Daten zueinander in Beziehung gesetzt werden. Auch die Betonung des Entwicklungsgedankens ist ja nichts spezifisch Ethnologisches; sie enthält aber besonders gar keinen Grundsatz methodischer Beweisführung, sondern stellt

---

[1] A. Wirth, „Methode vergleichender Völkerkunde", Polit.-Anthr. Revue V, S. 156ff. Er behandelt nur die Verwertung von Sprachgleichungen zu Schlüssen über Völkerzusammenhänge.

[2] Günther, „Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde", 1904.

[3] Daraus ergibt sich der Hauptfehler von A. van Gennep's Ausführungen in „Totémisme et Méthode comparative" (RHR. 1908, S. 1ff.), nämlich die Aufstellung eines Gegensatzes zwischen historischer und komparativer Methode. Die Einwände, die er gegen die historische Methode erhebt, beruhen außerdem wohl zu einem Teil auf geringer Kenntnis der Quellenkritik, die ja allerdings in Frankreich nicht sehr intensiv betrieben wird; sie können deshalb höchstens einen Teil der Forscher, aber nicht die Methode treffen.

ein Postulat der Auffassung, der philosophischen Anschauung dar.[1]

Die Frage erscheint vielleicht nicht ganz unberechtigt, ob eine Methodik der Völkerkunde überhaupt heute schon geschrieben werden kann. In der Auffassung der ethnologischen Daten und ihrer Beziehungen bekämpfen sich heute so radikal entgegengesetzte Meinungen[2], daß es auf der Hand liegt, die so verschiedenen Ergebnisse könnten nicht durch ein und dieselbe Methode gewonnen sein. Und wer die Kapitel der folgenden Arbeit übersieht[3], wird finden, daß ein Teil der darin enthaltenen Fragen in der völkerkundlichen Literatur bisher so gut wie nicht vertreten ist. Nicht daß die ethnologische Tätigkeit ihnen ganz aus dem Wege gegangen wäre. Es ist in der Hauptsache ein Fehler der beschränkten Publikationsmöglichkeiten in unserer Disziplin, daß diejenigen methodischen Funktionen, die im Verhältnis zu den übrigen als Vorarbeiten gelten müssen, wie besonders das ganze Gebiet der Quellenkritik, in den Veröffentlichungen nur schwach zur Erscheinung kommen. Ihre Grundsätze muß der Systematiker, soweit nicht methodische Studien aus verwandten Wissenschaften Orientierungsdienste leisten, statt aus der Literatur aus der Praxis ablesen. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß die mangelhafte literarische Vertretung dieser Zweige der Methode das gegenseitige Handinhandarbeiten und damit die systematische Ausgestaltung der betreffenden Gebiete behindert. Und nimmt man die erwähnten Gegensätze der Auffassung hinzu, so wird man zugeben dürfen, daß einer Darstellung der ethnologischen Methode die Wege nicht gerade geebnet sind.

§ 2. Auf der andern Seite erscheint mir jedoch, als wenn ein Versuch solcher Darstellung besonders geeignet wäre, die Sachlage zu klären. Es ist für jede Wissenschaft nützlich, wenn sie sich über ihr Wesen nicht nur, sondern über die Wege und Grenzen ihrer Erkenntnisfähigkeit Rechenschaft ablegt, sich ihrer selbst bewußt wird. Ich rede mir nicht ein, mit diesem Versuche in jeder Hinsicht

[1] Auch die Fragen des Elementargedankens und der Entlehnung werden bei Günther nicht methodisch gefaßt, sondern als Streitfragen der Anschauung.

[2] Vgl. Kap. IV, 2. [3] Besonders Kap. II.

das Richtige getroffen, die methodischen Probleme einwandfrei gelöst zu haben. Was ich hoffe, ist vielmehr, die einschlägigen Fragen mehr als bisher in Fluß zu bringen und so ihre Beantwortung vorzubereiten. Dabei kam mir eins zu statten: das ist der auf der Gleichartigkeit des Stoffes und der Probleme beruhende enge methodische Bezug der Völkerkunde zur Geschichte im engeren Sinne, demzufolge unsere Disziplin, wie sachlich, so auch formell als ein Zweig der Geschichtswissenschaft gelten kann und muß.[1] Die Geschichte gehört aber zu den methodisch am besten durchgearbeiteten Wissenschaften; ich hatte mannigfache Gelegenheit — und ich habe sie, um die Parallelität deutlich hervortreten zu lassen, systematisch benutzt —, mich an das treffliche Buch von Bernheim über historische Methode[2] anzulehnen. Das Werk besitzt eine große Lücke, und aus ihr ergibt sich auch die einzige größere scheinbare Inkongruenz der Methoden: Bernheim rückt nämlich, wenigstens für den kombinatorischen Abschnitt, zu ausschließlich den auf schriftlichen Quellen beruhenden Teil der Geschichte in den Vordergrund der Betrachtung; und doch spielen auch in der europäischen Geschichte, genauer in der Kulturgeschichte, Schlußkomplexe, die ganz oder überwiegend auf dem Vergleich der unmittelbaren Zeugnisse, der von Bernheim sogenannten „Überreste", beruhen, keine untergeordnete Rolle. Fügt man die dabei zur Anwendung kommenden methodischen Grundsätze in das System ein, so ergibt sich vollste Kongruenz; nur für die Ethnologie bleibt ein Minus, indem die Verwertung zeitgenössischer schriftlicher Quellen für den größten Teil ihrer Gebiete ausfällt.

Die alle Geschichtswissenschaft verbindende, methodische Grundtatsache im Gegensatze zu den sogenannten exakten Wissenschaften ist, daß sie jede Erscheinung in ihrer wirklichen kausalen Bedingtheit erfassen will.[3] Dar-

[1] Vgl. demnächst in dieser Serie W. Foy, „Begriff und Aufgaben der Ethnologie".

[2] Bernheim, „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie", 5. Aufl., 1908.

[3] Also nach der „äußeren" Kausalität gegenüber der sogenannten inneren der Natur-, genauer der exakten Wissenschaften. Eigentlich entspricht doch die historische Ursächlichkeit dem ursprünglichen Sinne des Wortes. Wenn der Chemiker einen che-

aus ergibt sich die charakteristische Wertung der Einzeltatsache gegenüber der Richtung auf das Typische in den Naturwissenschaften überhaupt.[1] Das tritt schon bei den Fragen der Quellenkritik in die Erscheinung; denn nur die den individuellen Vorgängen und Tatsachen beigelegte Bedeutung hat die Bedeutung der einzelnen, zeitlich und räumlich bedingten Quellenangaben zur Folge, woraus dann wieder das Postulat hervorgeht, den wissenschaftlichen Wert dieser Aussagen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln einwandfrei festzulegen. Ebenso beruht das Bedürfnis, aber auch die Schwierigkeit einer Interpretation der Einzelerscheinung nur auf dem Streben, sie in ihren besonderen Beziehungen zu verstehen. Völlig beherrscht wird endlich von der Wertung der Einzeltatsache und von der Tendenz, sie in ihrer realen Einzelbedingtheit zu erfassen, die kombinatorische Tätigkeit: Es bedarf augenscheinlich ganz anderer methodischer Hilfsmittel, um die Frage zu beantworten, wodurch sich die Existenz einer ganz bestimmten, individuellen Gesellschaftsorganisation oder eine bestimmte Schildform an einem bestimmten Orte erklärt, als wenn es sich darum handelt, die Natur der Radioaktivität oder die Entstehung chemischer Verbindungen zu untersuchen. Vielleicht der Hauptunterschied liegt darin, daß die absolute Wertung der Einzeltatsache eine umfassende Anwendung der Induktion unmöglich macht, sie auf die Rolle einer Hilfsfunktion zurückdrängt.

§ 3. Ohne Einfluß auf die vorliegende Arbeit konnte die geringe Entwicklung der völkerkundlichen Methodik trotz allem nicht bleiben. Abgesehen von der erwähnten, notwendigen Unvollkommenheit der Ergebnisse werden manche Probleme und Streitfragen mit einer Breite behandelt werden

---

mischen Vorgang als das Auseinandertreten verschiedenartiger Atome eines Stoffes und ihre Verbindung mit Atomen anderer Stoffe oder der Physiker eine Lichterscheinung als eine bestimmte Art von Ätherschwingung erklärt, so hat er doch eigentlich nicht die Ursachen der Erscheinungen aufgezeigt, sondern individuelle, gegebenenfalls komplizierte Vorgänge durch allgemeinere, einfachere interpretiert. Daß durch dies Verfahren der kausale Zusammenhang der Einzelerscheinungen verständlicher, anschaulicher wird, ändert daran nichts.

[1] In den biologischen Naturwissenschaften wie in der Erdgeschichte steckt freilich schon ein starkes historisches Element.

müssen, die sich eben nur aus dem ungeklärten Zustande der Disziplin erklärt. Weiter folgt aus dem Mangel systematisch methodischen Bewußtseins, daß in der bisherigen völkerkundlichen Literatur nur selten methodische Grundsätze klar zutage treten; eine Prüfung und Beurteilung der vorliegenden Arbeitsmasse auf ihren etwaigen methodischen Gehalt hin wird daher immer nur dem möglich sein, der das fragliche Gebiet, besonders auch in quellenkritischer Hinsicht, kennt und beherrscht. Für mich ergab sich aus dieser Sachlage mit einer gewissen Notwendigkeit die Folgerung, die methodischen Sätze vorwiegend an dem Teile des ethnologischen Materials abzuleiten und zu belegen, der mir persönlich am vertrautesten ist, nämlich an der Völkerkunde der Südsee. Wo ich glaubte, es ohne Gefahr tun zu können, habe ich versucht, diese Einseitigkeit in etwas zu mildern.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, ich hätte die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis zu enge gezogen. Absolute Objektivität gebe es erkenntnistheoretisch überhaupt nicht, zumal bei Dingen, die wir nicht unmittelbar sinnlich wahrzunehmen vermögen; und die großen Wahrheiten seien doch immer dem intuitiven Geiste zu verdanken. Sehr wahr; es handelt sich aber auch gar nicht um absolute Objektivität im philosophischen Sinne, sondern darum, daß die gestaltende Phantasie die Regeln ihrer konstruktiven Tätigkeit nicht frei, künstlerisch schaffend aus ihrer eigenen, hundert- und tausendfach individuell bedingten psychischen Disposition — damit wären auch nur annähernd allgemein gültige Erkenntnisse von vornherein ausgeschlossen —, sondern aus der Natur der Objekte und der Probleme, die das fragliche Wissensgebiet darstellen, gewinnt.[1] Und was die Intuition betrifft, so bin ich der letzte, der ihre grundlegende Bedeutung verkennt. Aber sie, die auch nicht auf zügellos schweifender Phantasie, sondern auf der Kongenialität des Geistes mit seinem Objekt beruht, ist doch nur wenigen in höherem Grade zuteil geworden. Die Gefahr liegt darin, daß von den Jüngern Athenes so gut, wie von denen Apolls,

[1] Die Aufgabe und ihre Schwierigkeit sieht z. B. van Gennep, „Mythes et Légendes d'Australie", S. XXVII (vgl. auch S. CIV) ganz richtig. Er verkennt aber die methodischen Möglichkeiten der Lösung.

sich ein jeder gar zu gern als Genie vorkommt. Und was ist zuletzt das Wahrheitskriterium für die intuitiv gewonnenen Erkenntnisse? Die Übereinstimmung mit den Tatsachen und mit den Grundprinzipien der Wissenschaft. Wer jedenfalls, wie ich, von der europäischen Geschichte, und zwar von der mittelalterlichen Geschichte her zur Völkerkunde kam, den mußte vor allem die Unmethodik, man könnte schärfer sagen Disziplinlosigkeit der jungen Wissenschaft erschrecken. Sie hat es vor allem nötig, in feste Bahnen gelenkt, methodisch eingedämmt zu werden. Die Genies, darum braucht man nicht zu bangen, werden trotzdem kommen und — werden selbst am methodischsten arbeiten.[1]

[1] Vgl. schon meine Besprechung von Weule's „Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert" in Ethnol. Notizbl. III, 3 (1904), S. 118.

II.

Quellenkritik.

1. Einleitung: Sammeln und Beobachten; Publikation.

§ 1. Vorbedingung jeder wissenschaftlichen Arbeit ist gesichertes Forschungsmaterial. Für die Naturwissenschaften ist es in der Regel ohne weiteres gegeben, in den exakten Disziplinen wird es im Experiment sogar vielfach für die jeweiligen Zwecke des Forschers willkürlich hergestellt. Anders in den historischen Fächern. Sie bedürfen sämtlich in größerem oder geringerem Maße einer Kritik ihres Stoffes, ehe sie ihn verarbeiten. In weitestem Umfange gilt das von der Geschichte im engeren Sinne, die sich weit vorwiegend auf die Zeugnisse der Vergangenheit stützt; aber auch die übrigen historischen Disziplinen können einer solchen Kritik nicht entraten, auch die Völkerkunde nicht. Denn erstens entstammen auch ihre Zeugnisse zu nicht geringem Teile der Vergangenheit, wenn auch teilweise einer unlängst verflossenen; und bis es — wenn überhaupt je — möglich ist, den ethnographischen Tatbestand auf der ganzen Erde durch wohlgeschulte Fachkräfte aufnehmen zu lassen, werden wiederum umfangreiche Erscheinungskomplexe dahingeschwunden sein, für deren Erkenntnis wir dann ebenfalls endgültig auf, wissenschaftlich betrachtet, unvollkommene Quellen angewiesen sein werden. Daß endlich selbst eine möglichst sachliche Aufnahme die Kritik nicht ganz überflüssig macht, liegt nicht nur an der Unvollkommenheit der menschlichen Natur überhaupt, sondern an der Entwicklung der Wissenschaft selbst und an der Wechselwirkung der verschiedenen methodischen Funktionen, der Kritik und selbst der Beobachtung mit der Interpretation und Kombination; in jeder Darstellung wissen-

schaftlicher Tatsachen liegt bereits ein, wenn man will subjektives, Element der Auffassung, ein Element, das in den wesentlich auf das Typische gerichteten Untersuchungen der meisten Naturwissenschaften an sich nicht so stark hervortritt und meist durch neue Beobachtung eines jeweilig gleichartigen Falles verhältnismäßig leicht zu eliminieren ist, bei historischen und so auch völkerkundlichen Daten aber durch eindringende Anwendung der inneren Kritik oft überhaupt erst erkennbar wird.[1]

§ 2. Die wissenschaftliche Methodik beginnt eigentlich mit der Kritik; das Zusammentragen des Materials setzt sie voraus. Bei der Bedeutung dieser Tätigkeit für die Wissenschaft will ich ihr jedoch einige Worte widmen.[2] Dabei liegt mir hier natürlich das Eingehen auf technische Fragen fern, zu denen auch die Aufstellung von Fragebögen für völkerkundliche Laien oder überhaupt die Frage gehört, wie sich deren Arbeit den Forschungszielen, wie sie im eigentlichen Sinne nur durch Fachmänner zu erreichen sind, doch tunlichst annähern läßt. Ich beschränke mich vielmehr auf Hervorhebung einiger Gesichtspunkte, die mir den wissenschaftlichen Wert der Ausbeute wesentlich zu bedingen scheinen: Dazu gehört in erster Linie gediegene Schulung des Forschers selbst, der die allgemeine völkerkundliche Problematik ebenso beherrschen muß wie die seines engeren Forschungsgebietes. Nichts wäre falscher als die Annahme, daß ein Mensch durch bloße unbegrenzte Aufnahmefähigkeit und noch so große technische Routine zur Beibringung wissenschaftlich einwandfreien Materials befähigt sei. Er bedarf aller Künste der Kritik nicht nur gegenüber dem von ihm beigebrachten Material, sondern

---

[1] Vgl. dazu Bernheim, S. 185f.

[2] Vgl. zum folgenden: R. Lehmann-Nitsche, „Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie“, Congrès International d'Expansion Économique Mondiale, Mons 1905, Sect. V, S. 1—4. F. Graebner im Globus XCIV, S. 215. Schief ist die Auffassung von Steinmetz („Über die Beschaffung des ethnographischen Materials“, Congrès International d'Expansion Économique Mondiale, Mons 1905, Sect. V, S. 2ff.) hinsichtlich der geringen Eignung von Fachethnologen zum wissenschaftlichen Beobachten, weil der Verfasser nur Universalethnologen kennt. Selbstverständlich sind nicht diese, sondern die Spezialisten die geeigneten Forschungsreisenden.

ebensowohl gegenüber seinen eigenen Beobachtungen, eine Aufgabe, die freilich nicht nur an die intellektuelle, sondern auch an die moralische Kraft des Forschers große Anforderungen stellt. Virtuosität der Interpretationstätigkeit zeigt ihm die richtigen Wege, um in die Bedeutung der Dinge einzudringen; und nur die Fähigkeit, alle sich bietenden Fäden der Kombination schnell zu ergreifen und zu verknüpfen, führt zur Vermutung und dadurch schließlich oft zur Entdeckung wichtiger Daten, an denen sonst der scharfsinnigste Beobachter, wenn ihm nicht ein Zufall günstig ist, vorübergeht. Was das Forschungsgebiet anbetrifft, so soll es im Verhältnis zu der zur Verfügung stehenden Zeit nicht zu eng und nicht zu weit gewählt werden: Es soll nicht auf einen abgeschlossenen, undifferenzierten Bezirk beschränkt werden; denn das Bewußtsein der Variationen und Gegensätze schärft den Blick auch für alle Besonderheiten des Einzelbezirks, die Beschränkung verhindert das Erkennen wichtiger kommerzieller und kultureller Beziehungen.[1] Fast noch bedenklicher ist aber die zu weite Ausdehnung; sie befördert die Oberflächlichkeit, unterbindet eine wirklich intensive Aufnahme. Und auf die kommt es unter allen Umständen an. Sie allein gewährleistet nicht nur, relativ, quantitative Vollständigkeit, sondern auch Zuverlässigkeit. Unvollständige und unrichtige Daten führen aber in ihrer wissenschaftlichen Verwertung, in der doch allein aller Forschungsreisen Zweck und Daseinsberechtigung liegt, mit Notwendigkeit zu falschen Interpretationen und Kombinationen, verfehlen also nicht nur ihren Zweck, sondern richten geradezu Schaden an.[2] Die Art des Sammelns und der Aufzeichnungen sollte, bei aller wissenschaftlichen Schärfe der Aufnahmetätigkeit, soweit es die Verhältnisse irgend zulassen, so erfolgen, daß jedem Benutzer die kritische Nachprüfung ermöglicht wird. Das heißt, es sollen

[1] Frobenius, ZfE. XXXIX, S. 311ff. stellt diese, von ihm m. E. wiederum zu weitherzig gefaßte Forschungsart als „polygraphische“ in einen etwas gesuchten Gegensatz zur „monographischen“. Wie im folgenden ausgeführt, sollte monographische Gründlichkeit doch immer Hauptbedingung bleiben.

[2] Ganz abgesehen von den in meinem zitierten Aufsatz erwähnten, hier nicht zuständigen, praktischen Schädigungen, Störung der einheimischen Kulturen, ohne daß diese durch intensives Studium des ursprünglichen Zustandes ausgeglichen würde.

nicht nur möglichst alle materiell beschaffbaren Teile der Kultur im Original oder, in zweiter Linie, in zuverlässigen Abbildungen beigebracht werden, sondern auch alle aus dem Munde der Eingeborenen erhaltenen Auskünfte sollten, soweit es angeht, in der Form, in der sie gegeben wurden, fixiert werden. Das gilt schon von den zu den materiellen Objekten gelieferten Bemerkungen und Erläuterungen, besonders aber von allen Berichten traditioneller oder religiöser Art, Mythen usw., deren unbedingte wissenschaftliche Verwertbarkeit in hohem Grade von der Möglichkeit einer Nachprüfung des Originaltextes, mag er in der Eingeborenensprache oder einem mehr oder weniger reinen europäischen Jargon, etwa Pidgeon-English, gegeben sein, abhängt.

§ 3. Der letzterwähnte Punkt führt in gewissem Sinne schon von der Frage der Forschungsmethode zu denen der Publikation hinüber. Die Art, in der wissenschaftliches Material veröffentlicht wird, ist an sich in noch höherem Grade als die Art seiner Gewinnung methodisch indifferent. Daß die bis heute vielfach beliebte katologisierende Sammlungsbeschreibung eine Vergeudung von Kraft und Zeit darstellt, außerdem die Übersichtlichkeit und damit die wissenschaftliche Verwertung eher erschwert als erleichtert, ist zwar natürlich keine unwichtige, aber doch eigentlich eine technische Frage, keine der wissenschaftlichen Methodik, ähnlich wie etwa die Aufstellung der materiellen Kulturobjekte in den Museen, bei der ja eine ungeschickte und unsachliche Anordnung, besonders eine Zerreißung des Zusammengehörigen, die wissenschaftliche Benutzung aufs höchste erschwert. Das größte Gewicht ist natürlich darauf zu legen, daß die Publikation des vorhandenen Materials, besonders soweit es nicht in den Museumsschränken allgemein zugänglich ist, sondern etwa in Manuskriptform in den Schubfächern der Direktionen schlummert, überhaupt erfolgt. Ferner, daß die Veröffentlichung vollständig und in dem oben für die Sammlung und Aufzeichnung gegebenen Sinne authentisch ist, das heißt, die kritische Nachprüfung in allen Punkten ermöglicht. Soweit das aus irgendwelchen Gründen nicht möglich sein sollte, müßte die Veröffentlichung wenigstens in einer nicht mißverständlichen Form den Hinweis enthalten, an welcher Stelle das benutzte Dokument gewissermaßen archivalisch

deponiert und der Benutzung zugänglich ist. Ich schließe damit die kurze, etwas außerhalb des eigentlichen Rahmens liegende Vorbemerkung und wende mich dem ersten Teile der eigentlichen wissenschaftlichen Methodik zu, der Kritik.

2. Kritik der unmittelbaren Zeugnisse.

Die Quellen der Völkerkunde zerfallen, wie die der Geschichte überhaupt, in zwei große Gruppen: die unmittelbaren Zeugnisse, all das umfassend, was wir an faktischen Bestandteilen der menschlichen Kulturen, gestorbenen oder lebenden, greifbar in Händen und vor Augen haben, und die Berichte. Die in der Geschichte engeren Begriffs häufige Erscheinung, daß ein und dasselbe Objekt einmal als unmittelbares Zeugnis, ein andermal als Bericht zu behandeln ist[1], tritt in der Ethnologie naturgemäß wenig, und vorwiegend in Gebieten höherer Kultur zutage: Das sind besonders die Literaturen der asiatischen Kulturvölker und des arabisch beeinflußten Sudan. Aber auch die amerikanischen Bilderschriften und die mündlichen Traditionen mancher Völker, wie der Polynesier, gehören hierher. Vielfach wird der formellen Gliederung der Quellen in gewissem Grade auch eine Verschiedenheit des Inhalts entsprechen: Die unmittelbaren Zeugnisse gehören großenteils der materiellen Kultur an, während unsere Kenntnis der geistigen Kultur für die meisten Völker ausschließlich auf Berichten beruhen muß. Ihr Hauptgegensatz liegt aber auf der formellen Seite, in dem unmittelbaren Charakter der einen Gruppe, während in der andern die Tatsachen stets durch das Medium mindestens eines menschlichen Geistes hindurchgegangen sind. Daraus ergibt sich dann auch die verschiedenartige Aufgabe der Kritik den beiden Gruppen gegenüber. Die unmittelbaren Zeugnisse sind an sich, soweit sie überhaupt Quellenwert beanspruchen können, durchaus objektiv; jene Grundfrage, ob dem betreffenden Zeugnis überhaupt der Charakter einer Quelle zuzusprechen ist, sowie weiter die äußere Bestimmung des Zeugnisses erschöpfen hier die kritischen Probleme. Die Berichte sind außerdem und vor allem noch auf ihre subjektiven Eigenschaften hin zu untersuchen und danach zu werten.[2]

---

[1] Bernheim, S. 255ff. [2] A. a. O., S. 465ff.

A. Kritik der Echtheit.

§ 1. Jedes unmittelbare Zeugnis ist, wie gesagt, an sich ein unverdächtiger, objektiver Beleg mindestens für die Existenz der dadurch repräsentierten Kulturerscheinung in der betreffenden Zeit und an dem Orte, dem es angehört. Die Frage kann nur sein, ob ein Objekt, das sich als unmittelbares Zeugnis gibt, diesen Anspruch rechtmäßig erhebt oder nicht; mit andern Worten: Ist das Objekt echt, oder ist es eine Nachahmung oder Fälschung? Fälschungen sind auf ethnologischem Gebiete unvergleichlich seltener als in andern Zweigen der Geschichtswissenschaft, wie etwa der klassischen und orientalischen Archäologie oder der mittelalterlichen Diplomatik.[1] Der Grund liegt natürlich in den erheblich geringeren materiellen Vorteilen, die damit zu gewinnen sind; denn unter allen Motiven zum Fälschen tritt in der Völkerkunde wohl nur die Gewinnsucht stärker hervor, und die kommt nur bei solchen Objekten auf ihre Rechnung, deren Marktwert zu der Mühe und den Kosten der Herstellung in einem vorteilhaften Verhältnis steht. Deshalb sind auch in der Ethnologie die archäologischen Gebiete, also die Archäologie der asiatischen und amerikanischen Kulturvölker, Hauptdomänen der Fälschung. Die Steinskulpturen etwa erfordern zwar teilweise nicht geringe Mühe zu ihrer Herstellung, aber sie erzielen auch hohen Gewinn; noch günstiger liegen die Verhältnisse natürlich bei den leicht herzustellenden Tonsachen, von denen z. B. aus Kolumbien in den letzten Jahren große Mengen in ganz bestimmter Industrie und besonderem Stil auf den Markt gekommen sind.[2] Als vor einer Reihe von Jahren nach der Eroberung von Benin durch die Engländer die Erzeugnisse des dortigen Bronzegusses aus dem 16. und 17. Jahrhundert

---

[1] Vgl. dazu und zum ganzen Kapitel Bernheim, S. 330ff. und Eudel, „Die Fälscherkünste", 2. Aufl. (1909), besonders S. 5ff., 26ff., 192ff.

[2] Das Rautenstrauch-Joest-Museum in Cöln besitzt davon eine größere Sammlung. Eine eingehendere Behandlung dieser Gruppe von Fälschungen beabsichtigt demnächst Foy zu liefern, auf dessen Beobachtungen die hier, wie übrigens auch die für die Nachahmungen von Neuseeland-Objekten gegebenen Notizen im wesentlichen beruhen.

die Aufmerksamkeit der Ethnologen erregten und bald erstaunlich hohe Preise erzielten, wurden auch sie zum Objekt der Fälscherkunst gemacht, wenn auch wohl im ganzen mit verhältnismäßig geringem Erfolge.[1] Übrigens hat man diese Fälschungen kaum jemals scharf von den ohne bewußte Fälscherabsicht, aber ebenfalls unter dem Einflusse der europäischen Nachfrage entstandenen einheimischen Nachahmungen unterschieden, ja, vielleicht nicht einmal immer von den ebenfalls modernen, aber vollständig indigenen Gelbgußprodukten der Nachbargebiete, die in der Hauptsache nur durch ihren ästhetischen Minderwert, durch eine gewisse Stilrohheit, mit jenen Nachahmungen übereinstimmen.[2] An und für sich auf einer ganz andern Stufe als die Fälschungen stehen die Nachahmungen, die, ohne den Schein der Echtheit erwecken zu wollen, nur dem Interesse des Publikums an Kuriositäten und exotischen Formen entgegenkommen; ein Musterbeispiel bieten die Nachahmungen neuseeländischer Nephritobjekte, wie sie besonders zu Idar im Hunsrück vortrefflich hergestellt werden.[3] Methodisch sind sie jedoch den Fälschungen gleich zu behandeln, da auch sie selbstverständlich nicht den Anspruch erheben können, als ethnologische Quellenbelege zu gelten, wohl aber auf verschiedenen Wegen als angeblich echt in ethnologische Sammlungen zu gelangen vermögen.[4] Eine dritte Gruppe völkerkundlicher Objekte endlich, die als einwandfreie Zeugnisse nicht gelten können,

---

[1] Denn wenn ein bekannter Berliner Gelehrter, Prof. Dr. Lewin, auf Grund seiner praktischen technischen Studien zeitweise geneigt war, überwiegende Teile der Beninsammlungen für Fälschungen zu halten, so kann das nur als Hyperkritik bezeichnet werden.

[2] Darüber, daß sehr heterogene Dinge, auch ganz oder teilweise europäischen Ursprungs, sogar als echte Beninsachen angesehen worden sind, vgl. Foy, „Zur Frage nach der Herkunft einiger alter Jagdhörner aus Elfenbein: Portugal oder Benin?", ABMD. 1900/01, IX, Nr. 6, S. 20f.

[3] Vgl. R. Andree, „Die Nephritindustrie in Oberstein-Idar", ZfE. XXXIX (1907), S. 943f.

[4] Gewissermaßen eine Untergruppe stellen die für den Gebrauch der Eingeborenen gefertigten europäischen Fabrikate dar, wie etwa die aus England eingeführten Kongowaffen (P. Staudinger in ZfE. XXVII, S. [32]) und neuerdings Masaispeere. Vgl. auch Joest im IAE. V, S. 140: „Mahdilanzen" aus Birmingham.

bilden streng genommen die zwar einheimischen, aber unter dem Einfluß der europäischen Nachfrage stehenden, oft industriemäßig hergestellten modernen Nachahmungen echter und ursprünglicher Produkte; selbst wo der europäische Einfluß sich nicht auf Form oder Technik erstreckt, ist das Maß ihrer Echtheit doch im ganzen nur durch den Vergleich mit einwandfreien älteren Stücken zu gewinnen; sie würden deshalb als selbständige Belege ausscheiden, sofern sie nicht Einzelheiten aufweisen, die nach Maßgabe des Vergleichs, obwohl anderweit nicht bekannt, doch als einheimisch anzusehen sind.[1] Nur um dieser Einzelheiten willen, die sie dem Studium bieten können, sind diese Nachahmungen, wie sie oben schon von Benin erwähnt wurden, aber auch z. B. auf den von Globetrottern viel besuchten polynesischen Inseln in großer Zahl gefertigt werden, aus der Reihe der Quellen nicht ganz zu streichen, wohl aber stets mit Mißtrauen zu betrachten.

§ 2. In vielen Fällen wird eine Fälschung am Material zu erkennen sein. Besonders für den nicht an Ort und Stelle seßhaften Fälscher wird die Beschaffung des einheimischen Materials zu kostspielig und umständlich. Bei allen Objekten, die in harten und zähen Stoffen gearbeitet sind, ist außerdem die Herstellung im echten Material zu langwierig und auch deshalb unrentabel; das gleiche gilt bei Verwendung künstlich hergestellter Stoffe, wie von Metalllegierungen, Farbstoffen und anderen, deren genaue Nachahmung mehr Studium und Sorgfalt erheischen würde, als einem Fälscher in der Regel zu Gebote steht. Inkongruenzen der letzten Art sind meist entscheidend, greifen übrigens ja schon aus der reinen Materialfrage in die der Technik über. In den andern Fällen liegt die Sache einfach, wenn es sich um Nachahmung natürlicher durch künstliche Stoffe, wie z. B. von Nephrit durch Glas, handelt. Sonst ist nicht nur das Vorkommen des betreffenden Stoffes im angeblichen Herstellungslande — natürlich unter Berücksichtigung der jeweiligen Handelsbeziehungen —,

---

[1] Eine etwas andere Wertung als die rein wissenschaftliche ist die museale. Im Museum kann auch etn modernes Fabrikat, wenn es durch andere gute Exemplare hinreichend identifiziert ist, zur Darstellung des Typs dienen, selbst wenn es keine wissenschaftlich brauchbaren Varianten aufweist.

sondern auch die tatsächliche Verwendung des Stoffes zu dem bestimmten Zweck zu untersuchen. Es genügt also z. B. nicht die Frage, ob eine bestimmte Gesteinsart oder eine Sorte Ton in Mexiko vorkommt, sondern wenn sie vorkommt, ist weiter zu fragen, ob die alten Mexikaner nach Maßgabe der vorhandenen sicher echten Funde jemals etwa gerade diesen Stein zu Skulpturen, diesen Ton zu Gefäßen oder, um welche Kategorie von Objekten es sich gerade handelt, verwendet haben. So erwähnt Lehmann-Nitsche unter den von ihm nachgewiesenen Fälschungen ethnologischer Objekte aus Südamerika Beile mit Knochenklingen, die deshalb allein schon nicht echt sein können, weil die Indianer der betreffenden Gebiete niemals Knochen zu Beilen verwandt haben.[1] Eine negative Antwort wird ja nicht in jedem Falle für die Unechtheit entscheidend sein, aber stets zuungunsten des Objektes schwer in die Wagschale fallen; bei archäologischen Funden kann der Erhaltungszustand des Gegenstandes im Vergleich mit seinem Material, sowie den klimatischen und anderen natürlichen Verhältnissen der angeblichen Fundlage die Lücke des Beweises ergänzen. Die Ersetzung schwierigen Materials durch leichter zu bearbeitendes ist übrigens nicht nur ein häufiges Merkmal bewußter Fälschungen, sondern auch ein fast durchgehendes Kennzeichen moderner einheimischer Nachahmungen. Das gilt in ganz hervorragender Weise von den holzgeschnitzten Gegenständen aus Polynesien; ein Ruder oder eine Keule etwa von den Marquesas-Inseln, die in leichtem, weichem Holze gearbeitet ist, trägt das Merkmal moderner, minderwertiger Arbeit an der Stirn.

§ 3. Eine zweite Gruppe von Kriterien der Echtheit liegt in der Technik. Um von einem besonders typischen Beispiel auszugehen: Wenn ein neuseeländisches Nephrit-Mere eine glatte zylindrische Griffdurchbohrung aufweist[2], so ist es bestimmt kein genuines Stück. Der Grund liegt darin, daß bei echter Maoriarbeit von beiden Seiten her

---

[1] R. Lehmann-Nitsche, „Gefälschte ethnologische Gegenstände in Buenos-Aires", Sonntags-Zeitung des Argentinischen Familien- und Unterhaltungsblattes, 1905, Heft 18, S. 2.

[2] Das Merkmal ist auch für die erwähnten europäischen Nachbildungen charakteristisch.

konische Vertiefungen ausgeschliffen werden, die sich schließlich in der Mitte treffen. So hat jedes Gebiet seine bestimmten technischen Eigentümlichkeiten bis auf die Art des Schliffs oder der Politur, die genau studiert sein wollen, um ein sicheres Urteil über den Gegensatz von echten und unechten Stücken zu gewinnen. Häufig wird der Unterschied in der Verwendung europäischer Werkzeuge durch den Fälscher oder Nachahmer begründet sein: Eine Sägemarke ist für weite Erdgebiete ein untrügliches Wahrzeichen moderner Arbeit; aber auch die Schnittspuren eines europäischen Stahlmessers und eines, wenn man so will, steinzeitlichen Gerätes, wie Muschelschale, Haizahn usw., lassen sich bei einiger Übung auseinander kennen.[1] Bei Tonsachen ist die Art und der Grad des Brennens, das Vorhandensein und die Besonderheit der Glasur[2] zu beachten. Eine ihrerzeit berühmte mexikanische Vase im Trocadero verriet sich als Fälschung dadurch, daß die sekundär aufmodellierten Relieffiguren abplatzten, während die Reliefs bei echten Stücken stets aus dem Vollen modelliert sind.[3] Für die Metallbearbeitung habe ich schon auf die Mischungsunterschiede hingewiesen. Auch die verschiedenen Formen der Verhüttung und des Schmiedeprozesses spiegeln sich in der Beschaffenheit des Materials wieder, wie denn z. B. durch Grubenarbeit ein anderes Eisen gewonnen wird, als im europäischen Hochofenbetrieb.[4] Im Gelbguß zeichnen sich die Nachahmungen, soweit es sich bei den Originalen um Hohlguß handelt, in der Regel, wenn nicht überhaupt

---

[1] Bei einer mexikanischen Maske, die auch Seler (ZfE. XXIV, S. [94]) für gefälscht hielt, fand E. Krause (a. a. O., S. [95]) an einem dazu verwendeten Kupferstück moderne Feilspuren, sowie weiter Zinnlötung, die den alten Mexikanern ebenfalls unbekannt war. Über Verwendung von Schmirgelpapier bei Nachahmung neuseeländischer Steingeräte vgl. W. W. Smith, „Spurious stone implements", JPS. VII, S. 245.

[2] Auch dazu vgl. z. B. Krause, a. a. O.

[3] Eudel, S. 32. Ein analoges Beispiel bieten die von Pleyte in NBG. XLVII, S. 159 behandelten Tierkreisbecher aus Java, bei denen die sekundäre Befestigung und infolgedessen oft falsche Orientierung der Figuren als Hauptmerkmal der Fälschungen auftritt.

[4] So zeigen manche afrikanische Schmiedearbeiten eine schwärzliche, leicht abplatzende Oberflächenschicht, die wohl nur auf Kohlebeimischung infolge des Flachgrubenbetriebs zurückzuführen ist.

durch Anwendung des Vollgusses, so doch wenigstens durch schwere, dickwandige Arbeit aus gegenüber der gleichmäßig dünnwandigen Ausführung der Originale. Hier wie überall ist ein Hauptgesichtspunkt der Fälschung und Nachahmung die Verringerung der Arbeitsleistung und damit Erhöhung der Rentabilität. Unter diesem Gesichtspunkt sind z. B. auch die modernen Nachahmungen alter siamesischer Metallarbeiten zu betrachten: Die Ornamente der Originale wurden sorgfältig getrieben und der Grund dann mit schwarzer Masse ausgefüllt; in den modernen Arbeiten wird nur auf dem flachen Metall der Grund schwarz ausgemalt und die Ornamente auf diese Weise ausgespart.[1]

§ 4. So gut wie niemals gelingt dem Fälscher oder Nachahmer die wirklich sichere Erfassung der Formprinzipien, des Stils eines Originals, abgesehen von den in der Ethnologie wohl noch nicht vertretenen Fällen einer reinmechanischen, etwa galvanoplastischen Nachformung. Das gilt natürlich nur vom Standpunkte eines Spezialkenners. So sind die von Andree[2] als täuschend ähnlich geschilderten und in ihrer Art wirklich vortrefflichen, sorgfältig gearbeiteten Nachahmungen neuseeländischer Nephritobjekte nicht nur in ihrer Technik, sondern in der Mehrzahl auch stilistisch für einen genauen Kenner neuseeländischer Kunst auf den ersten Blick von echten Stücken zu unterscheiden. Das maßgebende ist in diesem Falle weniger die ornamentale Linienführung als die plastische Formgebung, bestimmte Eigentümlichkeiten der Oberflächenkrümmung, der Kantenbehandlung usw.[3] Die Ornamentik von Fälschungen, soweit sie nicht ein bestimmtes Original treu kopieren — in solchen Fällen wird sich in der Regel eine gewisse Unsicherheit der Linienführung bemerkbar machen —, und ebenso von flüchtigen modernen Nachahmungen charakterisiert sich gern durch Kompositionsfehler als stilwidrig, wenn sie nicht gar durch stilgerecht sein sollende, in Wirklichkeit aber stilfremde ornamentale

[1] Das Rautenstrauch-Joest-Museum in Cöln besitzt Beispiele beider Techniken.

[2] A. a. O., S. 944.

[3] Vgl. W. W. Smith, S. 244f. Hamilton bei Edge-Partington, „Maori Forgeries", Man 1910, S. 54 erwähnt wirklich täuschend ähnliche Nachahmungen, denen aber doch ein untrügliches Merkmal der Unechtheit anhafte; leider gibt er das Merkmal nicht an.

Wuchererscheinungen sündigen. Das gilt vielleicht in noch höherem Maße von plastischen Bildungen, wofür die zahlreichen Fälschungen mexikanischer Tonsachen ein klassisches Beispiel liefern; sie weisen neben meist recht schlechten Nachahmungen echter Formen eine große Zahl phantastischer Neuschöpfungen auf.[1] Am wüstesten arbeitet die gestaltende Phantasie aber natürlich da, wo sie ganz neue Typen aus wenig erschlossenen Gebieten auf den Markt werfen will. So bei jenen schon erwähnten Gefäßen und anderen Tonplastiken aus Kolumbien, die nicht nur seltsam verbogene Formen, sondern auch nach Sinn und Verwendung durchaus rätselhafte Gegenstände enthalten. Phantastische Waffen, etwa mit ganzen Krokodilköpfen als Scheiden, teilweise in den merkwürdigsten Kombinationen, werden heutzutage in Nordostafrika von Globetrottern mit besonderer Vorliebe gekauft.[2] Sie gehören zu den partiellen Fälschungen, da z. B. die Klingen wohl meist echt sind. In dieselbe Kategorie der ganz groben Fälschungen gehören die Fälle, in denen unbekümmert Elemente ganz heterogener Kulturherkunft zusammengeschweißt sind, wie wenn etwa auf einem Fanmesser eine Keilinschrift angebracht wird.[3] — Zur Beurteilung aller solcher formellen Momente ist außer einer guten Formenkenntnis vor allem auch ein sicheres Stilgefühl erstes, aber auch wohl untrügliches Erfordernis.

Eine besondere, aber hinsichtlich der Kriterien doch wohl ziemlich gleichartige Gruppe bilden die Nachahmungen sinnvoller Zeichen, deren entwickeltste in den Schriftarten der alten Welt vorliegen. Da gelingt wohl einmal die ungefähre Kopierung der Buchstaben, kaum je der Duktus; in dem von Stein[4] aus Turkestan beschriebenen Fälscher-

---

[1] Gute Sammlungen zur Illustration dieser Erscheinung in den Museen für Völkerkunde zu Berlin und Cöln.

[2] Beispiele im Rautenstrauch-Joest-Museum zu Cöln.

[3] W. Joest, Über ein Fan-Schwert mit Keilinschrift", IAE. V, S. 139f. Zum großen Teil in dieselbe Kategorie gehören die sehr plumpen Fälschungen, über die Fr. W. Kelsey in „Some archaeological Forgeries from Michigan", American Anthropologist, N.S. X, S. 48ff. handelt.

[4] A. Stein, „Archaeological Exploration in Chinese Turkestan", S. 64ff. und „Sand buried Ruins in Khotan", S. 470ff. (teilweise wörtliche Wiederholung).

betrieb führte die Mühe des genauen Kopierens sehr bald zur ausschließlichen Verwendung phantastischer Zeichen. Auch die Bilderschriften Mittelamerikas sind dem Versuche fälschender Nachahmung nicht entgangen, weder Malereien noch Reliefplastiken. In beiden Fällen konnte Seler[1] aus der willkürlichen und sinnlosen Anordnung der sonst gut kopierten Bilderzeichen die Unechtheit ohne Schwierigkeit erkennen.

§ 5. Mit den modernen Nachahmungen, sowohl europäischen wie einheimischen, haben die bewußten Fälschungen zunächst naturgemäß das Aussehen neu verfertigter Stücke gemeinsam. Während aber die harmlosen Nachahmungen diesen Zustand in keiner Weise zu verbergen suchen, muß es das dringende Bedürfnis jedes Fälschers sein, seinen Schöpfungen ein älteres Aussehen zu verleihen.[2] Bei Holzsachen ist es verhältnismäßig nicht schwer, ihnen durch Räuchern und Polieren — Räuchern ist auch bei andern Gegenständen, wie etwa Manuskripten etc., probat — den Schein höheren Alters zu verleihen, zu dessen Zerstörung es allerdings in der Regel gar nicht erst chemischer Experimente bedarf, sondern nur einer sorgfältigen Vergleichung des Glanzes der Politur und einer Prüfung der vertieften Ecken des Objektes. Irgendwelchen Dingen den Anschein zu geben, als hätten sie in der Erde gelegen, ist natürlich ebenfalls kein Kunststück, kann aber nur bei sehr flüchtiger Betrachtung Stich halten.[3] Außer dem wirklichen zeitweiligen Vergraben kommt dabei das Beschmieren mit Erde oder das Übergießen mit erdiger Flüssigkeit in Betracht; das letzte Verfahren ist z. B. bei den mehrfach erwähnten kolumbianischen „Altertümern" angewandt worden, bei denen genau zu erkennen ist, wie die Flüssigkeit in die Hohlräume hineingeflossen und dort lokal, tropfen- und pfützenweise eingetrocknet ist. Ver-

[1] E. Seler, „Pinturas Jeroglificas, Colleccion Chavero", ZfE. XXXIII, S. (266). Besonderes Merkmal der Fälschung ist in diesen Fällen die Mischung von Mayazeichen mit mexikanischen.

[2] Vgl. darüber im besonderen Eudel S. 17ff., 178, 193, 198, 202ff.

[3] Die von Lehmann-Nitsche, a. a. O. behandelten Knochenbeile waren eine Zeitlang in Erde oder Dünger gelegt worden. Die Stiele waren außerdem, um sie alt erscheinen zu lassen, mehrfach angekohlt.

witterungserscheinungen werden außer durch Vergraben etwa durch Behandlung mit Säuren erzeugt, zeigen aber verständlicherweise nur relativ oberflächliche und besonders nach innen zu scharf abgegrenzte Wirkungen, während die natürlichen Vorgänge in der Regel tiefer greifen und nach dem Inneren der Objekte zu mehr verlaufen. Bei den Metallen fehlt den so künstlich erzeugten Oberflächenveränderungen überdies das erwünschte Aussehen der sogenannten Edelpatina; man behilft sich deshalb dabei bisweilen mit einem einfachen Anstrich in der verlangten Farbe, obwohl in diesem Falle die Entdeckung naturgemäß besonders leicht ist.[1] Jedenfalls wird auch bei diesen Fragen neben einer eingehenden Untersuchung des betreffenden Gegenstandes seine Vergleichung mit zweifellos echten Objekten derselben Art und Technik, derselben Provenienz und, wenn möglich, desselben Fundbestandes die sicherste Gewähr bieten; übrigens ein gewichtiger Grund gegen jedes Reinigungs- und Konservierungsverfahren an wissenschaftlichen Sammlungsobjekten, wodurch etwaige oberflächliche Verwitterungserscheinungen vollständig beseitigt und das natürliche Aussehen der Objekte verändert wird. Dabei ist das Vorhandensein falscher Altersspuren ein bedeutend gewisseres Zeichen der Fälschung, als ihr Fehlen.[2] Denn es gibt Lagerungsverhältnisse, die einer Oberflächenveränderung wenig oder gar keinen Vorschub leisten; außerdem liegt ja bei jedem Objekte, das nicht unmittelbar am Fundorte erworben wird, die Möglichkeit vor, daß bereits ein ungeschickter Reinigungsversuch mit ihm gemacht worden ist. In solchen Fällen tritt natürlich das überall wichtigste Kriterium der Form neben denen des Materials und der Technik um so mehr in den Vordergrund.

Außer den Objekten selbst werden bisweilen auch die Angaben über ihre Schicksale, Fundberichte usw., Anhaltspunkte zur Prüfung der Echtheit, Fehler, Inkongruenzen

---

[1] Vgl. Krause, a. a. O., wo die Kupferstücke mit grüner Wasserfarbe überzogen waren.

[2] So ist die Reiterstatuette aus Benin im Berliner Museum absolut unverdächtig, obwohl ihr jede Patina fehlt. Welche der beiden angeführten Ursachen in diesem Fall in Betracht kommt, ist meines Wissens nicht festgestellt.

und dergleichen, ergeben. Auch etwaige Beglaubigungen, selbst wenn sie von südamerikanischen Alkalden stammen, bedürfen durchaus kritischer Betrachtung; der Beglaubigende kann im besten Glauben selbst getäuscht worden sein.[1] Diese Untersuchungen sind nach den für die Kritik der ethnologischen Berichte maßgebenden Gesichtspunkten zu führen.[2] In seltenen Fällen wird sich das Nationale einer Fälschung bis zu ihrem Ursprung verfolgen lassen[3], womit dann natürlich der Höchstgrad der Gewißheit über ihren Charakter erreicht ist.

B. Orts- und Zeitbestimmung.

§ 1. Die Kritik der unmittelbaren Zeugnisse, soweit ihre Echtheit keinem Zweifel unterliegt, bezieht sich in der Hauptsache auf Ort und Zeit ihrer Entstehung oder Verwendung[4]; und zwar tritt bei dem, historisch betrachtet, flächenhaften Charakter des überwiegenden völkerkundlichen Stoffes die Ortsfrage in den Vordergrund. Die Bestimmungsmomente zerfallen in Merkmale des Objektes selbst und mündliche oder schriftliche Angaben über Herkunft und Schicksale desselben. Davon fallen die letztgenannten aus dem Rahmen der unmittelbaren Zeugnisse heraus in die der Berichte und unterliegen den dafür gültigen kritischen Gesichtspunkten.[5] Wir haben es hier also nur mit den im Objekt selbst liegenden Bestimmungsmerkmalen zu tun, die ja übrigens in sehr vielen Fällen, besonders bei vielen Gegenständen der materiellen Kultur, erst den letzten und zuverlässigsten Maßstab für die Richtigkeit der Herkunftsangaben liefern. Das ist merkwürdigerweise heutigen Tags selbst in Museumskreisen noch nicht allgemein durchgedrungen, sondern es gibt auch da noch Männer, die eine jede Herkunftsangabe unbesehen annehmen, auch wenn ihr die Form des Objektes durchaus widerspricht, und die

---

[1] Eine Fälschung mit bester Fundbeglaubigung erwähnt z. B. Hamilton bei Edge-Partington, Man 1910, S. 55.

[2] Vgl. Kap. II, 2.

[3] Vgl. Seler, ZfE. XXXIII, S. (266). Lehmann-Nitsche, a. a. O. Zahlreichere, nichtethnologische Beispiele bei Eudel, S. 5ff., 22ff., 52ff. u. a.

[4] Bernheim, S. 391ff.

[5] Unten Kap. II, 2.

eine etwa versuchte sachgemäße Bestimmung als Hyperkritik empfinden. Selbstverständlich ist, daß die hier vorgenommene Teilung der Bestimmungsmomente in objektive Merkmale und schriftliche oder mündliche Angaben nur den theoretisch-systematischen Zweck hat, eine zusammenfassende Besprechung der sachlich zusammengehörigen Gesichtspunkte zu ermöglichen, während in praxi beide Gruppen von Momenten in mannigfacher Mischung zur Geltung kommen. Vorausgesetzt natürlich, daß beide Gruppen vorhanden sind, was bekanntlich bei einer nicht geringen Zahl ethnologischer Sammlungsobjekte, denen jede Herkunftsangabe fehlt, nicht der Fall ist. Dann treten die Kriterien der objektiven Merkmale allein in Tätigkeit.

Was den Gegenstand der Kritik anbetrifft, so werden wir uns unserer kritischen Tätigkeit in der Regel nur dann bewußt, wenn es sich um die erwähnten unbestimmten Objekte oder um solche handelt, deren Bestimmung aus irgendeinem Grunde Mißtrauen erweckt. In Wirklichkeit bedarf natürlich jede Erscheinung der kritischen Prüfung; denn selbst die Sicherheit, daß es keiner weiteren Kritik bedürfe, muß doch erst auf Grund irgendwelcher Kriterien gewonnen sein. Tatsächlich tritt denn die kritische Funktion auch weit häufiger in Tätigkeit, als man sich dessen bewußt wird; nur daß bei einem geschulten Fachmann der Vorgang oft so schnell und einfach verläuft, das resultierende Urteil so unmittelbar und sicher in die Erscheinung tritt, daß schließlich eben nur dies Urteil, nicht aber die vorhergehenden Gedankenreihen zum Bewußtsein kommen. Die Notwendigkeit der Kritik trifft, genau genommen, selbst die an Ort und Stelle beobachteten Erscheinungen; denn stets ist die Frage zulässig und bis zu einem gewissen Grade notwendig, ob der betreffende Gegenstand, der Tanz, die Erzählung oder welcher Art Objekt es sein mag, zum echten Kulturgut des Gebietes gehört oder ob es durch nicht genuine Einflüsse seinen Weg an den Platz gefunden hat, wo es beobachtet wurde. Das wichtigste Agens in dieser Beziehung ist natürlich der Europäer mit seiner Kultur. Dabei ist der direkten Nachahmung europäischer Kulturerscheinungen in ethnologischen Kreisen verhältnismäßig viel Beachtung geschenkt, ja ihre Wirkung ist zweifellos vielfach sogar weit über-

trieben worden; wenn etwa die Lampen der Pelau-Inseln[1], die Armbrüste der Fan[2] oder die Raupenhelme der Südsee[3] auf die europäischen Entdecker und die älteste portugiesische Kolonisation zurückgeführt werden, so sind das Behauptungen, für die man den Beweis schuldig geblieben ist. Die Tatsache des Einflusses ist unbestreitbar; wie weit er selbst bei relativ urwüchsigen Stämmen selbst in ihr religiöses Leben eindringen kann, zeigt ein Beispiel aus Nordwestaustralien, wo bei den Anwohnern der Beagle Bay, die Nomaden und im ganzen durchaus im Besitze ihrer einheimischen Kultur sind, nicht nur die Form des Kreuzes europäisch beeinflußt ist, sondern auch andere Elemente des Kultus — z. B. das Staffelgebet — von der katholischen Mission in die einheimischen Zeremonien übernommen worden sind.[4] Also dieser direkte Einfluß europäischer Kultur ist im ganzen nicht unbeachtet geblieben, aber doch im einzelnen nicht immer genügend berücksichtigt worden: Bekannt sind die Bibelerzählungen in dem Masaiwerk von Merker, der die Frage der Genuinität zwar nicht übersehen, aber ganz unzureichend untersucht hat.[5] Anders steht es mit dem indirekten Einfluß, der durch die Durcheinanderrüttelung der Eingeborenen und ihrer Kultur in der europäischen Kultursphäre zustande kommt. Hier ist die kritische Frage nach der Herkunft zweifellos vielfach nicht gestellt worden, wo sie sehr angebracht war. Auf den von fremden Arbeitern, Teachern usw. stark frequentierten Inseln der Torresstraße sind doch die Teilnehmer der Cambridge Expedition to Torres Straits augenscheinlich nie in Zweifel gewesen, ob die von ihnen aufgenommenen ethnographischen Daten nicht etwa fremde Elemente enthalten. Und ähnlich ist es dem Pater J. Meier nicht in den Sinn gekommen, daß die ihm erzählten

---

[1] Führer durch das Berliner Museum für Völkerkunde, 8. Aufl., S. 93.

[2] v. Luschan in Pflugk-Hartung's Weltgeschichte, I, S. 57.

[3] Vgl. die Zurückweisung dieser Ansicht durch Foy, „Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel, Nissan und Buka“, PEMD. XIII, S. 6.

[4] Nach brieflicher Mitteilung von Pater J. Bischofs an Foy.

[5] Merker, „Die Masai“, Berlin 1904, S. 260ff. Vgl. dazu die Besprechung von Meinhof in ZfE. XXXVI, S. 735ff., sowie die von Ankermann im Zentralbl. f. Anthr. X, S. 187f.

Admiralitätsinsel-Mythen[1] irgendwelche zweifelhafte Bestandteile enthalten könnten, obwohl seine Gewährsmänner Katechumenen auf der Gazellehalbinsel waren und dort zweifellos viel mit Eingeborenen dieses wie anderer Gebiete in Berührung kamen. Analoge Verschleppungen materieller Kulturgüter sind sehr vielfach nachzuweisen.[2] Eine dritte Hauptgruppe von Fehlerquellen bilden die unfreiwilligen Verschlagungen.[3] Sie sind für die Frage nach der Entstehung und Art älterer Kulturbeziehungen gewiß nicht unwichtig, und die interessanten Fälle sind nicht so gar selten, in denen derartig vertriebenes Kulturgut zur Zeit der Beobachtung bereits bis zu einem gewissen Grade von den Bewohnern des Antriebsortes assimiliert worden war. Trotzdem würde natürlich ein ganz falsches und methodisch unbrauchbares Bild entstehen, würde man etwa die Schnitzereien eines in Süd-Neu-Irland angetriebenen Bootes von Berlinhafen, die von den Neu-Irländern in ihrer Art neu angemalt waren[4], dem Kulturbesitz des südlichen Neu-Irland beizählen. All das sind Beispiele, in denen eine Kritik der Herkunft geboten ist, obwohl die Objekte einwandfrei an Ort und Stelle oder bei den betreffenden Eingeborenen beobachtet und aufgenommen wurden. Das Hauptkontingent der unmittelbaren Zeugnisse werden für die Kritik immer die Objekte der materiellen Kultur stellen, weil sie allein auch fern von ihrer Heimat unmittelbar, ohne Vermittlung eines Berichtes, studiert werden können.

§ 2. Die Kriterien der Bestimmung zerfallen naturgemäß in dieselben Kategorien, wie die der Fälschungen;

---

[1] Im Anthropos III, S. 103ff., 651ff.; IV, S. 354ff.

[2] Vgl. z. B. Hambruch, „Wuvulu und Aua", MMVH. II, S. 144. Auch das Rautenstrauch-Joest-Museum zu Cöln bekam einen Maty-Fischspeer aus Samoa. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt einen Fliegenwedel aus Samoa, dessen Stiel aus einer Pfeilspitze vom Papuagolf in Neuguinea verfertigt ist. Vgl. ferner A. Kraemer, „Der Wert der Südseekeulen für Völkerbeziehungen", Globus LXXXVI, S. 125ff. (dazu A. B. Meyer, ebenda, S. 202), wo allerdings die Frage, ob europäische Verschleppung oder Verschlagung, offen bleibt.

[3] Vgl. Thilenius, „Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens", MMVH. I, S. 1ff. Hambruch, „Das Meer in seiner Bedeutung für die Völkerverbreitung", AfA., N.F. VII, S. 75f.

[4] Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg", S. 71.

denn logisch betrachtet bildet ja die Echtheitsfrage nur einen Spezialfall der kulturgeschichtlichen Bestimmung. Ein Kulturprodukt ist schließlich auch jede Fälschung; nur daß sie nicht dem Kulturboden entstammt, dem zu entstammen sie vorgibt. Hinsichtlich der Kritik wird bei Fälschungen, die, wenn nicht ausdrücklich, so doch durch irgendwelche formellen Charakteristika in der Regel den Anspruch einer mehr oder weniger bestimmten Herkunft erheben, häufiger ein einzelnes Kriterium, eine einzige negative Bestimmung den Ausschlag geben als bei Bestimmungsfragen echter Stücke, bei denen sich aus der Negierung einer bestimmten Herkunft nur eine Fortsetzung der Untersuchung ergibt.

Ein wichtiges Kriterium ist also hier wie bei den Fälschungen das Material. Die Materialbestimmung ist dasjenige Kapitel der ethnologischen Methodik, in dem die Naturwissenschaften ihre Hauptrolle als Hilfswissenschaften unserer Disziplin spielen. Selten zwar wird ein kulturell verwerteter Stoff so lokal verbreitet sein, daß seine Verwendung allein das betreffende Objekt einem ganz bestimmten ethnographischen Einheitsbezirk zuwiese.[1] Aber die naturwissenschaftliche Materialbestimmung schränkt die Möglichkeiten der Herkunft auf ein bestimmt begrenztes Areal ein, innerhalb dessen dann die genauere Lokalität mit Hilfe anderer Kriterien zu ermitteln ist; so können Hals- oder Stirnbänder aus Känguruhzähnen naturgemäß nur nach Australien oder ganz bestimmten Teilen Melanesiens gehören. Umgekehrt kann das Material innerhalb eines durch andere Kriterien gegebenen weiteren Gebietes die Entscheidung liefern; wenn z. B. ein Objekt aus Gründen der Form nur entweder aus Neu-Britannien oder Neu-Irland stammen kann, so gibt die etwaige Verwendung von Kasuarfedern den Ausschlag für Neu-Britannien, da der Kasuar in Neu-Irland nicht vorkommt.[2] Nähere Bestimmung wird

---

[1] Ein Beispiel fast eindeutiger Bestimmung nach dem Material (Federn einer bestimmten Vogelspezies) erwähnt O. Richter, „Über die idealen und praktischen Aufgaben der ethnographischen Museen“, Museumskunde IV, S. 98, Anm. 1.

[2] Nur im allersüdlichsten Bezirk Neu-Irlands werden durch Handel aus Neu-Britannien eingeführte Kasuarfederkiele benutzt. Vgl. Stephan-Graebner, a. a. O., S. 38. Etwaige derartige Austauschzonen müssen natürlich stets in Rechnung gezogen werden.

bisweilen auch durch Materialmerkmale bei Kombination verschiedener Materialien möglich sein. Noch wesentlich engere, bisweilen völlig eindeutige Bestimmungen sind zu gewinnen, wenn man neben der rein naturwissenschaftlichen Frage der Verbreitung auch die kulturelle der Verwendung des Materials heranzieht. Denn ein bestimmter Stoff wird durchaus nicht überall da, wo er vorkommt, auch kulturell gebraucht, und besonders nicht zu jedem möglichen Zwecke. Pteropuszähne als Schmuck und Geld sind mir nur von den nördlichen Salomo-Inseln, Schweineschwänze als Geldanhängsel nur aus dem mittleren Neu-Irland, Fischschuppen als Besatz von Kleidungsstücken nur aus Britisch-Borneo bekannt.[1] Besonders unter Berücksichtigung dieser Frage der kulturellen Verwertung wird das Materialkriterium im Rahmen einer bestimmten Sammlung, deren Nationale, d. h. in erster Linie deren verschiedene Erwerbungsorte bekannt sind, von ausschlaggebender Bedeutung sein können.

§ 3. Das Studium der Technik wird im allgemeinen häufiger als das des Materials wirklich eindeutige oder nahezu eindeutige Bestimmungen ermöglichen. Eine besondere Flechttechnik z. B. ist bis jetzt nur aus dem Gebiete des Ucayali in Südamerika bekannt[2], eine bestimmte Art des Schmiedens von Speerspitzen, die eine gewisse terrassenförmige Abstufung von der Mittellinie zum rechten Rande hin zur Folge hat, meines Wissens nur aus dem südlichen Kamerun und dessen Nachbarschaft. Ebenso kommt das Durchbohren von Muschelstücken mit dem Hohlbohrer aus Bambus unserer heutigen Kenntnis nach nur auf Halmahera[3] und in Berlinhafen[4], das Sägeverfahren bei der Herstellung von Muschelringen nur auf den Salomo-Inseln vor.[5] Die verschiedensten technischen Varianten der Lackarbeit, der Bearbeitung und Ornamentierung von Produkten des Gelbgusses sind bekannt-

[1] Vgl. etwa F. Krause im JbMVL. I, S. 154f. Ling Roth, „Natives of Sarawak", II, S. 101.

[2] Max Schmidt, „Besondere Geflechtsart der Indianer im Ucayaligebiet", AfA., N.F. VI, S. 270ff.

[3] Exemplar eines Hohlbohrers von dort im Berliner Museum.

[4] Biró, „Ethnogr. Sammlungen des Ungarischen Nationalmuseums" I, Taf. 5. Parkinson im IAE. VII, S. 89.

[5] Ribbe, „Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomo-Inseln", S. 292f.

lich für einzelne Gebiete der asiatischen Hochkulturen charakteristisch. Die Existenz einer Technik ist naturgemäß weit weniger als die Verwendung eines Stoffes von den Naturbedingungen abhängig, weit mehr in den kulturellen Verhältnissen begründet, besonders auch durch Kulturverwandtschaft bestimmt. So gehört die Befestigung mit Kitt, auch ohne Hilfe einer Bindung, zu den Charakteristiken australischer Kultur.[1] Die als Batikken bekannte Musterungstechnik von Geweben ist außer auf Vorderindien auf die von dort aus intensiv beeinflußten Gebiete Indonesiens beschränkt.[2] Die verschiedenen technischen Formen der Korbflechterei kommen nirgends auf der Erde bunt durcheinander vor, sondern haben in Amerika, in Afrika, in der Südsee ihre charakteristische Verbreitung, die jeweilig mit der einer großen Anzahl anderer Kulturerscheinungen unverkennbar zusammenhängt.[3] Solche Fälle, die sich leicht vermehren ließen, zeigen klar, daß die Existenz der einzelnen Techniken an das Vorhandensein bestimmter Kulturformen gebunden ist. Aus dieser Erkenntnis ergeben sich wiederum Möglichkeiten der Objektbestimmung, die aber ersichtlich sehr bedeutende, über die Kritik weit hinausgehende Arbeit kombinatorischer Art voraussetzen. Es ist das einer der Fälle, in denen sich zeigt, daß die formelle Abgrenzung der methodischen Funktionen und besonders die Reihenfolge ihrer Behandlung nur relative Bedeutung hat, daß in praxi Kritik und Auffassung in engster und fruchtbarster Beziehung und Wechselwirkung zueinander stehen.

§ 4. Das gilt natürlich ebenso und vielleicht in noch höherem Maße von dem dritten und wichtigsten Kriterium, dem der Form. Es ist das wichtigste Kriterium, weil es in sehr vielen Fällen absolut eindeutig ist, weit öfter als die anderen: Eine japanische Rüstung, ein Beil der Basonge, ein Hüfttuch von Sumba, ein Schild vom Papuagolf auf Neu-Guinea, ein Federhelm von Hawaii, eine Tanzklapper von Nordwestamerika, eine vierkantige Keule von Guyana und zahllose andere Dinge werden stets auf den ersten

---

[1] Vgl. Foy, „Eine alte Verzierungsart", Ethnologica I, S. 262 ff.

[2] Meyer u. Richter in ABMD. X, Nr. 6, S. 30.

[3] Vgl. z. B. Graebner im Anthropos IV, S. 760, 780, 1001, 1011, 1015, 1020.

Blick zu identifizieren sein, und zwar durchweg in erster Linie auf Grund ihrer Form. Im weitesten Sinne genommen umfaßt das Formkriterium übrigens nicht nur die Unterscheidung der Einzelformen einer und derselben Objektgruppe, sondern auch die Unterscheidung der Objektgruppen selbst, die, etwa ein Speer oder eine Keule, ein Schild und eine Trommel, ja objektiv ebenfalls nur durch ihre Form gegeneinander abgegrenzt sind. Die Beantwortung der Frage nach der Verbreitung der bestimmten Objektgruppe, z. B. der Speerschleudern, wird in vielen Fällen die erste und weiteste Umgrenzung für die Herkunftsmöglichkeit eines Stückes geben. Freilich wird es bei weitaus den meisten Dingen eine sehr weite und sehr ungenaue Umgrenzung sein, die zudem mit einer gewissen, vielfach nicht vorhandenen Vollständigkeit unserer Kenntnisse rechnet. Den eigentlichen Ausschlag werden deshalb so gut wie immer die Formmerkmale im engeren Sinne geben, die, wie oben bemerkt, häufig ohne weiteres eindeutig, jedenfalls aber auf weit kleinere Verbreitungsgebiete beschränkt sind als die ganzen Objektgruppen. Um ein Beispiel zu wählen: Ruder irgendwelcher Art gibt es, wenn man bestimmte, verhältnismäßig kleine Gebiete ausnimmt, auf der ganzen Erde. Ruderformen mit einer Krücke am Griffende dagegen haben schon in allen Erdteilen eine ziemlich gut begrenzte Verbreitung, die sich für eine Formgruppe mit geschweiftem, im unteren Drittel breitesten Blatt noch wesentlich verengt, bis dann je nach dem Grade der Schweifung, dem Längen-Breitenverhältnis usw. ganz besondere Formen sich ergeben, deren jede auf ein ganz bestimmt begrenztes engeres Gebiet, wie in Südamerika das des Rio Negro, beschränkt ist.[1]

Die eigentlichen formellen Bestimmungsmerkmale zerfallen im wesentlichen in zwei Gruppen, nämlich in die Merkmale der äußeren Form, um die es sich z. B. in dem eben herangezogenen Beispiele der Ruderformen handelt, und in die der ornamentalen Elemente, die sich allerdings bei stark plastischer Umgestaltung auch der ornamentalen

---

[1] Graebner im Anthropos IV, S. 763, 1003, 1016. Die Bestimmung „Oberer Amazonenstrom“ für den einen Typ ist nach Koch-Grünberg, „Zwei Jahre unter den Indianern“ II, S. 267 in „Rio Negro“ zu spezialisieren.

Teile nicht immer ganz scharf voneinander trennen lassen. Ornamentale Bestandteile sind ja selbstverständlich bei weitem nicht an jedem Objekte vorhanden. Wo sie aber vorhanden sind, erleichtern sie die Bestimmung ganz ungemein, ja man wird sagen dürfen, daß ein Gegenstand mit ausgesprochener Ornamentik sich meistenteils eindeutig bestimmen läßt. Denn selbst wenn die äußere Linienführung zweier Ornamente, wie etwa zweier Spiralbänder vom Augustafluß und aus dem Massimdistrikte auf Neu-Guinea[1], für den ungeübten Betrachter nahezu identisch wirkt, zeigen die Verschiedenheiten der Farbengebung, für das geschulte Auge auch Eigenheiten der Eckenfüllung, der Durchführung der Spiralen und anderes den deutlichen Stilunterschied. Damit bin ich bei einem für die formelle Bestimmung besonders wichtigen Begriffe angelangt, dem des Stils. Die meisten und schwierigsten Fragen der Bestimmung werden nicht solche Formgruppen betreffen, die sich durch große und auffallende Unterschiede unverkennbar abheben, sondern Fälle, in denen annähernd gleiche Formen in verschiedenen Gebieten bekannt oder doch denkbar sind. Das gilt für Ornamente sowohl wie, und zwar meist in noch höherem Grade, für die Merkmale der äußeren Form, die ja kaum bei einer Objektgruppe eine auch nur annähernd so große Variationsbreite besitzt, wie die Ornamentik. In solchen Fällen bedarf es zur sicheren Bestimmung nicht nur einer umfassenden Kenntnis und verstandesmäßigen Erfassung gewisser einzelner Formelemente und ihrer Zusammensetzungen, sondern auch vielfach eines feinen Formverständnisses und Stilgefühls. Ich entsinne mich deutlich eines Falles, in dem ein im ganzen guter Kenner melanesischer Ethnographie ein Holzgefäß auf Grund eines bestimmten äußeren Merkmals mit großer Schärfe den Admiralitäts-Inseln zuwies, obwohl es seiner charakteristischen, durch das Krümmungsverhältnis seiner Außen- und Innenseite bestimmten Form nach deutlich nach dem Massimbezirk von Neu-Guinea gehörte, und sich erst überzeugen ließ, als zufällig noch ein für den Massimdistrikt typisches Ornament daran bemerkt wurde. Fälle wie dieser mahnen zur Vorsicht bei der Verwendung einzelner Erkennungs-

[1] Vgl. Preuß im IAE. XI, Taf. VIII. Haddon, „Decorative Art of British New Guinea", S. 190, Fig. 64 u. a.

marken und weisen nachdrücklich auf das Studium der inneren Formverhältnisse als des stilistisch entscheidenden Kriteriums hin. In ihnen und, wenn vorhanden, im Ornament spricht sich die psychische Eigenheit, die Individualität der betreffenden Volkseinheit am klarsten aus. Darin liegt aber zugleich der Grund, weshalb man diese Eigenheiten nicht immer ohne weiteres mit dem zergliedernden Verstande erfassen kann, sondern sich oft erst in sie hineinfühlen muß. Hat man an der Hand des zugrunde gelegten, einwandfrei bestimmten Materials erst das richtige Gefühl bekommen, so findet man in der Regel nachträglich nicht schwer auch die objektiven Merkmale heraus, die dem gefühlsmäßigen Eindrucke zugrunde liegen.[1] Deren Feststellung ist natürlich für die sichere Bestimmung ein unbedingtes Erfordernis, weil das subjektive Stilgefühl bei aller Sicherheit des objektiven Wahrheitskriteriums entbehrt. Mag man sich für Verwaltungszwecke oder zur Demonstration für die Museumsbesucher oft mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen, so sind als Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen feste Bestimmungen nach sicheren Merkmalen unerläßlich.

§ 5. Es wurde oben bemerkt, daß die Kritik der unmittelbaren Zeugnisse zwar in der Hauptsache mit materiellen Objekten zu tun hat, daß ihr aber doch auch Daten der geistigen Kultur unterliegen, soweit sie dem Forscher an Ort und Stelle als unmittelbare Zeugnisse entgegentreten. Für diese Gruppe von Erscheinungen kommen natürlich die Kriterien des Materials und der Technik in Fortfall, es bleiben die der Form und des Inhalts, die wesentlich in der gleichen Weise zu handhaben sind, wie bei den materiellen Objekten. Auch Mythen, Tänze und dergleichen charakterisieren sich in jedem Kulturgebiete durch bestimmte durchgehende Motive, Rhythmen, Bewegungen usw.[2], deren Beherrschung in vielen Fällen

---

[1] Wie im oben erwähnten Falle das Krümmungsverhältnis der Außen- und Innenseite. Ein Beispiel von Bestimmungen, die auf dem angegebenen Wege gewonnen wurden, bei Foy, „Schwerter von der Celebes-See“, PEMD. XII, besonders etwa S. 4ff.

[2] Beispiele bei Ehrenreich, „Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker“, S. 60ff. Hagen, „Unter den Papuas“, S. 272ff.

die Auffindung etwaiger Fremdkörper möglich machen wird, besonders wenn solche Bestandteile einem stilgerechten Ganzen unharmonisch oder unorganisch eingefügt sind. Freilich wird dazu oft ein noch höheres Maß von Formkenntnis und Stilgefühl nötig sein als zur Objektbestimmung. Neben der Wertung im Rahmen des Beobachtungsgebietes tritt auch hier natürlich als zweiter Hauptfaktor der Vergleich mit den einschlägigen Erscheinungen anderer Gebiete hinzu. Auffallende, bis zur Identität gehende Übereinstimmungen, die unverkennbar über das Maß des auf Grund von Kulturverwandtschaft (oder etwaiger selbständiger Entstehung) zu erwartenden hinausgehen und dem sonstigen Verhältnisse der beiden Kulturgebiete zueinander widersprechen, suggerieren aufs stärkste moderne Entlehnung. Wo beide bisher angeführten Faktoren zu dem gleichen Urteil führen, hat es überwiegende Wahrscheinlichkeit. Doch bedarf es zur völligen Klarstellung des Sachverhalts noch in der Regel nicht nur des Nachweises, daß die beiden Gebiete keine genuinen Beziehungen zueinander unterhalten, sondern auch einer Feststellung der Art und Weise oder des Weges, auf dem eine Verschleppung möglich war.[1] Den Höchstgrad der Gewißheit bildet selbstverständlich auch hier, wie bei den Fälschungen, die tatsächliche Fixierung des Importes etwa durch unverdächtige Zeugnisse der Eingeborenen.

Für die Zeitbestimmung unmittelbarer Zeugnisse — hier kommen natürlich nur materielle Objekte in Betracht — ist ein besonderes Kriterium nur in ihrer etwaigen Lagerung in, geologisch oder nach den besonderen Fundverhältnissen bestimmbaren, verschieden alten Schichten gegeben. Im übrigen — und, wo keine archäologischen Lagerungsbestimmungen vorhanden sind, ausschließlich — decken sich die Kriterien der Zeitbestimmung vollständig mit denen der Ortsbestimmung.

3. Kritik der Berichte.

A. Äußere Kritik.

§ 1. Während die Kritik der unmittelbaren Zeugnisse in der Hauptform der Objektbestimmung doch den

[1] Vgl. oben II, 2 B, § 1.

meisten, wenigstens den meisten museal geschulten Ethnologen eine alltägliche und geläufige Beschäftigung ist, gilt das in wesentlich geringerem Maße von dem zweiten Hauptgebiete der Kritik, von der Kritik der Berichte. Unter Berichten sind in diesem Zusammenhange alle schriftlichen oder mündlichen Angaben über ethnologische Tatsachen zusammenzufassen, also neben der Hauptgruppe der zusammenhängenden Reise- und Forschungsberichte auch besonders die einzelnen Angaben, die den Sammlungen oder Sammlungsobjekten beigegeben werden, sowie die schriftlichen oder mündlichen Überlieferungen der jeweiligen Eingeborenen selbst.

In der Kritik dieser Quellengruppen tritt zunächst gegenüber den unmittelbaren Zeugnissen die Echtheitsfrage bemerkenswert in den Hintergrund. Ja, man könnte sagen, daß ein Bericht gar nicht als solcher, sondern eben auch nur in seiner Eigenschaft als unmittelbares Zeugnis gefälscht sein könne. In der Tat würden derartige Erscheinungen hinsichtlich der Zuverlässigkeit der von ihnen gegebenen Daten in keiner Weise methodisch anders zu behandeln sein als andere, nicht gefälschte Berichte. Die Frage ist in der Ethnologie ohne großes Interesse, weil dergleichen Erscheinungen in unserer Literatur erfreulicherweise so gut wie ganz fehlen. Eine gewisse äußere Verwandtschaft damit haben die ethnologischen und Reiseromane, wie sie bekanntlich auf amerikanischem Gebiete ihre Hauptentwicklung gefunden haben, aber auch für die andern Erdteile, selbst für Australien, nicht fehlen.[1] Sie sind für eine Geschichte unserer Disziplin nicht uninteressant; einen Gegenstand der wissenschaftlichen Kritik bilden sie aber natürlich nicht, da sie wohl im besten Falle

---

[1] Vgl. z. B. „Histoire des Sevarambes, Peuples qui habitent une Partie du Troisième Continent communément appelé la Terre Australe", Nouv. éd., Amsterdam, E. Roger, 1716. Für Afrika etwa die „Mémoires de Gaudentio di Lucca. Ou il rend compte au Pères de l'Inquisition de Bologne qui l'ont fait arrêter, de tout ce qui lui est arrivé de plus remarquable dans sa vie et ou il les instruit d'un pays inconnu, situé au milieu des vastes déserts de l'Afrique, dont les habitants sont aussi anciens, aussi nombreux, et aussi civilisés que les Chinois. Avec l'Histoire de leur Origine, de leur Religion, de leur Coutumes, leur Police etc.", 1746.

völkerkundliches Material verwerten, aber nicht den Anspruch erheben können, selbständige, objektive Daten zu enthalten. Zweifel am romanhaften Charakter einer Schrift werden in der Regel nicht möglich sein; andernfalls unterliegen auch sie der gewöhnlichen kritischen Analyse.

Eine ebenso geringe Rolle spielt für die ethnologischen Berichte die Frage nach Zeit und Ort der Entstehung, sowie die der Autorschaft. Etwaige Probleme der Art unterliegen den allgemeinen Prinzipien der literarhistorischen Bestimmung — im weitesten Sinne, einschließlich philologischer, paläographischer und anderer Kriterien —, deren Erörterung den Rahmen einer spezifisch völkerkundlichen Methodik überschreiten würde.[1]

§ 2. Bedeutend wichtiger ist die Frage nach dem etwaigen Abhängigkeitsverhältnis verschiedener Berichte zueinander. Von ihrer Beantwortung hängt nicht nur, worauf ich noch zu sprechen komme[2], das Urteil über die Zuverlässigkeit eines Berichterstatters bis zu einem gewissen Grade ab, sondern vor allem auch das Urteil über die Gewißheit der berichteten Erscheinung selbst. Ceteris paribus ist ein Bericht um so sicherer, je direkter er auf unmittelbare Beobachtung zurückgeht. Ferner ist ja klar, daß ein bestimmtes Datum glaubwürdiger wird, wenn es von mehreren, als wenn es von einem einzigen Bericht bezeugt ist, vorausgesetzt eben, daß diese Berichte unabhängig voneinander sind. Ebenso ist die Tatsache, daß eine Erscheinung von einer bestimmten Stelle der Erde zu ganz verschiedenen Zeiten berichtet wird, selbstverständlich von höchster kulturgeschichtlicher Bedeutung, vorausgesetzt wiederum, daß die späteren Berichte ebenfalls auf direkter Kenntnis beruhen und nicht etwa der ältesten Darstellung entnommen sind, wie etwa Angaben des Ptolemäus und der arabischen Geographen unbesehen ihren Weg in mittelalterliche und selbst noch jüngere Werke des Abendlandes gefunden haben.[3]

Unter den berichtartigen einheimischen Quellen sind auch bei diesen Problemen wieder die mexikanischen Bilderschriften zu erwähnen; und zwar hat Seler gezeigt, daß

---

[1] Vgl. Bernheim, S. 391 ff. [2] Kap. II, 3 B, § 1 u. 2.
[3] Zu diesem Abschnitt siehe Bernheim, S. 521 ff., 525 ff.

die Codices Borgia, Vaticanus B, Bologna, Fejérváry, Cod. Laud., Viennensis, die Codices der Bodley-Sammlung, der 2. Teil des Codex Telleriano-Remensis und die vorderen Tafeln des Codex Vaticanus A eine eng zusammenhängende Sippe bilden, deren Glieder nicht nur im allgemeinen verwandten Inhalts sind, sondern eine beschränkte Anzahl von Darstellungen in vielfach gleicher Reihenfolge und gleichartiger Konzeption wiederholen. Der Codex Vaticanus A ist eine direkte Kopie des Codex Telleriano-Remensis.[1] Ein reicheres Feld derartiger genealogischer Untersuchungen bieten die europäischen Berichte; so etwa gleich die spanischen Abhandlungen zur mexikanischen Geschichte, in denen sich z. B., wie mir Herr Professor Seler schreibt, „gewisse Darstellungen von Motolinia und einer andern nicht ganz festzustellenden Quelle über Mendieta und Torquemada durch alle späteren Autoren hindurch verfolgen" lassen.[2] Ähnlich liegt die Sache auf allen andern Gebieten auch: Ling Roth stellt für die älteren Quellen zur Kenntnis von Benin und dem übrigen Westafrika fest, daß Garcia de Rezende und João de Barros auf Ruy de Pina beruhen und daß viele Angaben des achtzehnten und früheren neunzehnten Jahrhunderts mit größerer oder geringerer Bestimmtheit auf den Bericht von Dapper zurückzuführen sind.[3] Eine unverschleierte Kompilation aus den verschiedensten Quellen ist Dumont D'Urville's „Voyage pittoresque autour du Monde", ohne daß jedoch für jede einzelne Nachricht der Ursprung deutlich bezeichnet oder jedesmal ohne weiteres erkennbar wäre. In Delessert's „Voyages dans les deux Océans" sind besonders die Abbildungen von Waffen und Geräten der Südsee-Insulaner aus den Werken von Eyre, Duperrey, Dumont D'Urville, Sal. Müller und anderen zusammengestellt und nur selbständig mit ganz allgemeinen oder falschen Unterschriften versehen.[4] Eine interessante Quellengruppe bilden die Ableitungen des von Le Maire während seiner Reise

---

[1] Seler, „Der Codex Borgia und die verwandten aztekischen Bilderschriften", ZfE. XIX, S. (105) ff.

[2] Brief vom 1. XII. 09. Vgl. W. Lehmann, „Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung", AfA., N. F. VI, S. 124.

[3] Ling Roth, „Great Benin", S. 1f.

[4] Besonders S. 132 u. 191 ff.

geführten Logbuches. Dasselbe wurde zuerst von Schouten, in dessen Hände es durch eine Verkettung von Umständen geraten war, fälschlich unter seinem Namen, aber nicht unverändert, später von Le Maire selbst und noch einmal von Joris van Spilbergen herausgegeben. Noch Dalrymple und Burney hielten Schouten für den Autor, Le Maire für den Plagiator, und erst eingehendere Kritik hat das wirkliche, umgekehrte Verhältnis festgestellt. Dabei sind aber auch die Le Maire'sche und die Spilbergen'sche Relation keine unveränderten Abdrucke des Originaltextes, sondern aus Mitteilungen anderer Reiseteilnehmer ergänzt.[1] Daß selbst die literarischen Produkte der neuesten Zeit eine Untersuchung ihres Zusammenhanges auch in der Völkerkunde nicht immer überflüssig machen, dafür bietet vielleicht Parkinson's Aufsatz über die Berlinhafensektion[2] und Erdweg's Arbeit über die Tumleo[3] den besten Beweis. Parkinson's Bericht erschien zwei Jahre eher als der von Erdweg, beide zeigen auf weite Strecken hin wörtliche Übereinstimmung, nur daß Parkinson allgemein auf den ganzen ethnographischen Bezirk bezieht, was Erdweg auf die Tumleo beschränkt.[4] Die Originalquelle ist, wie sich nicht nur aus der allgemeinen Situation, sondern auch aus eingehender Vergleichung bestimmt ergibt, trotz der Priorität des Erscheinens nicht die Arbeit von Parkinson, sondern die von Erdweg; der erste berichtet denn auch allgemein, daß er von den Missionaren allerhand Förderung erfahren habe, schweigt aber darüber, daß er ein fertiges Manuskript von ihnen erhalten und teilweise wörtlich benutzt hat. Diese wenigen, aus vielen hervorgehobenen Beispiele werden einen Begriff davon geben, ein wie dankbares Feld für Untersuchungen über Quellenverwandtschaft die Ethnologie bietet. Systematisch betrieben sind sie bisher, soweit mir bekannt ist, noch nirgends, wie denn z. B. die Prüfung der Berichte von Le Maire und Schouten und andere verwandte Arbeiten nicht von Ethnologen, sondern von Geographen und Entdeckungshistorikern durchgeführt

---

[1] Vgl. Wichmann, „Entdeckungsgeschichte von Neuguinea", I (Nova Guinea, I), S. 60 ff.

[2] IAE. XIII, S. 18 ff.

[3] MAGW. XXXII, S. 274 ff., 317 ff.

[4] Vgl. die Notiz von W. Schmidt bei Erdweg, S. 274.

worden sind. Und doch steht jede historische Disziplin, so auch die Völkerkunde, bis zur Aufnahme dieses Zweiges der Quellenkritik auf einem in kritischer Hinsicht naiven Standpunkt, und es wird bis dahin immer wieder vorkommen — vielleicht nur nicht bei engen Spezialisten —, daß verschiedene Berichte einer Quellenfamilie als selbständige Belege zitiert und gewertet werden. Denn nur der Spezialist vermag die Quellenverhältnisse seines Gebietes so weit zu beherrschen, daß er in jedem Einzelfalle die notwendigen quellenkritischen Reduktionen selbständig vornehmen kann.

§ 3. Die Kriterien der Abhängigkeit und Verwandtschaft ausführlich zu erörtern, ist wiederum Sache der allgemeinen historischen Methodik.[1] Allgemein betrachtet wird Gleichheit des Inhalts an sich nur dann ein sicheres Merkmal der Entlehnung sein, wenn dieser Inhalt eine charakteristische Begrenzung zeigt, sagen wir, wenn von religiösen Sitten eines Volkes in den betreffenden Quellen gleichmäßig nur eine bestimmte Auswahl dargestellt oder von einer Zeremonie nur gewisse Teile des Verlaufs geschildert werden, vorausgesetzt freilich, daß die Begrenzung nicht im Wesen der Sache liegt, wie denn etwa bei australischen Initiationszeremonien Europäer, die von den Eingeborenen nicht als initiiert angesehen werden, in der Regel nur ganz bestimmte, weniger geheime Teile der Weihen zu Gesichte bekommen.[2] Als sicheres Kennzeichen darf im ganzen formelle Übereinstimmung gelten, also etwa gleiche Gruppierung des Stoffes, gleiche Ausmalung der Einzelheiten und dergleichen. Noch einwandfreier ist der Nachweis der Quellenverwandtschaft durch Aufzeigung wörtlicher Übereinstimmung oder übereinstimmender Fehler und Irrtümer, soweit diese nicht durch die gleichen Kulturanschauungen der Autoren mit Notwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit gegeben sind. Auch Irrtümer einer einzelnen Quelle sind oft nur durch Mißverständnis des Wortlautes einer andern zu erklären. In diesem Falle ist mit der Tatsache auch die Art der Verwandtschaft ohne weiteres

---

[1] Bernheim, S. 411 ff.

[2] Vgl. etwa C. Hodgkinson, „Australia from Port Macquarie to Moreton Bay", S. 231. J. Henderson, „Observations on the Colonies of New South Wales and Van Diemens Land", S. 145 ff.

gegeben. In andern Fällen bietet das Zeitverhältnis der Quellen einen Anhalt. Daß er nicht untrüglich ist, zeigt das angeführte Beispiel von Parkinson und Erdweg; auch der Fall gleichmäßiger Abhängigkeit von einer gemeinsamen Urquelle läßt sich aus ihm nicht erkennen. Dann müssen der Grad der wörtlichen und formellen Übereinstimmung, sowie die biographischen Daten, Lebensstellung usw., der Autoren den Maßstab bieten. Eins der wichtigsten Kriterien gibt endlich noch der organische Zusammenhang ab, in dem die fraglichen Daten unter sich oder mit dem etwaigen übrigen Inhalte der Quelle stehen.

Einen für die Völkerkunde wieder weniger bedeutungsvollen Spezialfall der Quellenverwandtschaft bilden die Fragen der Rezension und Edition, d. h. der verschiedenen Fassungen eines und desselben Werkes oder, im weiteren Sinne, auch mehrerer inhaltsverwandter Werke desselben Verfassers zueinander.[1] Bei neueren Autoren liegen die Verhältnisse meist klar. Von den Problemen der älteren ethnologischen Literatur sei nur die Frage nach dem Verhältnis der mexikanischen zur spanischen Form von Sahagun's „Historia Universal de los cosas de Nueva España" erwähnt[2], wozu neuerdings die Frage nach der Stellung des von W. Schmidt in Rom entdeckten Manuskriptes gekommen ist, das nur einen Teil des Gesamtwerkes in teilweise veränderter Fassung enthält.[3]

Selbstverständlich ist die Tatsache der Abhängigkeit von Quellen nicht auf die Herleitung aus anderen literarisch bekannten Quellen beschränkt. Gerade in der ethnologischen Literatur gehen ganze Darstellungen oder Teile davon oft nicht auf eigene Beobachtung, sondern auf fremde, mündliche oder jedenfalls nicht publizierte Berichte zurück. So ist es z. B. auch bei Sammlungen und den dazu gehörigen Notizen nicht selten der Fall, daß derjenige, der die Sammlung nach Europa bringt, nur einen Teil selbst zusammengebracht, den andern von verschiedenen Seiten sekundär erworben hat. Wenn in solchen Fällen der Berichterstatter seine Quellen oder wenigstens

---

[1] Bernheim, S. 447 ff.

[2] Vgl. W. Lehmann im AfA., N. F. VI, S. 121.

[3] Pater W. Schmidt im Anthropos I, S. 302 ff.

die entlehnten Teile seiner Darstellung oder Notizen nicht selbst angibt — bei Sammlungen gibt das etwaige Vorhandensein von Originaletiketten Aufschluß —, so lassen sich nur aus den biographischen Daten, also etwa aus dem bekannten Verlauf einer Reise, sowie aus etwaigen formellen Inkongruenzen in der Darstellung oder in der Fassung der Notizen Schlüsse ziehen.

B. Innere Kritik.

§ 1. Vielleicht noch wichtiger für eine sichere Beurteilung der völkerkundlichen Daten, aber von der jungen Wissenschaft bisher ebenso vernachlässigt wie die Feststellung des äußeren Verhältnisses der Quellen zueinander, ist die eigentliche innere Kritik.[1] Es handelt sich nicht nur darum, ob ein Autor aus eigener Beobachtung oder aus fremden Quellen geschöpft hat, sondern noch mehr um die Frage, wie er beobachtet und wie er seine Beobachtungen oder die Früchte seiner Belesenheit wiedergegeben hat. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier in unserer Disziplin der Mangel selbständiger quellenkritischer Studien. Nicht nur, daß man in völkerkundlichen Arbeiten häufig Quellen erster und letzter Qualität gleichwertig nebeneinander herangezogen finden kann[2]; noch bedenklicher ist

---

[1] Dazu Bernheim, S. 464 ff.

[2] Ein typisches Beispiel unkritischer Kompilation ist etwa das alte Monstrumwerk von Schoolcraft, „History, Conditions and Prospects of the Indian Tribes of the United States“ 1851—57. Nun kann man dies Opus ja nicht als Beispiel für neuere, wissenschaftliche Ethnologie verwerten. Anders wird das, wenn ein solches Buch (wie z. B. bei Westermarck, „Geschichte der menschlichen Ehe“) und andere gleichwertige Materialsammlungen, wie etwa Curr, „Australian Race“, als homogene Quellen von modernen Ethnologen benutzt werden. Mag man nun auch zugeben, daß bei so extensiver Arbeit, wie sie etwa auch in Frazer's „Golden Bough“ oder in der Schriftstellerei von A. Lang vorliegt, eine intensive Einzelkritik der Quellen nicht möglich und deshalb dem Autor aus ihrer Vernachlässigung kein Vorwurf zu machen ist, so geht es doch nicht an, mit Westermarck (a. a. O., S. XXXXII) aus der Not eine Tugend zu machen, den Mangel an Kritik für unvermeidlich zu erklären und zu behaupten, extensive Quellenbenutzung könne die Kritik ersetzen. Das ist natürlich ein absolutes Nonsens. Die geschilderte Sachlage erweist höchstens die Notwendigkeit selbständiger quellenkritischer Arbeiten in der Ethnologie.

es, daß an den Quellen zwar Kritik geübt wird, daß diese Kritik selbst aber unmethodisch und unsachlich ist, entweder von subjektiven Anschauungen des Benutzers ausgeht[1] oder sich auf scheinbare, nicht auf ihre Tragweite hin geprüfte Ungenauigkeiten stützt. Auf letzte Art ist z. B. eine unserer besten älteren Quellen über Neu-Britannien, Powells „Wanderings in a wild Country" durch Parkinson lange Zeit in Mißkredit gekommen[2], und ebenso hat W. Schmidt neuerdings versucht, einen wichtigen Datenkomplex in Howitts „Native Tribes of South East Australia" als unzuverlässig hinzustellen.[3] Zu einer gesunden Kritik gehört eindringende methodische Schulung, und die fehlt uns in der Ethnologie noch fast durchweg. Es genügt auch nicht, einen Autor auf Grund gewisser Beobachtungen als zuverlässig oder unzuverlässig zu stempeln. Genialere Beobachter als z. B. Cook und Forster hat die völkerkundliche Forschung vielleicht kaum aufzuweisen; und doch werden wir vielen ihrer Angaben heute nur einen recht bedingten Quellenwert zugestehen können.

§ 2. Erstes Gebot bei Prüfung der Zuverlässigkeit

[1] Als Musterbeispiel dafür darf jetzt das Buch von Pater W. Schmidt, „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen", gelten, wo zu fast jeder Quellennachricht, die nicht zur Theorie paßt, ein Fragezeichen gemacht wird, bisweilen ohne weiteren Versuch, den Zweifel zu begründen. Vgl. etwa S. 173, wo es „sicher falsch" sein soll, daß einzelne isolierte Buschmannstämme keine Ehehindernisse zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern kennen (woher weiß Sch. das?), oder S. 197, wo sogar die ausdrückliche negative Angabe seiner beiden eigenen Hauptgewährsmänner über die Andamanen, daß es dort nämlich keinen Gottesdienst gebe, mit dem unzulänglichen Hinweis auf die möglicherweise mangelhafte Kenntnis diskreditiert wird. Kritiken mangelhaftester Art siehe z. B. noch auf S. 143, 148, 156, 159f., 164, 175.

[2] Parkinson, „Im Bismarck-Archipel", S. 58. Vgl. dazu schon Foy bei Parkinson-Foy, „Die Volksstämme Neupommerns" (ABMD., Festschrift 1899, Nr. 5), S. 6; sowie Foy, „Zur Ethnographie von Neu-Pommern", Globus LXXIX, S. 97.

[3] Pater W. Schmidt, „Die soziologische und religiös-ethische Gruppierung der australischen Stämme", ZfE. XLI, S. 329ff. Weiter derselbe, „Die soziologischen Verhältnisse der südostaustralischen Stämme", Globus XCVII, S. 158ff., 173ff. Dagegen Graebner, „Zur australischen Religionsgeschichte", Globus XCVI, S. 341f. und „Noch einmal P. W. Schmidt und die südostaustralische Kulturgeschichte", Globus XCVII, S. 362ff.

einer Quelle ist, daß wir uns die Tragweite der für unser Urteil maßgebenden Gründe klar machen. Finden wir bei einem Autor einmal einen nachweisbaren Fehler, so ist an sich klar, daß da, wo ein Fehler ist, auch mehrere denkbar sind; ein Grund, den Autor deshalb überhaupt für mehr oder weniger unzuverlässig zu halten, liegt darin aber nicht. Es dürfte wenige, noch so genaue Schriftsteller geben, denen nicht einmal ein Lapsus zustieße. Anders, wenn sich mehrere falsche oder ungenaue Daten finden, die alle nur sei es aus mangelnder Beobachtungsfähigkeit oder schlechtem Gedächtnis, sei es aus mangelnder Sorgfalt in der Festlegung der Beobachtungen zu erklären sind.[1] In dieser Lage befinden wir uns leider bisweilen selbst wichtigen Quellen gegenüber. Zu den reichhaltigsten Fundgruben für die Völkerkunde des nördlichen Melanesien z. B. gehören die Schriften von Parkinson, bei dem wir aber nicht nur Sorglosigkeit in der Bezeichnung seiner Quellen, sondern auch in ihrer Benutzung — er verallgemeinert z. B. die Angaben von Erdweg über die Tumleo ohne weiteres zu solchen über den ganzen Berlinhafenbezirk[2] —, sowie mannigfache Ungenauigkeiten, Fehler und Widersprüche in den Daten, z. B. über die exogamen Gruppen der Admiralitäts-Inseln und Neu-Irland, die Trommel- und Speerformen der letztgenannten Insel festzustellen haben.[3] Auch hier geht natürlich aus dem Vorhandensein solcher Mängel noch nicht hervor, daß die übrigen, nicht nachzuprüfenden Daten ebenfalls falsch oder ungenau sind; anderseits können sie aber, sofern sie nicht durch anderweites Material gestützt werden, auch nicht als unbedingt zuverlässige Quellenangaben gelten.

§ 3. Eine solche allgemeine, aber selbstverständlich dem Grade nach noch vielfach abgestufte Zuverlässigkeit oder Unzuverlässigkeit wird sich doch nur in einem gewissen, vielleicht nicht allzugroßen Teil der Fälle feststellen lassen. Jedenfalls muß in jedem Einzelfalle wohl geprüft werden, ob die nachweisbaren Fehler tatsächlich

---

[1] Einen recht guten Maßstab der Sorgfalt liefert dabei die Art, wie etwa vorhandene Vorlagen benutzt werden.

[2] Vgl. oben Kap. II, 3 A, § 2.

[3] Vgl. meine Besprechung im Zentralbl. f. Anthropologie XIII, S. 102f.

auf den oben genannten allgemeinen Ursachen beruhen oder ob nicht besondere Fehlerquellen vorhanden sind, die nur einen Teil der Daten beeinflussen, die andern unberührt lassen. Der oben erwähnte Powell ist wohl kein besonders kritischer Kopf, und es ist wohl möglich, daß er hier oder da einmal ein Märchen geglaubt hat.[1] Im allgemeinen aber können die von ihm niedergeschriebenen Daten als gut beobachtet gelten. Dagegen sind die seinem Buche beigegebenen Abbildungen großenteils recht schlecht, zum Teil direkt falsch. Augenscheinlich war er kein großer Zeichner, und die Abbildungen sind wenigstens zum Teil nach seinen Skizzen umgezeichnet, zum Teil vielleicht sogar nach Stücken seiner Sammlung, und zwar nicht immer nach den richtigen Stücken, zum Teil auch wohl nur nach seinen Beschreibungen ergänzt worden.[2] Ähnlich liegt die Sache bei Eyre's Werk über Südaustralien, in dem die Abbildungen ebenfalls zum Teil ganz unerkennbar verzeichnet sind[3]; die Originalzeichnungen waren da ohne Zweifel wesentlich besser als die von Powell, aber augenscheinlich sind auch sie ohne Kontrolle eines Sachkenners umgezeichnet worden. Das sind äußere Gründe für die Unzuverlässigkeit eines ganz bestimmt begrenzten Teiles der Daten, Gründe, die übrigens, genau genommen, noch in das Kapitel der Quellenverwandtschaft, insbesondere der Rezension und Edition[4], gehören. Häufiger und wichtiger sind die in der Person des Autors selber liegenden besonderen Fehlerquellen. Deren durchsichtigste ist die Verfolgung eines bestimmten Zweckes: so, wenn Quiros, dessen Zuverlässigkeit allerdings auch sonst nicht allzu hoch steht, die spanischen Behörden zur Besiedlung der von ihm entdeckten Gebiete — in erster Linie der Neuhebriden-Insel Espiritu Santo — anstacheln will und zu diesem Zwecke dort alle erdenklichen Reichtümer, sogar Rinder, vorhanden sein

[1] So das von der Einsetzung künstlicher Zähne auf S. 166 seines Buches.

[2] Besonders auf S. 109 u. 178, sowie der Schildgriff auf S. 110. Der Ohrring auf S. 111 (angebl. Spacious Bay) ist ein Brustschmuck aus Britisch-Neu-Guinea (Papua-Golf).

[3] Eyre, „Journal of Expeditions of Discovery into Central Australia", ganz besonders II, Taf. II, 5 u. 10.

[4] Oben Kap. II, 3 A, § 3.

läßt[1]; oder wenn umgekehrt — ein in der Kolonisationsgeschichte ja nicht gerade seltener Fall — die Eroberer eines Landes den Charakter, unter Umständen auch die Kultur der Eingeborenen in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen lassen, um ihr eigenes Vorgehen gegen sie zu rechtfertigen. Dabei braucht es sich durchaus nicht immer, wie wenigstens teilweise wohl bei Quiros, um bewußte Täuschung zu handeln, sondern nicht selten ist Autosuggestion oder auch Massensuggestion dabei im Spiele. Wie dem aber auch sei, das Urteil der Unzuverlässigkeit darf selbstredend, wo nicht andere Fehlerquellen mit in Betracht kommen, nur so weit gehen, wie die Daten der betreffenden Autoren durch deren Absichten und Ziele beeinflußt worden sein können.

§ 4. Häufiger bemerkbar und wichtiger noch ist der Einfluß, den der durch angeborene Neigung, durch Erziehung oder Gewohnheit bestimmte Vorstellungskreis eines Menschen auf Art und Richtung seiner Beobachtungen ausübt. Ein auf das Außergewöhnliche und Wunderbare gerichteter Geist etwa wird zu einer phantastischen Auffassung des von ihm gesehenen neigen, und alle seine in dieser Richtung liegenden Daten werden demzufolge mit Vorsicht aufzunehmen sein. Ebensoweit wird ein rationalistisch veranlagter Beobachter leicht nach der andern Seite abweichen, wenn er z. B. die Zauberer irgendeines Gebietes mit ihren Praktiken einfach als Betrüger und Taschenspieler schildert.[2] Einwirkungen von höchster Bedeutung sind ferner die der Zeit und des Berufes. Für die erste Kategorie sind die Reiseberichte aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts typisch mit ihrer Rousseau'schen Tendenz, bei den primitiven Völkern das Ideal der menschlichen Urkultur wiederzufinden.[3] Die Verschiedenheit der Berufe wirkt in positiver und negativer Richtung. In positiver insofern, als jeder naturgemäß den in seinen Beruf schlagenden Erscheinungen das vorwiegende Interesse und

---

[1] Dalrymple, „An historical collection of the Several Voyages and Discoveries in the South Pacific Ocean“ II, S. 166f.

[2] Eine Auffassung, wie sie in geradezu grotesker Weise Goldstein vertritt. Vgl. z. B. Globus XCVI, S. 79f.

[3] Als Typus können J. R. Forster's „Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt“ gelten; vgl. besonders S. 497ff.

Verständnis entgegenbringt. Der Seemann wird uns ceteris paribus über Schiffsbau und Navigation, der Jurist über Recht und Gesellschaft, der Theologe und Missionar über religiöse Verhältnisse am besten unterrichten können. Die Gefahr der Fachbildung liegt auf der andern Seite darin, daß der Beobachter nicht über die gewohnten, anerzogenen Begriffe hinauskann, entweder alles, was er sieht, nach Analogie der ihm bekannten Verhältnisse aufzufassen geneigt ist oder den einheimischen Zuständen nicht gerecht zu werden vermag. In den ersten Fehler werden wegen ihrer Gewohnheit, formal zu denken, etwa Juristen leicht verfallen, wie er sich denn auch in der gesamten vergleichenden Rechtswissenschaft fühlbar macht.[1] Dem zweiten Mangel unterliegen z. B. verhältnismäßig leicht die Missionare; wenn auch wenige so weit gehen, wie jener Kameruner Missionar, der einen ganzen Haufen von „Götzen" verbrannte, so wird ihnen volles Verständnis für die religiösen und damit verbundenen sozialen Institutionen doch naturgemäß nicht immer leicht; als Beispiel erwähne ich nur die Art, mit der Pater Kleintitschen den Inietbund der Gazelle-Halbinsel abtut.[2] Als wichtige Fehlergruppe dieser Kategorie führe ich endlich noch die Voreingenommenheit durch wissenschaftliche Theorien oder Überzeugungen an: Wenn ein Forscher überzeugt ist, daß allen Ornamenten eine figürliche Bedeutung zugrunde liegt, so ist neun gegen eins zu wetten, daß er diese Bedeutung auch in vielen Fällen entdeckt, wo sie nicht vorhanden ist[3]; und was solcher Beispiele mehr sind. Noch lange

---

[1] Ein recht gutes Beispiel dieses Formalismus findet sich bei Steinmetz, „Rechtsverhältnisse in Afrika und Ozeanien", S. 13, wo unter der Rubrik „Rechte an beweglichen Sachen" die Frage gestellt wird: „Welche Sachen gelten als beweglich? auch Häuser?". Da wird also ersichtlich von vornherein ein ganz bestimmter europäisch-juristischer Begriff der beweglichen Sache der Beobachtung zugrunde gelegt.

[2] Kleintitschen, „Die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel", S. 354 ff.

[3] Das scheint mir z. B. bei einem Teile des Materials in Stephan's „Südseekunst" nicht absolut ausgeschlossen, weil St. bei der kurzen Zeitdauer seiner Forschungen viele seiner Deutungen zweifellos direkt erfragt hat, wenn auch nur durch die einfache Frage: „Was ist das?".

nicht jeder vermeidet die Gefahr, etwas in die Eingeborenen hineinzufragen, eine Gefahr, die übrigens gerade durch das System der Fragebögen außerordentlich kultiviert wird. Denn am leichtesten wird nicht der Fachgelehrte, sondern der Laie durch Theorien und bestimmte Fragestellungen gefangen genommen. In all diesen Fällen besitzen natürlich wiederum nur die Daten eine verminderte Zuverlässigkeit, die innerhalb der betreffenden Fehlergruppe liegen.

§ 5. Zuletzt muß noch eine Ursache berührt werden, die verständlicherweise den Angaben eines und desselben Autors leicht sehr verschiedenen Wert gibt. Das ist das räumliche und zeitliche Verhältnis des Gewährsmannes zu den von ihm berichteten Erscheinungen. Nicht nur wird jedermann über die Dinge, die er selbst gesehen oder miterlebt hat, viel gewissere Kunde geben können, als über solche, die er nur vom Hörensagen kennt; auch die erste Gruppe von Daten wird weniger gesichert sein, wenn es sich um einmal flüchtig Beobachtetes, als wenn es sich um vielfach Gesehenes, oft Nachgeprüftes handelt. In diesem Sinne bedürfen etwa auch die vorhin angeführten Schriften von Parkinson in ihren verschiedenen Teilen noch verschiedener Beurteilung. Die vorhin erwähnten Fehler beziehen sich sämtlich auf Gebiete, die er nur von seinen Reisen oder durch Berichte anderer kannte; es ist klar, daß bei solchem Stoff ein etwa vorhandener Mangel an Sorgfalt leichter und mehr in die Erscheinung tritt als bei dem, was er aus seinem eigenen ständigen Wohngebiete, dem Küstenbezirk der Gazelle-Halbinsel erzählt; hier erreichen seine Angaben den Höchstgrad ihrer Zuverlässigkeit. Derselbe Gesichtspunkt ist aber ersichtlich nicht nur für die verschiedenen Daten eines Autors, sondern auch für die Angaben verschiedener, im übrigen nach Persönlichkeit und Gunst der Verhältnisse gleichwertiger Berichterstatter gültig. Es ist ganz klar, daß ein Mariner die Kulturverhältnisse der Tongainseln nicht nur vollständiger, sondern auch richtiger darstellen konnte, als Cook und Forster trotz ihrer genialen Beobachtungsgabe.[1]

[1] Seltener dürfte der Fall sein, daß von zwei oder mehr Autoren infolge besonderer Umstände jeder einen Vorteil vor dem andern voraus hat. So gewannen etwa Spencer und Gillen, besonders wohl durch Gillen's amtliche Stellung und vermöge ihrer

§ 6. Mit den vorhergehenden Ausführungen sind die Fehlerquellen kaum erschöpft. Immerhin ist deutlich geworden, daß ihre Zahl nicht gering, ihre Würdigung und Eliminierung sicher nicht immer einfach ist, besonders wenn sie sich in verschiedener Weise kombinieren, oder wenn es gilt, sie gegen hervortretende positive Momente der Glaubwürdigkeit abzuwägen. An sich wäre es natürlich geboten, sowie nach irgendeiner Richtung Zweifel an der Zuverlässigkeit einer Quelle auftreten, alle Angaben derselben Quelle, die in der gleichen Richtung liegen, mit Mißtrauen zu betrachten. Zweifellos würden wir mit dieser ausschließlichen Berücksichtigung der subjektiven Eigenschaften einer Quelle nur einen verhältnismäßig geringen Bestand von gesicherten Daten erhalten; besonders müßten ja dann die Berichte, an deren allgemeiner Zuverlässigkeit wir zu zweifeln größeren oder geringeren Grund zu haben glauben, so gut wie ganz ausscheiden. Gegenüber einer solchen allgemeinen Skepsis bietet die gegenseitige Kontrolle der Quellenzeugnisse ein zuverlässiges Hilfsmittel.[1] Einerseits kann ein unzuverlässiger oder zweifelhafter Bericht durch einen einwandfreien bestätigt werden. Bei voller Koinzidenz bedürfte es ja dann eigentlich der zweifelhaften Quelle gar nicht.[2] Anders bei partieller, aber immerhin wesentlicher Übereinstimmung; denn wenn anders nicht wieder besondere Zweifelsgründe vorliegen, haben wir in solchem Falle keine Veranlassung, den in der besseren Quelle nicht belegten Teilen der Darstellung zu mißtrauen, die Wahrscheinlichkeit ist vielmehr dafür, daß auch diese den Tatsachen entsprechen. Überhaupt können derartige Bestätigungen durch gute Zeugnisse das Urteil über eine Quelle dem Grade nach wesentlich verschieben, im günstigen Falle zu der Erkenntnis führen, daß die Fehler, auf denen das ursprüngliche Mißtrauen beruhte, relativ

materiellen Leistungsfähigkeit, die Gelegenheit, die religiösen Zeremonien der Eingeborenen durch Autopsie kennen zu lernen; es fehlte ihnen aber die Sprachkenntnis, deren sich Strehlow, dank seinem langjährigen Wirken im Lande, erfreuen kann. Vergl. v. Leonhardi bei Strehlow, Veröff. Städt. Völkermus. Frankfurt I, 3, S. V ff.

[1] Vgl. Bernheim, S. 524 ff.

[2] Falls er nicht durch einen bedeutenden Zeitabstand von der andern Quelle wertvoll wird.

wenig erheblich sind oder doch eben nur eine bestimmte Gruppe der Daten berühren. Vielleicht noch wichtiger sind die gegenseitigen Bestätigungen mehrerer an sich nicht unbedingt sicherer Berichte. Ihre Möglichkeit beruht auf der absoluten Unwahrscheinlichkeit, daß mehrere Berichterstatter eine und dieselbe Erscheinung oder denselben Vorgang genau in derselben Weise falsch darstellen. Voraussetzung ist natürlich dafür, wie für jede Bestätigung eines Berichtes durch einen anderen, daß die beiden Darstellungen unabhängig voneinander sind, also weder eine von ihnen auf die andere noch beide auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, sowie ferner, daß die gleichartige Darstellung nicht durch gleiche subjektive Bedingungen, wie ich sie vorher als Fehlerquellen angeführt habe, mit einer gewissen Notwendigkeit hervorgebracht werden mußte. So wird etwa die Legende von den Giftpfeilen auf Santa Cruz und den Neuen Hebriden nicht dadurch wahr, daß sie mehrfach berichtet worden ist.[1] Bei ihr spielen die beiden genannten Fehlergruppen verstärkend ineinander: Die Angaben der verschiedenen Autoren haben ihren gemeinsamen Ursprung einerseits in den Aussagen der Eingeborenen, andererseits in der falschen, aber verständlichen Schlußfolgerung aus der schnellen Wirkung der Pfeilschüsse, die in Wahrheit auf der mechanischen Wirkung der in der Wunde zurückbleibenden, abgebrochenen Spitzenteilchen beruht. Anders liegt etwa folgender Fall: Howitts Buch über Südostaustralien ist im ganzen eine sehr zuverlässige Quelle; seine Daten über den exogamen Lokaltotemismus der Kurnai sind aber als unzuverlässig verdächtigt worden, weil sie angeblich unter dem Einfluß einer Theorie stehen. Nun läßt sich zwar der Zweifel aus inneren Gründen als unbegründet zurückweisen[2]; aber für den, der trotzdem noch mißtraut, tritt die analoge, ganz unabhängige und sicher nicht durch die gleiche Theorie beeinflußte Angabe von Mathews als Bestätigung der Howitt'schen Mitteilung ein. Die Zusammenstimmung ist

---

[1] Vgl. Graebner, „Völkerkunde der Santa Cruz-Inseln", Ethnologica I, S. 136. Codrington, „The Melanesians", S. 306f. Ders. in JAI. XIX, S. 215ff.

[2] Graebner, „Zur australischen Religionsgeschichte", Globus XCVI, S. 342f.

beweisend, trotzdem Mathews im übrigen nicht immer als Kronzeuge gelten darf.[1]

Neben der Bestätigung eines Berichtes durch einen andern kommt selbstverständlich auch die Bestätigung der Berichte durch unmittelbare Zeugnisse in Betracht.[2] Nicht nur in der Art, daß eine Angabe über die Existenz eines Objektes durch die nachträgliche Beobachtung des Objektes oder seine Auffindung in einer Sammlung gestützt wird, wie etwa Powell's seinerzeit ganz isolierte Mitteilungen über Schilde mit Gesichtsdarstellungen und morgensternartige Keulen an der Weiten Bucht inzwischen durch Sammlungen aus diesem Gebiete ihre volle Bestätigung erfahren haben.[3] Wichtiger sind die Fälle, in denen Komplexe der geistigen Kultur, Zeremonien und andere, durch den Nachweis von Objekten, die dabei Verwendung finden, sicher belegt werden; ein Musterbeispiel bilden die amerikanischen Altertümer, die durch ihre größere oder geringere Übereinstimmung mit den alten Berichten ganz wesentlich das Maß des Glaubens, das diesen zuteil wird, bestimmen. Aber die gleiche Rolle spielt, genau genommen, jede Maske, jedes Schwirrholz usw.; sie alle stützen die Angaben über die Zeremonie, bei der sie verwandt werden. Sie bestätigen mindestens die Existenz und bestimmte Einzelheiten; für das übrige gilt dann dasselbe, was über Bestätigung eines zweifelhaften Datums durch ein zuverlässiges gesagt wurde; es bedürfte bestimmter Zweifelsgründe, um ein Mißtrauen gegen Teile eines in wesentlichen Punkten gesicherten Ganzen zu rechtfertigen.

§ 7. In einer weit ungünstigeren Stellung befinden wir uns den nur einmal überlieferten Daten gegenüber. In erster Linie wird hier das Kriterium der allgemeinen Zuverlässigkeit anzuwenden sein. Bei einem Autor, den wir aus den kontrollierbaren Teilen seiner Berichte als unbedingt glaubwürdig kennen, werden wir keine oder doch

---

[1] Vgl. meine Bemerkung gegen Pater W. Schmidt im Globus XCVII, S. 363. Übrigens beziehen sich die Einwände gegen Mathews weniger auf seine eigenen Beobachtungen als auf die seiner Korrespondenten und auf die Art, wie er diese verwendet.

[2] Bernheim, S. 531 f.

[3] Vgl. Foy, „Zur Ethnographie von Neu-Pommern", Globus LXXIX, S. 97.

wenigstens sehr geringe Gefahr laufen, wenn wir auch seine nicht kontrollierbaren Mitteilungen als Tatsachen hinnehmen. Dasselbe gilt bei denjenigen Quellen, die nur zu partiellem Zweifel Anlaß geben, für all die Daten, die nicht in der Richtung dieser Fehlerquellen liegen.[1] Aber wir besitzen außer diesem Kriterium der allgemeinen Glaubwürdigkeit noch ein zweites, das den Kreis der verwendbaren Daten ganz erheblich weiter steckt. Kein Autor wird leicht Angaben erfinden, die außerhalb seines Vorstellungs- und Denkkreises liegen; solche Angaben werden also im großen und ganzen als zuverlässig gelten dürfen. Ein Beispiel mag das Verhältnis erläutern: Wenn Behrens erzählt, daß er und seine Begleiter in Süd-Neu-Irland mit Pfeilen beschossen worden seien, so ist dieser Bericht nicht einwandfrei, weil Bogen und Pfeil in der Hand von Eingeborenen dem Verfasser sicher eine geläufige Vorstellung waren.[2] Wenn aber Surville berichtet, daß die Bewohner von Ulawa die Eichel mit einer aus Blättern geflochtenen Hülle bedeckten[3], so gab er damit eine ihm so fremdartige Erscheinung wieder, daß eine Möglichkeit, wie er außer durch wirkliche Beobachtung auf diese Notiz gekommen sein könnte, ausgeschlossen erscheint. Allerdings müssen auch da wieder andere Fehlermöglichkeiten eliminiert sein. Erstens kann natürlich die Lokalität der Beobachtung irrtümlich angegeben sein; da muß wieder die allgemeine Zuverlässigkeit des Autors in Ortsangaben das Kriterium abgeben. Aber auch sonst kann durch die Art der Erscheinung zwar die Tatsache einer bestimmten Beobachtung gesichert sein, ohne daß die Einzelheiten des Berichtes richtig zu sein brauchen. Wenn z. B. Carteret von Malaita Pfeile mit Steinspitzen erwähnt, so scheint das eine für die Südsee so eigentümliche und fremdartige Mitteilung zu sein, daß man geneigt ist, sie für richtig zu halten. Man wird aber zweifelhaft, wenn man bemerkt, daß Carteret auch den Santa Cruz-Pfeilen Steinspitzen statt Knochenspitzen zuschreibt, so daß seine Beobachtungen

---

[1] Bernheim, S. 522 f.

[2] Behrens, „Reise durch die Südländer und um die Welt", S. 151.

[3] Im „Magazin merkwürdiger Reisebeschreibungen" XVIII, S. 117.

über das Spitzenmaterial[1] bei diesen flüchtigen Begegnungen nicht unbedingt zuverlässig genannt werden können. Derartige Fälle geben die eindringliche Lehre, daß man in der kritischen Vorsicht kaum jemals zu weit gehen kann. Eine ganz besondere Gewähr der Richtigkeit geben Berichte, die sich aus den für den betreffenden Berichterstatter in Betracht kommenden Fehlerquellen nicht nur nicht erklären lassen, sondern ihnen sogar widersprechen.[2] In dieser Richtung liegt der sichere innere Beweis für die Richtigkeit von Howitt's vorhin erwähnten Angaben über die sozialen Verhältnisse der Kurnai; denn die vaterrechtliche Lokalorganisation der Totems steht in direktem Gegensatz zu dem mutterrechtlich totemistischen Zweiklassensystem mit vermischt wohnenden Totems, auf das er alle australische Gesellschaftsformation zurückführen möchte.[3] Oder wenn ein Europäer, sogar ein europäischer Jurist[4], berichtet, daß auf Neu-Britannien die Fruchtbäume oft einem andern gehören als der Grund und Boden, auf dem sie stehen, so widerspricht das seinen gewohnten, anerzogenen Vorstellungen und ist gerade deshalb glaubhaft.

§ 8. Ein letztes, aber allerdings mit allergrößter Vorsicht anzuwendendes Kriterium für vereinzelte Daten ist die Übereinstimmung mit dem Gesamtbestande unserer Kenntnisse.[5] Wenn innerhalb der bekannten Hauptverbreitungsgebiete einer Kulturerscheinung oder in ihrer nächsten Nachbarschaft das Vorkommen einer verwandten Erscheinung gemeldet wird, so werden wir mit einem gewissen Recht eher geneigt sein, an die Richtigkeit zu glauben, als wenn der Bericht ein Gebiet betrifft, in dem die betreffende Erscheinung nach dem ganzen Stand unserer Kenntnisse nicht zu erwarten ist. Auf der andern Seite, und dem in Rede stehenden Kriterium direkt widersprechend, gilt für derartige Fälle in gewissem Grade das,

---

[1] Bei Hawkesworth, „An account of the Voyages undertaken by the order of His present Majesty for making Discoveries in the Southern Hemisphere“ I, S. 359 u. 365.

[2] Vgl. Bernheim, S. 523. [3] Vgl. § 6.

[4] Z. B. Hahl in den „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelms-Land“ 1897, S. 82.

[5] Bernheim, S. 533 ff.

was vorher über die außer dem Vorstellungskreise des Berichterstatters liegenden Daten gesagt wurde: Eine Beobachtung weckt um so weniger Mißtrauen, je weniger der Autor, der sie gemacht hat, etwas derartiges an dem betreffenden Orte zu vermuten Anlaß hatte. So unterliegt die Existenz der Bogenform, bei der die Sehne mit besonderer Schlinge an dem Bogen befestigt ist, am Bamu (Süd-Neu-Guinea)[1] gerade deshalb keinem Zweifel, weil niemand irgendeine Veranlassung hatte, sie dort zu vermuten. Hier ist also ein überaus feines Taktgefühl nötig, um die beiden Kriterien gegeneinander abzuwägen; in vielen Fällen werden die vorher besprochenen objektiveren Kriterien den Ausschlag geben müssen. Das gilt in fast noch höherem Maße für die Fälle, in denen nicht die einfach tatsächlich festgelegte Verbreitung, sondern die wissenschaftlich erschlossene Verbreitungsmöglichkeit den Maßstab der Wahrscheinlichkeit abgibt. Abzulehnen ist auch dies Kriterium nicht: Durch die Feststellung, daß derjenige Kulturkomplex, dem die Peniskapsel angehört, auch auf den südöstlichen Salomo-Inseln stärker hervortritt[2], gewinnt zweifellos die oben erwähnte Beobachtung Surville's an Gewißheit. Die Verwertung dieses Gesichtspunktes setzt, wie ersichtlich, eine umfangreichere kombinatorische Tätigkeit voraus; darin liegt aber natürlich die Gefahr, daß auf Grund ungenügend gesicherter, subjektiv-theoretischer Meinungen ein Urteil gefällt wird. Man mag deshalb diesem Kriterium eine größere Bedeutung für die Zukunft voraussagen, die hoffentlich auch in der Ethnologie einen umfangreichen Bestand wissenschaftlich gesicherter Ergebnisse kennen wird. Gegenwärtig werden wir gut tun, von ihm so wenig wie möglich Gebrauch zu machen.

§ 9. Bisher sprachen wir von Angaben, die entweder von mehreren Autoren übereinstimmend oder überhaupt nur von einer Quelle gegeben werden. Daneben kommen natürlich auch Fälle vor, in denen die Berichte einander widersprechen. Unter Umständen wird dieser Widerspruch nur scheinbar sein: Entweder die für den ersten Anschein

[1] Vgl. Graebner im Anthropos IV, S. 756.
[2] A. a. O., S. 733ff.

verschiedenen Daten, etwa die Lokalitäten, von denen, bzw. die Namen, unter denen eine Erscheinung berichtet wird, sind identisch oder wenigstens für den betreffenden Fall äquivalent. Hier wird der scheinbare Gegensatz in der Regel nur den Fernerstehenden irre führen. Oder die beiden Angaben ergänzen einander; das tritt z. B. dann ein, wenn zwei Beobachter von ein und derselben Zeremonie verschiedene Teile gesehen haben oder wenn zwei Autoren zwei verschiedene Prozeduren als Initiationszeremonie desselben Stammes darstellen, der eben gar nicht nur eine, sondern zu verschiedenen Zeiten verschiedene Zeremonien ausübt.[1] Ähnliche scheinbare Widersprüche können selbstverständlich sogar bei einem und demselben Autor auftreten und können einer ungenauen Kritik Anlaß geben, die Zuverlässigkeit der Quelle überhaupt anzuzweifeln. Liegt keiner dieser Fälle, sondern wirklich unbestreitbarer Widerspruch der Angaben vor, so werden diese — gegebenen Falles natürlich die ganzen Quellen — nach Maßgabe der vorstehend aufgeführten Kriterien einzeln zu beurteilen, den zuverlässigen vor den unglaubwürdigen der Vorrang zuzuschreiben sein. Ein Gradunterschied der Zuverlässigkeit zwischen mehreren an sich nicht einwandfreien Berichten ermöglicht offenbar kein sicheres Urteil, weil ja doch auch die bessere Quelle einmal Fehler vor der an sich schlechteren voraushaben oder sogar beide Berichte falsch sein können. Noch mehr ist selbstverständlich vor der Anwendung des Majoritätsprinzips zu warnen. Selbst wenn mehrere schlechte Darstellungen einer guten gegenüberstehen, verdient diese zunächst noch das größere Vertrauen. Allerdings würde ein solches Verhältnis berechtigten Anlaß

[1] Ein interessantes Beispiel von Widersprüchen zwischen zwei im ganzen guten Quellen liefert die Darstellung der zentralaustralischen Religionsverhältnisse bei Spencer und Gillen einer-, Strehlow andrerseits. A. Lang hat diese Widersprüche als scheinbar infolge geograpbischer Verschiedenheit der Belege aufgefaßt. Daß dies nicht in vollem Umfange zutrifft, betont v. Leonhardi bei Strehlow, Veröff. Städt. Völkermus. Frankfurt I, 3, S. VIIf. Gewisse Lokalunterschiede sind aber, wie auch v. L. zugibt, zweifellos vorhanden; besonders ergänzen sich die Angaben der genannten Autoren aber vielfach sachlich, so in dem über Konzeption, Beziehung des Individuums zum Totem und Totemplatz, Tjurungas usw. Gesagten.

geben zu einer genauen Nachprüfung des kritischen Wertes der Quellen und ihrer einzelnen Daten. Sollte die Untersuchung keine Möglichkeit erkennen lassen, wie die von einander unabhängigen, wenn auch minderwertigen Quellen zu dem gleichen Fehler gekommen sein könnten, so würde sich das Verhältnis zu ihren Gunsten verschieben[1], und es wäre weiter zu prüfen, ob der an und für sich gute Bericht nicht vielleicht doch gerade für die fragliche Nachricht eine Fehlerquelle erkennen läßt. Auch bei Beurteilung widersprechender Angaben läßt sich der Stand unserer Kenntnisse als Kriterium verwenden, und zwar ist hier vielleicht die Gefahr eines Fehlschlusses geringer als bei der Kritik vereinzelter Daten; immerhin ist natürlich auch in diesen Fällen äußerste Zurückhaltung und Vorsicht geboten. Überhaupt ist gerade bei der Behandlung widersprechender Quellenberichte der richtige Ort, um mit Nachdruck auf einen bei der Handhabung der gesamten Kritik zu beachtenden Grundsatz hinzuweisen: Wo immer die Kriterien nicht hinreichen, um zu einem unbedingt sicheren Ergebnis zu gelangen, ist es stets wissenschaftlich richtiger, das Urteil in suspenso zu lassen, als auf jeden Fall, mag es biegen oder brechen, eine Entscheidung zu treffen. Dadurch mag der Bestand des wissenschaftlich verwertbaren Stoffes bisweilen nicht unwesentlich verringert werden; aber das, was übrig bleibt, ist wenigstens sicheres Baumaterial, und es ist zweifellos besser, mit dessen Hilfe ein vorläufig kleines und standfestes Gebäude aufzuführen, als einen stolzen Bau mit morschen Quadern, deren Zerfall den Bestand des ganzen Werkes gefährden muß.

§ 10. Einleitend bemerkte ich, daß auch die mündliche Tradition der Eingeborenen insoweit zu den Berichten zu rechnen sei, als sie den Anspruch erhebt, über vergangene Begebenheiten oder Zustände etwas auszusagen. Dem Quellenwerte dieser Aussagen muß ich zum Schlusse noch ein paar Worte widmen. Als Paradigma einer solchen Tradition kann die polynesische gelten, wie sie hauptsächlich in den Stammbäumen und damit verbundenen Wandersagen niedergelegt ist. Daß diese Traditionen wirk-

---

[1] Vgl. dazu die Ausführungen oben § 6.

liche historische Fakta enthalten, ergibt ihre Würdigung als unmittelbarer Zeugnisse; die bisweilen auf verschiedenen Inseln gleichlautenden Anfänge und Teile der Stammbäume beweisen eine bis zu einem gewissen Zeitpunkt gemeinsame Wurzel und damit die Tatsächlichkeit der zu diesem Zeitpunkt berichteten Wanderungen. Trotzdem ist die Bedeutung der Überlieferungen aufs höchste überschätzt worden.[1] Die Anfänge der Stammbäume sind voller mythologischer Bestandteile, die auch in den Wandersagen nicht fehlen[2]; und es ist kritisch durchaus unzulässig, alle Daten, die nicht nachweisbar falsch sind, als richtig aufzufassen. Im Gegenteil müssen die Teile, deren Zuverlässigkeit sich nicht mindestens wahrscheinlich machen läßt, als ungewiß gelten. Es läßt sich aber z. B. weder der Wert der in den Stammbäumen aufgeführten Namen und ihrer Zahl kritisch festlegen noch die Frage allgemein und eindeutig beantworten, ob die oder ein Teil der mitgeteilten Reisen als erste polynesische Besiedlungen der betreffenden Gebiete zu gelten haben oder nicht. Aus allem ergibt sich, daß der historische Wert der Tradition kritisch sehr gering bemessen werden muß. Als Hauptwahrheitskriterien sind die Übereinstimmung der verschiedenen Traditionen, soweit sie nicht auf gemeinsamer Grundlage beruhen, und die Übereinstimmung mit den aus den Kulturverhältnissen zu erschließenden Vorgängen anzusehen. Ähnlich verhalten sich und sind zu behandeln auch alle übrigen bekannten Traditionen; nur daß bei den meisten — so bei den zentralaustralischen[3] — das zweifellos mythologische Element noch weit stärker überwiegt und die Möglichkeit, historisch verwertbare Elemente aus der Gesamtmasse auszuscheiden, vielfach völlig fortfällt.[4]

---

[1] Vgl. besonders Percy Smith, „Hawaiki. The Original Home of the Maori", 1904.

[2] Wie schon von Schirren, „Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos", zum Teil sicher mit Recht betont. Näher eingehen kann ich auf die Verhältnisse erst im Bande „Polynesien" dieser Bibliothek. Vorher erhalten wir hoffentlich durch K. v. d. Steinen in seinem Marquesas-Werk eine kritische Beleuchtung mancher Fragen.

[3] Entgegen van Gennep, „Mythes et Légendes d'Australie", S. CIXff. Vgl. Globus XCVI, S. 376f.

[4] Allgemeines zur Kritik der mündlichen Tradition noch bei Bernheim, S. 494ff.

§ 11. Eine besondere Gruppe von Quellen, ein ausschließliches Produkt der modernen Zeit, bilden die phono- und photographischen Aufnahmen und die darauf beruhenden Reproduktionen. Da sie ebenfalls nicht die Erscheinungen selbst wiedergeben, sondern an Stelle des Mediums der menschlichen Psyche nur das Medium eines leblosen Apparates setzen, lassen sie sich begrifflich nicht als unmittelbare Zeugnisse auffassen. Sie nähern sich ihnen aber methodisch in der Objektivität der Wiedergabe[1], eine Annäherung, die besonders durch den Vergleich mit den analogen Aufnahmeverfahren früherer Zeit, etwa den nach dem Gehör niedergeschriebenen Melodien oder den Handzeichnungen und -malereien, deutlich wird; ich erinnere für die letzte Kategorie nur an die nach Gestalt und Faltenwurf der Kleidung klassischen Polynesier in den Reisewerken Cooks und seiner Zeitgenossen. Ganz ist freilich das psychische Element auch bei den Wiedergaben phono- und photographischer Aufnahmen nicht auszuschließen. Es äußert sich bei diesen hauptsächlich in der Möglichkeit der Retouche, bei den Phonogrammen in etwaigen Fehlern bei Wahl der Umdrehungsgeschwindigkeit, wodurch Fehler nicht nur in der absoluten Tonhöhe, sondern, was wichtiger ist, im Tempo entstehen müssen. Die wesentlichsten Fehler liegen jedoch im Wesen der Aufnahmeapparate selbst: Die photographische Kamera gibt die Formen der Objekte unter Umständen in nicht unbedeutender Verzeichnung wieder, und selbst die besten der heutigen Phonographen und Grammophone vermögen Lautwert und Klangfarbe nicht absolut richtig zu Gehör zu bringen. All diese Fehler und Fehlermöglichkeiten müssen bei kritischer Benutzung im Auge behalten und gegebenen Falles abgezogen werden, um den einwandfreien Kern der Quellen herauszuschälen.

---

[1] Literatur über die Bedeutung des Phonographen bei Foy, „Das Städtische Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde in Cöln", Ethnologica I, S. 61. Vgl. auch v. Hornbostel im Anthropos IV, S. 781f.

III.

Interpretation.

1. Allgemeines.

§ 1. Nachdem durch die Kritik der Wert und die äußere Stellung der Quellenzeugnisse festgelegt ist, tritt als erste Aufgabe einer wissenschaftlichen Verwertung der Quellenaussagen ihre Interpretation, d. h. die Bestimmung von Zweck, Sinn und Bedeutung der durch sie berichteten oder dargestellten Erscheinungen, hervor. Es mag dabei wiederholt werden, daß diese Reihenfolge nur im allgemeinen und natürlich überhaupt nur für die Verarbeitung eines jeweilig einzelnen Zeugnisses gültig ist. Im einzelnen setzt etwa die Kritik der Daten über Zweck und Bedeutung einer Erscheinung oft weitgehende Anwendung der interpretierenden Tätigkeit, die Verwertung des allgemeinen Tatbestandes als eines Kriteriums sogar die vollendete Kombination der bis dato bekannten Tatsachen voraus.[1] In weit engerer Wechselbeziehung noch stehen diese beiden Funktionen der Auffassung selbst. Es wird sich zeigen, daß Fragen nach der primären Bedeutung mancher Erscheinungen überhaupt erst am Ende der gesamten methodischen Arbeit beantwortet werden können, also die Behandlung wichtiger Probleme der Interpretation sogar mit Bezug auf ein und dasselbe Objekt der kombinatorischen Tätigkeit nachfolgt.[2] Man kann diese Gattung der Interpretation zweckmäßig als indirekte Interpretation oder Interpretation zweiten Grades bezeichnen im Gegensatz zur Interpretation ersten Grades (oder direkten Interpretation), die derartiger Vorarbeit nicht bedarf.

---

[1] Vgl. dazu und zum folgenden Bernheim, S. 251, 566 ff.
[2] Kap. III, 2.

In vielen Fällen wird der Sinn eines Objektes oder einer anderen Kulturerscheinung in derselben Quelle oder in begleitenden Notizen durch Bemerkungen erläutert, die Interpretation also gewissermaßen in den Quellen vorweggenommen sein. Soweit diese Erläuterungen kritisch einwandfrei sind und die Bedeutung des Faktums erschöpfen, ist natürlich jede weitere methodische Interpretation unnötig. Diese tritt erst da in Tätigkeit, wo die quellenmäßig gegebene Deutung der Kritik nicht Stand hält oder den Ansprüchen einer erschöpfenden Interpretation nicht genügt.

§ 2. Oft — das gilt besonders von Objekten der materiellen Kultur — ergibt sich die allgemeine Deutung einer Erscheinung ohne große Schwierigkeiten aus ihrer Form und ihren Eigenschaften: Ein Beil, ein Speer, ein Korb werden in der Regel ohne weiteres erkennbar sein. Ebenso läßt sich etwa eine bestimmte Trauerzeremonie der Sulka auf Neu-Britannien aus sich selbst heraus einwandfrei als eine Austreibung des Totengeistes[1], ein Mythus der Narrinyeri als Darstellung des Sonnenlaufes[2] deuten. Doch tritt schon bei den Daten der materiellen Kultur die Möglichkeit spezifizierter Verwendung erschwerend ein. Nicht immer wird sich ein Beil zur Holzbearbeitung, etwa zum Bootbau, ohne weiteres von einer Bodenhacke, ein Zeremonialspeer von einem Kriegs- oder Jagdspieß unterscheiden lassen. Gewissen Köcherformen Brasiliens oder Indonesiens sieht man es durchaus nicht an, daß sie nur für Blasrohrpfeile verwandt werden. Ein verzierter Schädel deutet zwar stets auf Schädelkult irgendwelcher Art, ohne aber an und für sich zu zeigen, ob es sich um Totenverehrung oder um Kopfjagd handelt. Sagen, die von einem Wandern von Ost nach West und einer Rückkehr nach Osten unter der Erde handeln, sind zwar sicher Tagesmythen, lassen aber, wenn nähere Merkmale fehlen, nicht ohne weiteres einen Schluß auf ein bestimmtes Gestirn zu. Bei anderen Dingen ist nicht einmal die allgemeine Bedeutung von vornherein klar: Speer- und Pfeiltypen gehen oft ineinander über — ich erinnere nur

---

[1] Müller-Rascher, „Die Sulka", AfA., N.F. I, S. 215.
[2] Brough Smyth, „The Aborigines of Victoria" I, S. 432.

an die kleinen Speere Nordaustraliens. Die Gabeln des Geelvinkbai-Gebietes in West-Neu-Guinea wurden bis vor kurzem vielfach für Kämme gehalten.[1] Der Zweck der taschenförmigen Penisfutterale des nördlichen Togo[2] würde ohne Kenntnis des einschlägigen Materials ebensowenig festzustellen sein, wie der Sinn eines Fadenkreuzes oder Fadensterns von den Huichol-Indianern.[3] Ein Verschlingungsmythus ohne näher erläuternde Daten kann zunächst mindestens den Untergang eines Gestirns, seine Verschlingung durch Wolken oder eine Eklipse bezeichnen.[4] Ihrem Sinne nach völlig unklar ist die einfache Tatsache, daß ein Eingeborener ein bestimmtes Tier nicht verzehrt[5] oder mit einer bestimmten andern Person nicht spricht. Fälle derartiger Unsicherheit bezüglich der Deutung liegen besonders da vor, wo nicht der ganze Komplex einer Erscheinung, sondern nur ein Teil davon gegeben oder berichtet wird.

§ 3. Wo Form und Eigenschaften einer Erscheinung nicht genügen, um ihren Sinn festzustellen, da tritt wiederum der Vergleich als hauptsächlichstes methodisches Hilfsmittel ein. Ja, genau genommen, spielt er diese Rolle schon in manchen der vorhin erwähnten Beispiele einer Interpretation aus dem Objekte selbst; nur sind die Vorstellungen und Begriffe, mit denen er dort arbeitet, wenigstens dem Ethnologen so alltäglich und geläufig — etwa der Begriff eines Steinbeils —, daß die vergleichende Tätigkeit des Verstandes dabei unter der Schwelle des Bewußtseins bleibt. Wo solche selbstverständlichen Assoziationen nicht ausgelöst werden, kommt es zu scharfer, bewußter Vergleichsarbeit. Das Grundverhältnis, auf dem diese Tätigkeit beruht, ist wesentlich immer dasselbe, daß nämlich ein Quellenzeugnis tatsächliche Momente enthält,

---

[1] v. d. Sande, „Nova Guinea“ III, S. 6.

[2] Vgl. v. Luschan, „Zur anthropologischen Stellung der alten Ägypter“, Globus LXXIX, S. 197.

[3] Vgl. Lumholtz, „Symbolism of the Huichol Indians“, MAM. III, S. 154ff.

[4] Ehrenreich, „Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen“, S. 215ff.

[5] Es kann sich da um Totemismus, Verehrung von Göttern in Tierform, Institutionen der Altersklassen u. a. handeln. Vgl. dazu van Gennep, „Totémisme et Méthode comparative“, S. 5ff.

die dem andern fehlen.[1] Im besonderen kann man dabei einseitige und wechselseitige Interpretation unterscheiden. In der ersten Kategorie ist die eine der verglichenen Erscheinungen nach Sinn und Bedeutung bekannt, durch Feststellung der Gleichheit wird dieselbe Bedeutung für die unbekannte festgelegt. Hierhin gehören all die Fälle, in denen von zwei oder mehreren gleichartigen Tatsachenkomplexen der eine nach Sinn und Bedeutung literarisch bestimmt ist, die andern nicht; das trifft besonders häufig bei Zweckbestimmung von Sammlungsobjekten zu. Ferner diejenigen Fälle, in denen ein unvollständiger[2] und darum nicht aus sich heraus deutbarer Komplex durch einen relativ vollständigen und deshalb gut interpretierbaren identifiziert wird; so, wenn ein Schnitzwerk durch Vergleich mit einem ganzen Boot oder Bootmodell als Bootsverzierung zu erkennen ist oder der Sinn einer fragmentarisch überlieferten Sage durch Heranziehung einer vollständigen Überlieferung klar wird. Nur ein verhältnismäßig unwichtiger und wohl auch nicht allzu häufiger Sonderfall ist es, wenn die zu interpretierende Erscheinung mit einem Teile des Vergleichskomplexes völlig identisch ist; unwichtig deshalb, weil ceteris paribus — besonders bezüglich der kritischen Zuverlässigkeit — die wissenschaftliche Verwertung der Erscheinung sich naturgemäß auf die vollere Fassung stützen wird. In den weitaus meisten Fällen wird der für die Zwecke der Interpretation unzureichende Komplex doch seinerseits ein Plus von Elementen enthalten, für deren richtige Deutung und Verwertung die Interpretation des Ganzen wesentlich ist. Das gilt z. B. vielfach für Mythendeutungen: Wenn ich etwa das Motiv der abwechselnd gegenseitigen Nahrungsverweigerung in gewissen Teilen Australiens als Mondmythus erkannt habe und finde dann in einer anderen Fassung mit der Nahrungsverweigerung auf der einen Seite auf der andern die Verweigerung des Obdachs kombiniert, so

[1] An Stelle eines einzelnen Quellenzeugnisses kann auf der aktiven Seite natürlich auch eine Gruppe davon stehen, weiter jedoch ebenso ein Resultat wissenschaftlicher Schlußfolgerungen, ja, wie Bernheim S. 570ff. ausführt, ein ganzer Wissenschaftszweig.

[2] Nicht nur im Sinne eines Fragmentes, sondern auch etwa durch das Fehlen oder abgeblaßte Auftreten einzelner bestimmender Züge.

werde ich mit vollem Recht zunächst auch hier die Nahrungsverweigerung als mondmythischen Zug auffassen, im Zusammenhange damit aber nun auch der Verweigerung des Obdachs die gleiche Bedeutung zuweisen.[1] In mancher Beziehung bedeutsamer ist die zweite Kategorie der vergleichenden Interpretation, die wechselseitige. Ihr Merkmal ist, daß keiner der verglichenen Komplexe von sich aus eine einwandfreie Deutung zuläßt, diese vielmehr erst durch Zusammenfassung der Eigentümlichkeiten aller Vergleichskomponenten möglich wird. Ich erwähnte oben schon, daß ein Bericht über irgendwelche Speiseverbote an sich nicht immer eine eindeutige Erklärung zuläßt. Finden sich dazu aber etwa aus einer andern Quelle Nachrichten über bestimmte, an sich ebenfalls mehrdeutige Heiratsbeschränkungen, so kann durch Zusammenfassung der beiden Daten der Schluß auf echten Gruppentotemismus gerechtfertigt sein. Oder, um wieder eine Hauptdomäne aller Interpretationstätigkeit, die Mythologie, zu berühren: Kaum eine der verschiedensten Göttergestalten der Erde wird ihrem mythischen Charakter nach aus einer einzelnen der von ihr erzählten Mythen vollständig erkennbar sein; die meisten derartigen Versuche würden ein einseitiges Bild ergeben, das erst durch Heranziehung aller übrigen einschlägigen Sagen zu korrigieren ist. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die beiden Kategorien, deren Unterscheidung systematischen Wert hat, in praxi bisweilen ineinander übergehen: Nicht selten wird die Interpretation sich im wesentlichen auf ein Quellenzeugnis stützen, in Einzelpunkten aber eins oder das andere weitere heranziehen.

§ 4. Was die verschiedenen Quellengruppen anbetrifft, so sind natürlich sowohl unmittelbare Zeugnisse durch andere unmittelbare Zeugnisse, Berichte durch Berichte, als auch beide Gruppen wechselseitig durch einander interpretierbar.[2] Von besonderer Bedeutung sind gerade die letztgenannten Möglichkeiten, also die Interpretation der unmittelbaren Zeugnisse durch Berichte und umgekehrt. Vielleicht das beste Beispiel dieser Art bietet

[1] Vgl. Graebner im Globus XCVI, S. 375.

[2] Bernheim, S. 602f. Derselbe bemerkt S. 575, daß die Interpretation der Berichte viel Berührung mit deren Kritik habe.

die Deutung der mexikanischen Bilderschriften auf Grund der durch die spanischen Berichterstatter, Sahagun und andere, gegebenen Darstellung der religiösen Verhältnisse Mexikos; das gleiche Beispiel umfaßt auch den umgekehrten Vorgang, die Erläuterung der schriftlichen Quellenberichte durch die unmittelbaren Zeugnisse, in diesem Falle Bilderschriften und Skulpturen. In ähnlicher Weise lassen sich die Angaben der alten spanischen und holländischen Seefahrer über die Ethnographie der Südseeinseln durch Vergleich mit den heute unmittelbar beobachteten Kulturverhältnissen verstehen und zeigen z. B., daß die Bewohner der Santa Cruz-Inseln um 1600 schon dieselbe Segelform, die von Neu-Irland wenig später die gleichen Regenkappen wie heutigen Tages besaßen.[1] In mancher Hinsicht stehen übrigens die einheimischen bildlichen Darstellungen als mittelbare Zeugnisse für das auf ihnen dargestellte, wie das schon gelegentlich ihrer Stellung zur Kritik bemerkt wurde, so auch hinsichtlich der Interpretation den Berichten nahe. Die Waffen und anderes Kulturgut, wie es etwa auf den indischen Skulpturen dargestellt ist, wird vielfach nur durch Vergleich mit den vorhandenen Originalobjekten identifizierbar.[2] Auf mexikanistischem Gebiete hat es in diesem Sinne vor allem in letzter Zeit Preuß unternommen, die Deutung für die alten religiösen Darstellungen — und natürlich für die entsprechenden weiteren Quellenberichte — aus den Anschauungen und Gebräuchen der heutigen Indianer des mexikanischen Kulturgebietes herauszuholen.[3]

---

[1] Graebner, „Völkerkunde der Santa Cruz-Inseln“, Ethnologica I, S. 158. Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg“ S. 3.

[2] So läßt sich ein ringförmiger Gegenstand auf indischen Skulpturen als metallener Wurfring erkennen. Auf den Reliefs von Borobudur ferner kommen gespannte Schießbögen vor, die scheinbar einen einfach gekrümmten Typ darstellen. Nur durch den Vergleich mit den Krümmungsverhältnissen der Originalbögen, die für das Gebiet in Betracht kommen, ergibt sich mit Sicherheit, daß es sich um den zusammengesetzten indischen Bogen handelt. Vgl. meine Besprechung von Nieuwenhuis, „Der Gebrauch von Pfeil und Bogen auf den großen Sunda-Inseln“, im Zentralblatt für Anthropologie XV, S. 88.

[3] Preuß, „Der Mitotetanz der Cora-Indianer“, Globus XC, S. 69ff.; „Weiteres über die religiösen Gebräuche der Cora-Indianer, insbesondere über die Phallophoren des Osterfestes“,

§ 5. Bei jeder Interpretation ist in hohem Maße kritische Vorsicht geboten. Erstens muß das Zeugnis, auf Grund dessen die Deutung erfolgt, selbstverständlich kritisch vollkommen gesichert sein. Zweitens muß die dadurch bezeugte Tatsache der zu interpretierenden formell oder begrifflich so gleichartig sein, daß ein Fehlschluß nicht möglich oder wenigstens nicht wahrscheinlich ist; vor allem müssen also die Vergleichspunkte eindeutig sein. Wenn etwa Thilenius aus der Beschreibung eines Pelau-Schurzes im Katalog des Museums Godeffroy, daß der Oberrand eine Platte bilde, schloß, daß es sich um ein Objekt ähnlich den Schurzen der Hermit- und Anachoreten-Inseln handele[1], so war das verständlich, weil ihm andere Schurze, auf die jene Beschreibung paßte, nicht bekannt waren; aber es war falsch, und zwar dadurch, daß eine zweideutige Bestimmung — die Platte eines Hermit-Schurzes ist senkrecht, die eines Pelau-Schurzes wagerecht orientiert — als eindeutig zur Interpretation verwendet wurde. Es ist das ein sehr einfaches, aber deshalb in gewisser Hinsicht ein Schulbeispiel. Die Vergleichspunkte müssen aber weiter für die betreffende Erscheinung so charakteristisch sein, daß durch sie die Gesamterscheinung so gut wie eindeutig bestimmt wird. Eine Fülle von Beispielen einer solchen, wohlgelungenen Interpretation bieten etwa Seler's Erklärungen der mexikanischen Codices, in denen jedes Bildzeichen nach den dafür charakteristischen Symbolen und anderen Merkmalen erläutert wird.[2] Wenn aber Pater W. Schmidt z. B. den Daramulun in Südostaustralien als Sonnengott deutet, weil er als Falke erscheint und der Falke in einem Teile des südostaustralischen Gebietes als Repräsentant der Sonne gilt[3], so ist das unzureichend, weil die Begriffsverbindung Falke-Sonne durchaus nicht im ganzen Gebiete konstant

Globus XC, S. 165ff. Wieweit die versuchten Deutungen im einzelnen zutreffen, vermag ich nicht zu beurteilen.

[1] Thilenius, „Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien“ II, S. 327.

[2] Besonders in seinen Ausgaben der Codices Borgia, Vaticanus A, Fejérváry und des Tonalamatl, außerdem in zahlreichen Aufsätzen. Natürlich handelt es sich dabei nicht oder doch nur verhältnismäßig selten um einfache gegenseitige Erläuterungen, sondern meist um ganze Systeme von Interpretationsschlüssen.

[3] Anthropos IV, S. 228.

ist, der Falke vielmehr in andern Mythen deutlich mit dem Monde identifiziert wird.[1]

2. Ferninterpretation.

§ 1. Besonders wichtig und leider in der völkerkundlichen Praxis bisher fast völlig übersehen ist endlich ein dritter Maßstab der Interpretationsmöglichkeit, der übrigens in einzelnen der eben gegebenen Beispiele schon eine Rolle spielt. Würde es sich bei den von Thilenius und Pater W. Schmidt verglichenen Erscheinungen jedesmal um Elemente einer und derselben Kultureinheit handeln, so wäre die Wahrscheinlichkeit eines Irrtums unvergleichlich geringer als bei einer Verschiedenheit der Kulturgebiete. Hier handelt es sich um räumliche Differenz; das gleiche gilt aber natürlich, genau genommen, auch bei zeitlicher Verschiedenheit. Den Höchstgrad gegenseitiger Interpretationsfähigkeit erreichen mehrere Daten nur bei Zugehörigkeit zu derselben räumlichen und zeitlichen Kultureinheit. Bei der relativen Begrenzung der Möglichkeiten innerhalb einer solchen Einheit wird häufig ein verhältnismäßig geringfügiges Merkmal zur Identifizierung einer Kulturerscheinung genügen. Die Schwierigkeit wächst schon mit dem Reichtum und der Variabilität der betreffenden Kultur. Bei räumlicher oder zeitlicher Trennung der in Parallele gesetzten Daten beruht das Maß der Vergleichbarkeit auf der Möglichkeit, den kulturellen Zusammenhang mindestens mit Bezug auf diejenige Kategorie von Kulturerscheinungen nachzuweisen, der die betreffenden Daten angehören. Vermag ich nachzuweisen, daß die Gesamtkultur eines Gebietes sich in einem gegebenen Zeitraume nicht oder unwesentlich verändert hat, so werde ich auch die in diesen Zeitabschnitt fallenden Daten für die Interpretation annähernd ebenso behandeln dürfen, als wenn sie gleichzeitig wären. Auf weiten Gebieten haben wir es bei dem heutigen Stande unserer Wissenschaft mit so geringen Zeittiefen zu tun, daß bei der ebenfalls für die Hauptgebiete der Naturvölker charakteristischen Langsamkeit selbständiger historischer Veränderungen das Zeitmoment in der Interpretation verhältnismäßig in den Hinter-

[1] Globus XCVI, S. 375ff.

grund tritt. Immerhin würde sich seine etwaige Vernachlässigung nicht nur etwa in Fragen der asiatischen Hochkulturen, sondern vermutlich auch bei den erwähnten, kürzlich in Angriff genommenen Versuchen einer Deutung altmexikanischer Denkmäler aus der heutigen Kultur rächen.

§ 2. Weit mehr noch gilt dies bei willkürlicher Überspringung der räumlichen Entfernungen. Selbstverständlich würde eine endgültige Beschränkung der Interpretation auf Daten ein und derselben Kultureinheit unannehmbar sein und ihr den besten Teil ihrer Bedeutung rauben. Die ganze vergleichende Religionsgeschichte, vergleichende Rechtsgeschichte, kurz alle vergleichenden Behandlungen kulturgeschichtlicher Probleme leben und sterben mit der Möglichkeit, Erscheinungen eines geographischen Gebietes durch Analogien eines andern zu interpretieren. Der Grund dafür liegt nicht nur in der vielfach mangelhaften Überlieferung der Daten, sondern vor allem in der bekannten kulturgeschichtlichen Tendenz der Degeneration und des Zerfalls, der zufolge Mythen zu Legenden und Märchen, sinnvolle Institutionen zu formelhaften Gewohnheiten werden, Teile eines bedeutsamen Zusammenhanges schwinden usw., so daß in all diesen Fällen der Sinn einer Erscheinung nicht von dem Einzelgebiet aus, sondern nur durch Vergleich mit den gleichartigen Erscheinungen anderer Gebiete erschlossen werden kann. Die Frage kann also nur sein, welcher Kautelen es bedarf, um die Fehlerquellen derartiger Interpretationsversuche mit Sicherheit oder doch wenigstens mit einem überwiegenden Grade von Wahrscheinlichkeit zu verstopfen.[1] Die größere oder geringere Ähnlichkeit, formell oder inhaltlich, der verglichenen Erscheinungen gibt ein solches Kriterium für die Zulässigkeit der Interpretation an und für sich offenbar nicht. Es ist ein zunächst nicht gerechtfertigter Schluß, daß gleichen Äußerungen auch der gleiche Sinn zugrunde liegen müsse[2] oder daß sich aus der Gleichheit der be-

---

[1] Über die Fehler einer unmethodischen Ferninterpretation vgl. auch Bernheim, S. 607ff.; Foucart, Sphinx XIII, 3, S. 125ff.; Pinard, Anthropos V, S. 545ff. Völlig mangelndes Bewußtsein dieser Fehlerquellen z. B. bei A. Lang, „Custom and Myth", S. 10ff.

[2] Darauf beruht ja schon die in Kap. III, 1, § 2 erwähnte Schwierigkeit der Interpretation.

kannten Elemente die Gleichheit der etwa unbekannten folgern lasse. Auch die Annahme einer allgemeinen Gleichartigkeit der menschlichen Psyche liefert keinen hinreichenden Grund für eine unbeschränkte interpretierende Vergleichung. Denn die Frage, wie weit eine solche selbst einmal allgemein vorausgesetzte psychische Gleichartigkeit sich in den Einzelheiten der kulturellen Erscheinungen ausspreche, ist ja selbst erst wieder aus der Auffassung dieser Erscheinungen zu beantworten, die Lösung kann also nicht ihrerseits den Maßstab für die Vergleichbarkeit der Erscheinungen abgeben. Es ist ferner mindestens theoretisch wohl denkbar, daß ursprünglich ganz heterogene Erscheinungen durch Konvergenz oder durch Kombination mit gleichartigen Elementen weitgehende Annäherung erfahren[1]; in dem Falle würde eine auf Grund dieser scheinbaren Gleichartigkeit vorgenommene interpretierende Vergleichung mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit zu falschen Ergebnissen führen. Ich gebe ein Beispiel für die letzterwähnte Eventualität: Walfisch- und Drachenmythen haben sich in mehreren Erdgebieten in eigenartiger Weise kombiniert. Dadurch kam Frobenius zu der Auffassung der Walfisch-Drachen-Mythe als eines einheitlichen Komplexes; und da die Walfischmythe nach seiner Auffassung eine deutliche Sonnenmythe darstellt, wurde auch die Drachensage zum Sonnenmythus[2], obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Walfischsage, deren Auffassung bei Frobenius vielleicht ganz richtig ist, genetisch gar nichts zu tun hat, sondern sich als ausgeprägte Mondmythe entpuppt.[3]

§ 3. Das sicherste und, wie ich meine, einzige Mittel, Fehlschlüsse auf dem Gebiete der Ferninterpretation zu verhindern oder wenigstens auf ein Mindestmaß zu beschränken, ist ihre möglichste Annäherung an die Lokalinterpretation. Zwei oder mehr Erscheinungen sind vergleichbar und durcheinander interpretierbar, wenn sich nachweisen läßt, daß sie, wenn auch nicht derselben lokalen Kultureinheit, doch einem und demselben Kulturzusammenhang angehören. Dieser Nachweis ist natürlich nicht nur für den oder jenen Teil, sondern für den oder die

[1] Vgl. unten Kap. IV, 2 B, § 2.
[2] L. Frobenius, „Im Zeitalter des Sonnengottes“, S. 59ff.
[3] Vgl. Graebner, Globus XCVI, S. 376ff.

Grundkomplexe der Erscheinungen, wenn irgendmöglich auch für die Elemente, um deren Interpretation es sich eben handelt, zu führen. Um ein Beispiel zu geben: Ich bin durchaus berechtigt, die Quatu-Sage der Neu-Hebriden aus dem polynesischen Maui-Mythus zu interpretieren; denn ich vermag nicht nur nachzuweisen, daß die nördlichen Neu-Hebriden, denen die Sage angehört, in engem sprachlichen und allgemein kulturellen Zusammenhange mit der polynesischen Kultur stehen[1], sondern ich kann auch die besonderen Beziehungen der beiden Sagenkomplexe in ihren wesentlichen Bestandteilen aufzeigen.[2] Trotzdem wäre es ein Fehler, nun auch die Elemente der Quatusage, für die jener Zusammenhang nicht festzustellen ist, in die Interpretation einzuschließen. Es zeigt sich z. B., daß die Taso-Episode des Quatu-Zyklus, die in den Sagen des Maui-Kreises keine Analoga hat, als typische Menschenfresser-Zwillingssage auch einem ganz andern Mythen- und Kulturzusammenhange als dem polynesischen, nämlich dem älteren Komplexe der Zweiklassenkultur, angehört.[3] Nicht anders verhält es sich mit Deutungen ganz andersartiger Erscheinungen. Der Nachweis etwa, daß die Bemalung der Marawotschilde des nördlichen Neu-Britannien als Gesichtsdarstellung aufzufassen ist, kann nur auf Grund ihres kulturellen Zusammenhanges mit und der Formbeziehungen ihrer einzelnen Elemente zu den übrigen Schild- und Ornamentformen der gleichen Kulturprovinz als gelungen gelten.[4]

§ 4. Auch in der Ferninterpretation finden sich die beiden Typen der einseitigen und wechselseitigen Interpretation. Die beiden eben angeführten Beispiele gehören in der Hauptsache der ersten Kategorie an. Für den andern Typ gelten ganz wesentlich dieselben Gesichtspunkte: Ich bin auch hier nicht berechtigt, mehrere gleichartig scheinende Tatsachenkomplexe zu gemeinsamer Deutung zusammenzufassen, wenn ich nicht warscheinlich machen kann, daß sie der gleichen Kultureinheit angehören, und wiederum darf ich auch hier nur die Elemente in die Interpretation einbeziehen, für die ein solcher Zusammen-

[1] Vgl. zuletzt Graebner, Anthropos IV, S. 744ff.
[2] Frobenius, „Weltanschauung der Naturvölker", S. 93ff.
[3] Graebner, Globus XCVI, S. 366, 376.
[4] Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg", S. 169ff.

hang mit einiger Sicherheit nachzuweisen ist. So bleibt jeder Versuch, alle die verschiedenen unter der Kollektivbezeichnung „Totemismus“ laufenden Erscheinungen einheitlich zu deuten, so lange willkürlich, wie nicht ihr kultureller Zusammenhang aufgezeigt ist. Denn erst dann haben wir das Recht, sie aus denselben kulturellen Grundanschauungen heraus entstanden zu denken. Diese Vorbedingung ist vielleicht für den Sondertypus des vaterrechtlichen, lokal-exogamen Gruppentotemismus gegeben; aber selbst in diesem Falle dürfen wir die besonderen Eigentümlichkeiten dieses Typus im nördlichen Zentralaustralien nicht eher in die Interpretation hineinbeziehen, als ihre Zugehörigkeit zu demselben kulturellen Komplex mindestens wahrscheinlich gemacht ist.[1] Oder ein anderer Fall: Ich vermag nachzuweisen, daß unter den Mythenstoffen der Südsee das Motiv von der Liebe einer oder zweier Frauen zu einem andern Manne, ihrer Flucht zu oder mit ihm und ihrer Verfolgung durch den verlassenen Ehemann ein Bestandteil des totemistischen Kulturkomplexes ist, und bin deshalb zum Versuch einer einheitlichen Deutung berechtigt.[2] Bei dieser Deutung müssen aber alle Bestandteile der Einzelsagen, die nur in einer oder der andern Fassung vorkommen, unberücksichtigt bleiben, weil sich eben ihre Zugehörigkeit zu dem interpretierbaren Tatsachenkomplex nicht dartun läßt. Ihre Übereinstimmung mit der Grundbedeutung des Mythus kann gegebenenfalles nachträglich festgestellt werden; für die eigentliche Interpretation müssen sie außer Betracht bleiben. Für einzelne davon läßt sich in dem angeführten Beispiel — z. B. bei der Narrinyeri- und Yarra-Form — die ursprüngliche Zugehörigkeit zu einem ganz heterogenen Mythenkomplex direkt nachweisen[3], so daß also ihre Berücksichtigung zweifellos zu unrichtigen Ergebnissen hätte führen müssen.

§ 5. In welcher Art sich der Nachweis kultureller Zusammenhänge einzelner Kulturelemente oder ganzer Komplexe führen, wie sich die Zugehörigkeit einer Erscheinung

[1] Vgl. dazu, was unten in Kap. IV, 3 D über die zu den Interpretationsproblemen oft in enger Beziehung stehenden Ursprungsfragen gesagt ist.

[2] Graebner, Globus XCVI, S. 363f., 374f.

[3] A. a. O., S. 366, 375f.

oder ihrer Teile zu dem oder jenem Zusammenhange feststellen läßt, gehört nicht in diesen Abschnitt, sondern ist das Thema des nächsten Kapitels. Die Gattung der Interpretation, die solche bisweilen weitgreifenden kulturgeschichtlichen Untersuchungen voraussetzt, habe ich einleitend als Interpretation zweiten Grades bezeichnet. Weiterhin habe ich ausgeführt, daß alle Ferninterpretation, wenn anders sie auf Objektivität Anspruch erhebt, Interpretation zweiten Grades sein muß. Daß durch diese Forderung gegenüber der bisher fast allein üblichen direkten Interpretation ein ganz bedeutender Teil der bisher geleisteten völkerkundlichen Arbeit, besonders etwa auf religionsgeschichtlichem Gebiete, an Wert verlieren, wenn nicht überhaupt hinfällig werden kann, darüber bin ich mir völlig klar. Diese Einsicht kann aber selbstverständlich kein Grund sein, von dem als richtig und notwendig Erkannten abzuweichen. Vielleicht wird übrigens der Schaden gar nicht ganz so groß sein, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat; denn ein Teil jener älteren Untersuchungen hat, bewußt oder unbewußt, das Hauptgewicht der Vergleichung auf Gebiete gelegt, für die ein enger kultureller Zusammenhang ohnehin feststeht oder unschwer nachzuweisen ist. Eins der berühmtesten, umfangreichsten und tatsächlich auch vorzüglichsten Beispiele derartiger Interpretationsarbeit ist Frazer's „Golden Bough", das infolgedessen auch klassische Beispiele für deren Schwächen und ihre teilweise sich vollziehende Ausgleichung bietet. Wenn Frazer zur Interpretation für das vorschriftsmäßig gewaltsame Ende des Priesterkönigs von Nemi durch seinen Nachfolger die analogen Beispiele der orientalischen und afrikanischen Herrscher anführt, die ebenfalls keines natürlichen Todes sterben dürfen oder durften, wenn er weiter ausführt, daß vielfach den Fürsten primitiver Stämme eine zauberische Kraft über das Wetter oder das Gedeihen der Vegetation zugeschrieben wird und daß man also in dem gewaltsamen Tode der Fürsten ein Mittel sehen dürfe, eine mit Abnahme der Lebenskraft parallele Verminderung jener Zauberkraft zu verhindern, wenn er endlich schließt, daß der gewaltsame Tod des Königs von Nemi, dessen Charakter als der Repräsentation eines Vegetationsgeistes er vorher schon durch Vergleich mit andern

Fällen durch Menschen dargestellter Baum- und anderer Vegetationsgeister darzutun versucht hatte, auf das gleiche Motiv zurückzuführen sei[1], so soll gar nicht geleugnet werden, daß diese Erklärung an sich sehr plausibel ist, wenn man weiter nichts will als sich ein Bild machen, wie solche an sich seltsam anmutenden Gebräuche überhaupt möglich sind. Aber die Wissenschaft will doch mehr als das, und Frazer will auch mehr als das, nämlich aufzeigen, was diese bestimmte Sitte in der Zeit ihrer Entstehung wirklich bedeutet hat, wie sie entstanden ist. Und zu diesem Nachweis genügen die noch so massenhaft herangezogenen Analogien nicht. Die Masse ist in sich und im Vergleich zu dem zu interpretierenden latinischen Erscheinungskomplex nicht homogen genug, um eine wirklich gleichartige und deshalb einwandfrei vergleichbare Vorstellungsgruppe herausarbeiten zu können. Vor allem aber fehlt es an dem Nachweise, daß die verglichenen Erscheinungen in einem kulturellen Zusammenhange zueinander stehen, daß sie also überhaupt aus gleichen kulturellen Grundanschauungen heraus verstanden werden dürfen. Solange dieser Nachweis nicht geführt ist — daß er einmal geführt werden könnte, ist durchaus nicht ausgeschlossen — fehlt den diesbezüglichen Frazerschen Ausführungen das Zwingende eines streng wissenschaftlichen Beweises, überwiegt in ihnen das künstlerische Moment der Anschauung. Ganz anders steht es etwa mit seiner Darstellung der verschiedenen Ackerbauriten Europas und des vorderen Orients.[2] Hier ist nicht nur der enge Kulturzusammenhang des behandelten Gebietes gerade für die verhältnismäßig jüngeren Kulturepochen, denen jene Riten naturgemäß angehören, unzweifelhaft, sondern das reiche, aus diesem geschlossenen Gebiete beigebrachte Material zeigt auch eine so durchgehende Homogenität, daß hier nahezu der Höchstgrad gegenseitiger Interpretationsfähigkeit erreicht ist. Die Vermehrung des Materials durch Analoga außerhalb des bezeichneten Kulturgebietes, etwa aus Mexiko und Peru, ist zwar an sich kulturgeschichtlich keineswegs uninteressant, kann vielmehr möglicherweise

---

[1] Frazer, „Golden Bough“ I, S. 1ff.; II, S. 1ff.
[2] A. a. O. II, S. 70ff.

einmal als Beweismoment für den kulturellen Zusammenhang aller Getreidebaugebiete dienen; zur Interpretationsfähigkeit des europäisch-vorderasiatischen Materials tut sie, bis der Nachweis jenes weiteren Zusammenhanges geführt ist, nichts hinzu. Aber noch weiter, auch die gegenseitige Interpretationsfähigkeit jenes europäisch-vorderasiatischen Materials geht nur so weit, wie eben die Homogenität des Materials reicht. Wenn Frazer z. B. auf Grund der Analogien nicht nur dem Osiris den Charakter eines Vegetationsgeistes vindiziert, sondern diese Eigenschaft auch als ursprünglichen Kern seines Wesens erweisen zu können glaubt, aus dem sich die Züge eines Mondgottes erst sekundär entwickelt hätten[1], so ist das mehr als das Vergleichsmaterial zu schließen erlaubt; und es ist falsch, denn die Mythen von den feindlichen Mondbrüdern und von der Zerstückelung des Mondes lassen sich in ihrer weiteren Verbreitung nicht als Derivate von Getreidebaumythen erweisen, sie und die ihnen nächstverwandten Mythen gehören vielmehr Kulturen an, die ohne Frage älter sind als der Getreidebau.[2] Danach müßte entweder gerade der Mondcharakter des Osiris ursprünglicher sein, oder aber es sind in seiner Gestalt zwei heterogene Elemente zusammengeflossen. Darin, daß der Verwandtschaftskomplex der europäisch-vorderasiatischen Ackerbauriten in Ägypten überhaupt verhältnismäßig schwach auftritt, kommt auch in diesem Falle das kulturgeographische Moment der Interpretation zur Geltung, daß mit der Intensität des nachweisbaren Kulturzusammenhanges auch die Interpretationsfähigkeit abnimmt.

Ich hoffe, daß die gegebenen Beispiele aus dem Werke eines unserer bedeutendsten Interpreten die Gesichtspunkte erläutert haben, denen zufolge eine Ferninterpretation nur als Interpretation zweiten Grades einwandfreie Ergebnisse verspricht.[3] Die Interpretation zweiten Grades ist ein

---

[1] A. a. O. II, S. 152ff.

[2] Vgl. etwa Ehrenreich, „Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen“, S. 185.

[3] Nichts einzuwenden ist dagegen, wenn die Heranziehung der Analogien nur der Erweiterung des Blickes für die Interpretationsmöglichkeiten dienen soll, ohne als zureichender Grund für bestimmte Schlüsse zu gelten. Beide Arten der Verwertung können aber natürlich leicht eine Tendenz zum Ineinanderfließen

Angelpunkt historischer Methode in der Ethnologie, auf dem die Zukunft unserer Wissenschaft zu einem großen Teile beruht. Sie steht in den engsten Beziehungen und Wechselwirkungen zu der eigentlichen kombinatorischen Tätigkeit, zu deren Behandlung ich nunmehr übergehe.

---

zeigen; es ist eine Frage des Taktes, sie auseinander zu halten. Über die heuristische Verwertung von Analogien vgl. Bernheim, S. 628f. Eine derartige Verwertung wird durch Arbeiten wie die in der vorigen Anmerkung erwähnte von Ehrenreich sehr gefördert.

IV.

Kombination.

1. Einleitung.

§ 1. Gegenüber der recht geringen Ausbildung der Kritik wird man die Interpretation als das bisher bestkultivierte Gebiet der Ethnologie bezeichnen dürfen. Daneben ist aber von Anfang an, wenn auch vielleicht in etwas geringerem Maße, die eigentliche kombinatorische Tätigkeit hergegangen, d. h. die Verbindung der Daten zu wissenschaftlichen Darstellungskomplexen, dem letzten Ziele nach zu einer Darstellungseinheit. Und in der Tat ist ja diese kombinatorische Tätigkeit nicht nur, wie im letzten Kapitel gezeigt, Vorbedingung für weite und wichtige Gebiete der Interpretation, sondern nur in ihr kann auch das letzte Ziel, der eigentliche Existenzgrund der ganzen Disziplin liegen. Für die Ethnologie als Geschichtswissenschaft kann diese Kombination nur in der Herstellung der Kausalzusammenhänge zwischen den Einzelerscheinungen liegen, das Ziel nur eine Entstehungsgeschichte dieser Erscheinungen und ihrer Komplexe, zuletzt — in Verbindung mit den übrigen historischen Disziplinen — eine Gesamtgeschichte der menschlichen Kultur sein.

§ 2. Auf sicherster Grundlage vermag die kombinatorische Tätigkeit da zu bauen, wo sie sich auf eine kritisch gesäuberte, besonders schriftliche Überlieferung stützen kann. Dahin gehört vor allem die Kulturgeschichte des südlichen und östlichen Asien mit ihren jüngeren, aber doch nach Maßgabe unserer Chronologie weit zurückreichenden Perioden; sie steht gegenüber dem historischen Dunkel der Naturvölker in einem so unvergleichlich volleren und schärferen Lichte, daß es den Sinologen und Indologen nicht allzu sehr verdacht werden darf, wenn sie auf die

Versuche ihrer ungünstiger gestellten Kollegen mit einem gewissen gutmütigen Mitleid herabsehen. Dies günstigere Verhältnis beruht zu einem Teile natürlich auf dem weit größeren Reichtum an Denkmälern und deren besonders engen Formbeziehungen, Momenten, die den im folgenden zu behandelnden Gebrauch der spezifischen kulturgeschichtlich-ethnologischen Methodik ganz bedeutend erleichtern; zum andern aber darauf, daß diese Teile der Kulturgeschichte mehr oder weniger im Lichte zeitgenössischer oder nahezu zeitgenössischer Berichte stehen, analog der Geschichte Europas und des vorderen Orientes. Daraus folgt, daß nicht nur die — vielfach archäologisch erkennbare — Zeitfolge, sondern auch die kausale Bedingtheit der Erscheinungen zu einem Teile unmittelbar gegeben ist. Die methodischen Gesichtspunkte, die bei der kombinatorischen Verwendung dieses Materials zu beachten sind, gehören dem Gebiete der allgemeinen historischen Methodik an und können infolgedessen an dieser Stelle nicht ausführlich erörtert werden.[1] Ihr Grundgedanke ist, die Rolle der Phantasie bei der Kombination historischer Fakta festzustellen und kritisch einzuschränken. Unter diesen Kriterien ist außer der selbstverständlichen Forderung einer gewissenhaften Berücksichtigung der Raum- und Zeitordnung, sowie der Bedingung, daß der Forscher bei der Erklärung der Erscheinungen nicht seine eigenen individuellen Vorstellungen und Meinungen oder die seiner sozialen Gemeinschaft zugrunde legen darf, sondern sich in die geistigen Zustände der Kultureinheit, aus der die betreffenden Erscheinungen hervorgewachsen sind, hineinfühlen und hineindenken muß, besonders zwei von ausschlaggebender Bedeutung: Erstens darf aus zeitlicher Folge nicht ohne besondere, entweder aus der Darstellung eines zuverlässigen Berichtes sich ergebende oder in den beiden verglichenen Erscheinungen selbst liegende Gründe auf kausale Beziehungen geschlossen werden. Zweitens muß die Tragweite jeder Ursache aufs genaueste geprüft werden. Die historischen Kausalitäten sind häufig von sehr komplexer Art; trotzdem haben viele Forscher geglaubt, mit Aufdeckung einer Ursache für eine bestimmte Erscheinung

[1] Nachzulesen bei Bernheim, S. 613—684, 749 ff.

die volle Erklärung dafür geliefert zu haben.[1] Es wäre aber zweifellos eine absolut ungenügende Lösung, wollte man etwa den Lamaismus rein aus dem Buddhismus erklären oder dessen Ursprung allein in den philosophischen Problemen suchen, ohne die wirtschaftlichen und politischen Kausalreihen zu berücksichtigen. Weiter verführt gerade die verhältnismäßige Sicherheit der Ergebnisse in diesen Teilen der Kulturgeschichte leicht zur Überschätzung ihrer Tragweite. So wird ein Indologe leicht dazu neigen, nicht nur etwa aus der Bezeichnung „devata" für gewisse Klassen von Geistern in Indonesien den indischen Ursprung dieser religiösen Bildungen in ihrer Gesamtheit zu schließen[2], sondern überhaupt alle Parallelen indischer Kulturerscheinungen in Indonesien auf den unzweifelhaft starken Einfluß der Hindukultur zurückzuführen.[3] Das ist ersichtlich übers Ziel geschossen: Wo es sich nicht um spezifisch indische Erscheinungen oder bestimmte Formzusammenhänge handelt, ist ebensowohl älterer Zusammenhang denkbar; mit diesem Problem kommen wir jedoch über die Zeiten der Überlieferung und die damit gegebenen Beweismöglichkeiten hinaus und in den Kreis der eigentlich völkerkundlichen Methodik, die doch, wie erwähnt, auch in den vorher angeführten Fragen und Beweiskomplexen eine wichtige Rolle spielt.

§ 3. Die Verwertung literarischer Überlieferung, in der allein, wie erwähnt, kausale Beziehungen unmittelbar gegeben sind, ist leider naturgemäß auf die Geschichte der Kulturvölker, im übrigen auf die Vorgänge beschränkt,

---

[1] Vgl. Bernheim, S. 662ff. In dieselbe Kategorie gehören die auf S. 638ff. kritisierten Bestrebungen, alle Kulturerscheinungen entweder aus der „Rasse" oder aus anthropogeographischen Bedingungen herzuleiten.

[2] Vgl. die guten Ausführungen von Wilken, „Het Animisme bij de volken van den Indischen Archipel", De Gids VII, S. 202ff.

[3] Vgl. dazu noch Wilken, a. a. O. VI, S. 978ff.; VII, S. 238ff. So hat D. W. Horst, „De Rum Serams op Nieuw Guinea of het Hinduisme in het Oosten van onzen Archipel" sogar die Tempelbauten an der Nordküste von Neuguinea und den damit verbundenen Kult auf indischen Einfluß zurückführen wollen (vgl. Wilken, VII, S. 46). Dahin gehört auch, was v. Luschan („Beiträge z. Völkerk. d. deutschen Schutzgebiete", S. 67, 78f.) über das Garuḍa-Nâga-Motiv äußert; vgl. dazu Foy, „Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel", PEMD. XIII, S. 29.

die sich unter den Augen der Kulturvölker abgespielt haben, wie etwa die jüngeren Völkerverschiebungen in Südafrika. In der Beschränkung auf die Kulturvölker liegt zugleich die auf menschheitsgeschichtlich jüngere Perioden der Kulturentwicklung. Für die älteren Perioden und für den überwiegenden Teil des völkerkundlichen Gebietes wird in manchen Fällen wenigstens eine mehr oder weniger unmittelbare Feststellung von Zeit- und damit bisweilen Entwicklungsfolgen erreichbar sein. Hier greift zunächst die Bedeutung der Sprachwissenschaft weit über ihr Einzelgebiet in die allgemeine Kulturgeschichte über, wie sich das zunächst in der Indogermanistik erwiesen hat[1]: Aus dem Studium der Worte und ihrer Bedeutungen erweist sie die Verbreitung der Sachen und Formen in den verschiedenen Perioden der Sprachentwicklung; das Studium der Ortsnamen lehrt frühere Grenzen der Volks- und damit Kultureinheiten kennen. Die dabei angewandte Methode freilich entspricht in wesentlichen Punkten der in den folgenden Kapiteln behandelten, der ethnologischen Forschung in ihrer Gesamtheit eigentümlichen. Zu bemerken ist, daß selbst da, wo eine Sache und damit auch der Name dafür fehlt, ihre frühere Existenz sich unter Umständen aus abgeleiteten Wortformen, etwa verbalen oder adjektivischen Charakters, erschließen läßt. Sicher weit seltener, aber immerhin möglich ist das Überleben verloren gegangener Kulturgüter in der bildenden Kunst, in Gestalt stilisierter oder ornamentaler Motive.[2]

§ 4. Unmittelbarste Beantwortung finden die Fragen der Zeitfolge ferner außer auf Grund direkter historischer Berichte im Bereiche der Prähistorie. Sie ist für die außereuropäischen Erdräume bisher außerordentlich schwach entwickelt; eigentlich liegen nur in Nordamerika und Japan

---

[1] Besonders O. Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", sowie die neue Zeitschrift „Wörter und Sachen", herausg. von Meringer, Meyer-Lübke, Mikkola, Much und Murko. Über Ortsnamenstudium vgl. Bernheim, S. 469, 572.

[2] So wäre vielleicht die frühere Existenz des Fadensternes in einem von den die heutige Timorkultur zusammensetzenden Komplexen, selbst wenn das Objekt heute nicht vorhanden sein sollte, aus der Ornamentik zu erschließen. Vgl. Loebèr, „Het spinnewebmotief in Timor", BTLV. (7) VI, S. 93ff.

systematische Ansätze vor.[1] Ihr weiterer Ausbau und ihre Pflege in allen von der Ethnologie bearbeiteten Gebieten ist aber eine Hauptforderung für die Zukunft. Die Ausgrabungen können natürlich zunächst neue, in den lebenden Kulturen unbekannte Formen erschließen und dadurch die Kenntnis der Formzusammenhänge erweitern. Ihre Hauptbedeutung liegt aber zweifellos in der Feststellung der Aufeinanderfolge verschiedener Kulturformen in den einzelnen Erdgebieten und damit in der Schaffung einer relativen Chronologie der prähistorischen Kulturgeschichte. Der Wert dieser Feststellungen wird um so größer sein, über je weitere Gebiete hin sich die chronologische Parallelität einzelner Schichtenfolgen nachweisen läßt; denn erst dadurch gewinnt sie absolute Geltung, weil lokale Umkehrungen der Zeitfolge wohl denkbar sind, eine an sich ältere Kultur infolge bestimmter historischer Vorgänge eine jüngere sekundär überlagert haben kann.[2] Ob wir eine so ins einzelne gehende und doch allgemeine Kenntnis der außereuropäischen Urgeschichte je erreichen werden, wer weiß es? Unverkennbar ist aber, welchen großen Wert sie als Kriterium der kulturgeschichtlichen Zeitfolge und damit als Kontrollmittel für die etwaigen, im folgenden zu besprechenden Rückschlüsse aus den heutigen Kulturen haben müßte. Das weiter denkbare Ziel, die heute verlorenen gemeinsamen Wurzeln verschiedener Kulturzweige und damit vielleicht das Ursprungsland der einzelnen Kulturfamilien in Spuren aufzuweisen, liegt nicht unwahrscheinlich außerhalb des Bereiches der Möglichkeit; denn es kann mit Fug bezweifelt werden, ob das für die ältesten Perioden schließlich allein übrig bleibende Material der Steingeräte zu so weitreichenden Schlüssen genügt.

Auch im übrigen dürfen jedoch die von der prähistorischen Forschung zu erwartenden Aufschlüsse nicht überschätzt werden. In Folge der eben berührten charakteristischen Art ihres Materials vermag sie stets nur

---

[1] Zusammenfassungen bei E. Schmidt, „Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten“, Braunschweig 1894 (seitdem zahlreiche Einzelarbeiten in den periodischen Publikationen Nordamerikas), und Munro, „Prehistoric Japan“, Yokohama 1908.

[2] Ebenso wie unten in Kap. IV, 3 C, § 8, über geographische Schichtungen geäußert.

einen geringen Bruchteil der vergangenen Kulturen, und zwar nur ein Stück der materiellen Kultur, vor Augen zu führen, kulturgeschichtlich also nur die Existenz verschiedener Kulturgruppen anzudeuten, nicht ihren Inhalt und Umfang festzulegen. Ferner ist die Abweisung eines Gedankens heute noch nicht überflüssig, der den europäischen Prähistorikern nicht immer ganz fern gelegen hat, daß nämlich mit der zeitlichen Schichtenfolge eines bestimmten Gebietes implicite auch eine Entwicklungsfolge gegeben, in der Folge der betreffenden Kulturen also gewissermaßen ein Paradigma der menschlichen Kulturentwicklung überhaupt unmittelbar gefunden sei.[1] Endlich ist selbst die Zeitfolge nicht überall geologisch gegeben, weil die verschiedenaltrigen Ablagerungen nicht überall übereinander, sondern oft horizontal getrennt in nicht vergleichbaren geologischen Schichten ruhen. Wie in diesem Falle zur Erkennung der Chronologie, so bedarf es überall zur Feststellung der kulturellen Beziehungen und der entwicklungsgeschichtlichen Stellung besonderer methodischer Grundsätze. Diese sind aber identisch mit den auch sonst in der Kulturgeschichte beim Fehlen direkter Überlieferung üblichen und deshalb für die eben durch das Fehlen unmittelbarer historischer Kunde charakterisierten Hauptgebiete der Ethnologie typischen.[2]

Ihrer großen Masse nach bieten sich die völkerkundlichen

---

[1] Denn es ist ersichtlich eine unerlaubte, aprioristische Annahme, daß die verschiedenen, übereinander gelagerten Kulturen alle an Ort und Stelle entstanden wären.

[2] Vgl. Kap. IV, 3 A. u. B. Montelius, „Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, I. Die typologische Methode" geht vom Formkriterium aus, das er als gegeben und selbstverständlich hinnimmt. Weiter stellt er dann allerdings das Kriterium des Verwandtschaftsgrades hinsichtlich der Formen in den Vordergrund. Aber erstens geht er dabei von Formreihen aus, deren Entwicklungsfolge sehr klar liegt (vgl. über deren Existenz Kap. IV, 3 C, § 2). Zweitens erkennt er auch wohl die Gefahr maßgebender Anwendung dieses Kriteriums und korrigiert es durch das Quantitätskriterium. — Den Kulturkreisbegriff als Grundlage für kulturgeschichtliche Folgerungen kultiviert besonders Kossinna (vgl. etwa „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet", ZfE. XXXIV, S. 161ff.). Schief ist nur seine Interpretation der sonst gut herausgearbeiteten historischen Vorgänge. In den gleichen Bahnen — wenn auch teilweise im sachlichen Gegensatz zu K. — bewegen sich die Arbeiten von Schuchardt.

Daten in einer, zeitlich betrachtet, flächenhaften Form, jedenfalls ohne ersichtlichen kausalen Zusammenhang. Aufgabe der methodischen Kombination ist es, dieser Flächenhaftigkeit eine nicht nur zeitliche, sondern auch kausale Tiefe zu geben, aus der Gruppierung und den räumlichen Beziehungen der Erscheinungen auf ihre Zusammenhänge in der Zeit und auf die Art ihrer Entstehung zu schließen.

2. Historisch-kritischer Teil.

A. Entwicklungstheorien.

§ 1. Der Begriff der Entwicklung, der diesen methodischen Zielen entspricht, war von Anfang an in der jungen Ethnologie lebendig. Merkwürdig nur und wohl hauptsächlich in äußeren Verhältnissen, der überwiegenden Pflege der Völkerkunde durch naturwissenschaftlich gebildete Männer, teilweise wohl auch in dem derzeitigen Siegeslaufe der Naturwissenschaften überhaupt begründet ist, daß die Ethnologie diesen Begriff der Entwicklung, der naturgemäß ursprünglich in der Geschichtswissenschaft heimatberechtigt ist, auf dem Umwege über die Naturwissenschaft und damit in einer naturwissenschaftlich beeinflußten Form erhalten hat. Daher die Forderung der Induktion, die z. B. bei Bastian neben und in dem Begriff der komparativ-genetischen Methode eine so große Rolle spielt, daher vor allem auch die Erscheinung, daß in der älteren ethnologischen Methodik neben spezifisch biologischen Begriffen Prinzipien der sogenannten exakten Naturwissenschaften in den Vordergrund treten. Das ist vor allem die verhältnismäßige Vernachlässigung der Einzeltatsache und ihrer besonderen Kausalbeziehungen, ihre vorwiegende Wertung als Vertreters eines Typus von Vorgängen, dem man als einem ganzen seine Stelle im Mikrokosmos der Kulturentwicklung anwies. Denn das war eben das charakteristische Merkmal dieser älteren Schule, daß sie nicht in erster Linie den realen genetischen Beziehungen dieser oder jener Daten in Afrika, Ozeanien oder Amerika nachzugehen suchte, sondern die Gesamtkultur der Menschheit als eine mehr oder weniger homogene Masse mit ebenso mehr oder weniger einheitlicher Entwicklungstendenz betrachtete. Wie diese Vorstellung der gleichartigen Entwicklung mit der

Lehre von der psychischen Gleichheit des Menschengeschlechts und ihrem kulturellen Ausdruck, dem Bastianschen Elementargedanken[1], zusammenhängt, gehört nicht hierher, sondern in eine Geschichte der Völkerkunde. Mich geht hier nur die Methode an, mit deren Hilfe man auf Grund dieser Anschauungen zur Herstellung von Entwicklungsreihen und damit schließlich zur Konstruktion einer allgemeinen Kulturgeschichte kam.[2]

§ 2. Der methodische Grundgedanke dieser Versuche ist älter als die wissenschaftliche Völkerkunde, schon bei Herder und Schiller[3] bemerkbar: Die Naturvölker sind je nach ihrer Veranlagung und der Gunst der Naturverhältnisse mehr oder weniger in der Entwicklung zurückgebliebene Glieder der menschlichen Familie. Und zwar zeigt sich diese Verschiedenheit nicht nur bei den verschiedenen Hauptzweigen der Menschheit, sondern auch bei den Unterabteilungen dieser Zweige in so unendlich abgestufter Mannigfaltigkeit, daß, wie M'Lennan[4] meint, kaum eine Stufe der menschlichen Gesamtentwicklung unvertreten sein dürfte. Es muß also durch richtige Aneinanderreihung der verschiedenen Stufen möglich sein, ein richtiges Bild jener Gesamtentwicklung zu gewinnen. Dadurch ergibt sich als methodisches Hauptproblem die Frage nach Kriterien für die Richtigkeit der Stufenfolge.

Am einfachsten scheint die Einreihung der einzelnen Kultureinheiten in eine Reihenfolge des Fortschritts zu sein. Je einfacher und ärmer eine Kultur ist, um so näher muß sie doch wohl dem Anfangspunkte der menschlichen Entwicklung liegen, je reicher und komplizierter, um so weiter

---

[1] Vgl. darüber jetzt R. Schwarz, „Adolf Bastians Lehre vom Elementar- und Völkergedanken“, S. 21ff.

[2] Diese Methodik ist fast vollständig in Morgan's „Ancient Society“ (1878) und Mac Lennan's „Studies in Ancient History“, 2. Series (1896; wesentliche Punkte schon in der 1. Series von 1886) entwickelt, von denen der letzte der eigentliche Theoretiker ist, während Morgan die methodischen Prinzipien der Schule praktisch zur Durchführung bringt. Vgl. besonders Morgan, S. 3ff.; Mac Lennan, S. 6ff.

[3] Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Schiller, „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“

[4] Mac Lennan, S. 15.

wird sie sich von ihm entfernen. Nun haben ja freilich vielfach diese Völker ein anderes Plus an Kulturgütern aufzuweisen als jene, und es gilt also, Merkmale zu finden, die in einer für nahezu alle Völker gültigen Weise die Eingliederung in einen bestimmten Stufenbau ermöglichen. So läßt denn Morgan etwa seine obere Phase der Wildheit mit der Erfindung von Bogen und Pfeil, die Periode des Barbarismus mit Einführung der Töpferei, die der Zivilisation mit Erfindung der Schreibkunst beginnen. Schwieriger wird die Sachlage, wo es sich nicht um Zutritt neuer Erfindungen und Entdeckungen, sondern um Entwicklung innerhalb einer vorhandenen Erscheinungsgruppe, etwa gesellschaftlicher Einrichtungen oder religiöser Vorstellungen, handelt. Da gilt es zunächst, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen in Reihen zu ordnen, innerhalb deren jedes Glied mit den benachbarten durch Übergänge verbunden ist. Ist dies gelungen, so gibt es nach Mac Lennan oft allgemeine Überlegungen, nach denen die Entscheidung, an welchem Ende der Reihe Anfang und Ende der Entwicklung liegt, unzweifelhaft ist. Auch unter diesen allgemeinen Überlegungen spielt zweifellos das Prinzip der größeren oder geringeren Kompliziertheit eine Rolle; es ist aber nicht immer einwandfrei, wie denn z. B. unser Verwandtschaftssystem sich von manchen primitiven sicherlich nicht durch größere Kompliziertheit unterscheidet. Kein Zweifel, daß da zur Ergänzung, nicht immer voll bewußt, der negative Gesichtspunkt des größeren oder geringeren Abstandes von unserm Kulturstande als dem bisherigen Höhepunkte der Entwicklung als maßgebender Faktor eingetreten ist. Dazu kommt dann noch das besonders bei Morgan unverkennbare Prinzip, die Entwicklungsfolge der Institutionen an der Kulturhöhe der Völker hinsichtlich der Erfindungen und Entdeckungen, also der materiellen Kultur, zu messen. Methodisch besonders wichtig und unter Anerkennung gewisser Voraussetzungen verhältnismäßig objektiv ist endlich das Kriterium, dessen wichtigste Erscheinungsgruppe Mac Lennan als Symbolismus bezeichnet[1], Tylor's „Survivals“[2], d. h. das unorganische und unverstandene

[1] Mac Lennan, S. 21ff.

[2] Tylor, „Primitive Culture“, 4. ed. 1903 (1. ed. 1871), S. 70ff.

Überleben von Institutionen und Vorstellungen älterer Entwicklungszustände: Wenn sich in einem Komplex von Institutionen und Vorstellungen Elemente vorfinden, die in der Gesamtverfassung dieses Komplexes nicht begründet oder gar nicht verständlich erscheinen, die aber in einem andern Komplex organisch und einleuchtend auftreten, so müsse der ersterwähnte Komplex einer späteren Entwicklungsstufe angehören und aus dem zweiten hervorgegangen sein; die zeremonielle Entführung etwa in einem von der Idee der Kaufehe beherrschten Zeremonialkomplex sei nur dadurch verständlich, daß dem Stadium der Kaufehe ein solches der Raubehe vorangegangen ist.[1]

§ 3. Von diesen Kriterien erweckt das erste schon durch die sehr fragwürdigen Ergebnisse, zu denen es geführt hat, wenig Vertrauen; so, wenn Morgan auf Grund des Fehlens der Töpferei sowie von Bogen und Pfeil die Polynesier neben den Australiern auf die unterste überhaupt nachweisbare Stufe der Entwicklung rückt. Ebensowenig braucht über die Subjektivität des Verfahrens etwas gesagt zu werden, das die Kulturhöhe fremder Völker an unseren Verhältnissen mißt. Endlich ist auch die Bestimmung durch gegenseitige Kontrolle der verschiedenen Kulturkategorien von vornherein trügerisch; denn niemand vermag a priori zu sagen, ob etwa materielle Kultur, gesellschaftliche Institutionen und religiöse Anschauungen in der Entwicklung Schritt halten müssen, so daß sich aus der Höhe der materiellen Kultur auf die Entwicklungshöhe der Gesellschaft schließen ließe oder umgekehrt. Der Hauptfehler dieser ganzen Gruppe von Kriterien liegt aber darin, daß sie eben nur unter Voraussetzung jener aprioristischen Vorstellung von der Menschheitsentwicklung gültig sind. Gewiß, wenn alle Völker sich in durchaus gleicher Art und Richtung entwickeln, so müssen sie auch an einer bestimmten Stelle der Entwicklung Bogen und Pfeil oder die Töpferei erfinden, und alle Völker, die diesen Schritt nicht getan haben, sind also in der Entwicklung hinter diesem Punkte zurückgeblieben. Und wenn alle Völker sich in der gleichen geraden Linie auf unseren Kulturstand hin entwickeln, muß sich ihre Kulturhöhe an der unsern messen

[1] Mac Lennan, 1. Series, S. 9ff.

lassen. Aber eben die Voraussetzung ist unbewiesen; und sowie die Möglichkeit selbständiger divergierender Entwicklungen zugegeben wird, fallen all die genannten Kriterien in sich zusammen. Das gleiche gilt aber auch für das letzte Kriterium der Survivals und des Symbolismus. Denn bei Annahme mehrerer Entwicklungsreihen ergibt sich die Möglichkeit der Mischung, und es ist klar, daß an sich die Erscheinungen des Symbolismus, des anorganischen Auftretens heterogener Elemente ebensowohl bei Mischungen ursprünglich heterogener Komplexe wie beim Überleben älterer Entwicklungsphasen in jüngeren denkbar sind. Keine Ausnahme machen dabei Fälle, in denen der ganzen Sachlage nach ein echtes Survival, ein Überleben eines Elementes älterer Kultur in einer jüngeren Kulturschicht zweifellos vorliegt. Denn aus der Zeitfolge der Erscheinungen folgt an sich natürlich noch in keiner Weise, daß es sich um Phasen einer und derselben Entwicklungsreihe handelt. Ja, man könnte noch einen Schritt weitergehen und theoretisch fragen, ob nicht Tatsachen von der Art der Survivals gerade beim Überleben in heterogenen Entwicklungskomplexen mit größerer Wahrscheinlichkeit zutage treten werden, als beim Fortwirken in derselben Kausalreihe. Denn gerade bei ungestörter innerer Fortbildung sollte man a priori weit eher eine gleichmäßige organische Umbildung aller Elemente erwarten, als deren Folge eine bestimmte Erscheinung entweder ganz verschwinden oder in dem neuen Komplex ebenso sinnvoll auftreten würde, wie in dem alten. Also ist auch dies Kriterium nur unter der axiomatischen Voraussetzung der gleichartig stetigen Entwicklung der Menschheit gültig.

§ 4. So sind also all diese Kriterien weit entfernt, einwandfreie Gesichtspunkte für die Aufstellung von Entwicklungsreihen zu liefern. Dazu kommt, daß sie, selbst ihre Richtigkeit einmal vorausgesetzt, gar nicht auf alle völkerkundlichen Tatsachen anwendbar sind und deshalb auch bei weitem nicht auf alle einschlägigen Fragen eindeutige Antworten ermöglichen. So muß etwa das Kriterium der Survivals überall da versagen, wo bei Änderungen des Kulturzustandes die älteren Elemente, statt als sinnlose Überreste fort zu vegetieren, sinnvoll umgedeutet worden und in den neuen Erscheinungskomplex organisch hinein-

gewachsen sind. In all solchen Fällen ist der rein subjektiven, besten Falls durch allgemeine logische Erwägungen eingeschränkten Gestaltungskraft, der Phantasie, Tür und Tor geöffnet; einziges Kriterium wird die Frage: Wie kann ich mir nach meinen allgemeinen Anschauungen über menschliche Kulturentwicklung den Verlauf am besten und widerspruchslosesten denken? Daraus ergibt sich in Verbindung mit dem unzureichenden Charakter der angeführten Wahrheitskriterien eine Anwendung der Hypothese, die weit über deren wissenschaftliche Verwendungsmöglichkeit hinausgeht. Das Wesen der Hypothese besteht darin, daß an Stelle eines unter Zugrundelegung der gesamten einschlägigen Daten mit Hilfe bestimmter methodischer Kriterien gewonnenen notwendigen und eindeutigen Schlusses ein auf Grund einer unvollständigen Induktion aufgestellter hypothetischer Satz tritt, dessen Annahme die bekannten einschlägigen Daten erklärt und der deshalb so lange als gültig angenommen wird, bis sich widersprechende Tatsachen finden. Sie ist in keiner Wissenschaft ganz entbehrlich, als Forschungsprinzip in größerem Umfange wird sie nur in den Naturwissenschaften verwendet. Aber auch da kommt ihr in dem Aufbau der Wissenschaft nur subsidiäre Bedeutung zu, räumlich sowohl wie dem Endzwecke nach. Sie bleibt für den denkenden Naturforscher heuristisches Prinzip, methodisches Hilfsmittel, um eine ihrem tatsächlichen Wesen nach noch nicht erkennbare Gruppe von Erscheinungen oder Zusammenhängen überhaupt kombinatorisch verwenden zu können. Ihre Bestimmung ist, durch die Erkenntnis der tatsächlichen, nicht hypothetischen Verhältnisse ersetzt zu werden; alle Fälle, in denen ein solcher Fortschritt zur Erkenntnis des Faktischen nicht zu erwarten ist, die Hypothese also den endgültigen Zustand darstellt, bezeichnen eine Grenze wissenschaftlicher Forschung. In der völkerkundlich-entwicklungsgeschichtlichen Arbeit der bisher geschilderten Art bedeutet aber die Hypothese in weitaus den meisten Fällen der Weisheit letzten Schluß, weil eben alle objektiven Kriterien, um die wirklichen Zusammenhänge festzustellen, mangeln.[1]

---

[1] Charakteristisch für diesen Tatbestand ist es z. B., daß E. Hahn, „Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit", S. 36,

§ 5. Die geschilderte Methode beherrscht mit ihren Kriterien die ethnologischen Arbeiten, soweit es sich um Entwicklungsfragen handelt, bis zum heutigen Tage.[1] Um nur eine der neuesten Studien eines unserer hervorragendsten Forscher, J. G. Frazer's Arbeit über den Ursprung des Totemismus in der Fortnightly Review[2], zu nennen, so gibt sie eine geistreiche und sehr anschauliche Hypothese unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Zentralaustralier zu den primitivsten bekannten Völkern gehören, also unter Anwendung des Kriteriums der allgemeinen Kulturhöhe. Das gleiche Kriterium sowie das der Survivals spielt in der Theorie der gesellschaftlichen Stufenfolge von der Promiscuität über Mutterrecht zum Vaterrecht, die wenigstens in ihrem zweiten Teile noch heute viel Anhänger hat, eine große Rolle und ebenso in der Hypothese des religiösen Fortschritts von Animismus und Geisterkult über den Polytheismus zum Monotheismus[3], die durch die neuere Hypothese eines präanimistischen Magismus[4] zunächst nur nach unten verlängert wird. In den Versuchen zur Entwicklungsgeschichte der materiellen Kultur tritt das Prinzip des Fortschritts von der einfachen

direkt für „handliche Hypothesen" an Stelle von „mit großer Sicherheit, aber geringem Grund konstruierten Gewißheiten" eintritt. Also Resignation in bester Form. Aus diesem Überwiegen der Hypothese ergeben sich gewisse merkwürdige Auffassungen von der Entscheidung wissenschaftlicher Fragen. So, wenn A. Lang für die Priorität des Matriarchats den Konsensus der englischen Ethnologen, also eine Art Majoritätsbeschluß, ins Feld führt. Fast noch hübscher war die Bemerkung eines deutschen Kollegen, als unsere Ansichten in entgegengesetzten Richtungen liefen, wir könnten uns in einer weiteren Unterredung hoffentlich „einigen" — etwa auf einer mittleren Linie.

[1] Vgl. ganz allgemein Schurz, „Urgeschichte der Kultur", 1900, obwohl er S. 48ff. theoretisch die Frage der selbständig gleichartigen Entstehung und die der Entlehnung gegeneinander abwägt.

[2] Frazer, „The Beginnings of Totemism", Fortnightly Review, Sept. 1905, S. 452ff. (Jetzt in Frazer, „Totemism and Exogamy" I, S. 139ff. abgedruckt.)

[3] Hauptsächlich Tylor, „Primitive Culture", S. 417ff. Über die Fortdauer dieser Theorie vgl. Pater W. Schmidt, „L'origine de l'idée de Dieu", Anthropos III, S. 138ff.

[4] Preuß, „Der Ursprung der Religion und Kunst", Globus LXXXVI, S. 321ff., 355ff., 375ff., 388ff.

zur komplizierten Form in den Vordergrund.[1] Wieviel Spielraum aber hier schon der reinen Hypothese bleibt, das zeigen Fragen wie die nach der Priorität des Schießbogens oder des Musikbogens.[2] Am meisten und unmerklichsten geht aber die Anwendung des Prinzips der relativen Primitivität in rein hypothetische Erörterungen über, weil das Urteil über größere oder geringere Primitivität an sich stark subjektiv ist, besonders wenn die allgemeine Kulturhöhe der fraglichen Stämme, also die kontrollierende Bestimmung durch die übrigen Kulturkategorien, außer acht gelassen wird. Beispiele dafür sind Schurzens Herleitung allen Handels aus dem Geschenk- und Raubhandel oder des Geldbegriffs aus dem sozialen Charakter des Binnengeldes[3], sowie bei Übergängen vom figürlichen zum geometrischen Ornamente die Theorie, daß stets die figürliche Darstellung am Anfange der Entwicklung stehe.[4] Als Musterbeispiel reinen, durch keinerlei methodische Kriterien beeinflußten Hypothesenbaues auf sozial-religiösem Gebiete mag endlich noch Lang's „Secret of the Totem“ erwähnt sein.[5]

§ 6. Erst in jüngerer Zeit mehrfach, besonders auf die Geschichte der bildenden Kunst, als Kriterium angewandt ist die Entwicklung der kulturellen Erscheinungsgruppen in dem Verlaufe des individuellen, insbesondere kindlichen Lebens; auch dies Kriterium im engen Anschluß an ein naturwissenschaftliches Theorem, nämlich das der

---

[1] Vgl. besonders O. T. Mason, „The Origins of Invention“ (1895).

[2] Frobenius, „Ursprung der afrikanischen Kulturen“, S. 275ff. führt bekanntlich den Schießbogen auf den Musikbogen zurück, während Pater W. Schmidt, „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“, S. 277 sich gar nicht denken kann, daß jemand diesen Gedanken fassen könnte. Auch Balfour, „Natural history of the Musical Bow“, S. 1f. führt nach Pitt Rivers' Vorbild den Musikbogen auf den Schießbogen zurück.

[3] Vgl. dazu F. Graebner in Heidenreich u. Sieger, „Karl Andree's Geographie des Welthandels“, S. 150f., 205f.

[4] Vgl. besonders Balfour, „Evolution of decorative Art“, S. 17ff.; Haddon, „Evolution in Art“, S. 118ff.

[5] Er geht zwar in der Hauptsache von australischen Verhältnissen aus, aber gerade die grundlegende Erklärung der ersten Entstehung totemistischer Bezeichnungen gewinnt er aus der englischen Volkskunde.

Wiederholung der phylogenetischen Entwicklung durch die individuelle.[1] Die Übertragbarkeit dieses biologischen Gesetzes auf kulturgeschichtliche Verhältnisse ist aber natürlich in keiner Weise selbstverständlich, schon weil man kein Individuum aus einer sozialen Umgebung irgendwelcher Art herausnehmen und dadurch überhaupt erst die Bedingungen für eine wirklich unabhängig individuelle Entwicklung schaffen kann. Vor allen Dingen vermag aber das Kriterium seinen kulturgeschichtlichen Zweck seiner eigenen Natur nach nicht zu erfüllen, weil bekanntermaßen selbst in biologischen Verhältnissen die Wiederholung der phylogenetischen Entwicklung durch die individuelle keineswegs immer in derselben Zeitfolge vor sich geht.

Eine umfassende Geschichte der Menschheit in nach Lamprecht'scher Auffassung modernisiertem Morgan'schen Sinne hat jüngst K. Breysig begonnen[2]: Er glaubt zu sehen, daß alle Völker ihr geschichtliches Leben in bestimmter Stufenfolge der Erscheinungen durchlaufen. Dabei hat er vor anderen voraus, daß sich sein allgemeiner Schluß auf eine, wenn auch sehr unvollkommene Induktion stützt; er meint nämlich wenigstens zwei solcher Parallelreihen in der Geschichte der alteuropäisch-vorderasiatischen und der germanischen Völker klar vor sich zu sehen und in das so gewonnene Entwicklungsschema die Kulturzustände aller übrigen Völker einordnen zu können.[3] Damit kommen denn allerdings Völker, die, wie die Nordwestamerikaner, gewiß schon ziemlich hoch entwickelt sind, an den Anfang der Geschichte, zum Range von „Völkern ewiger Urzeit", es fällt mit andern Worten eine lange und wichtige Spanne der menschlichen Kulturgeschichte ganz aus der Betrachtung

[1] Vgl. S. Levinstein, „Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahr. Mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde", besonders S. 62.

[2] Breysig, „Geschichte der Menschheit", I (1907); vgl. besonders S. 57ff. Früher schon „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte", 1905. Einzelne kritische Gesichtspunkte gut in der Besprechung von Aby, Globus XCIII, S. 160f.

[3] Es soll nicht übergangen werden, daß auch die ältere Völkerkunde einen Beweis für die Existenz einer Entwicklungsfolge der ethnologischen Daten in dem Vergleich mit den prähistorischen Verhältnissen zu besitzen glaubte; vgl. zu der Frage des Nachweises einer Entwicklung durch die Prähistorie oben Kap. IV, 1, § 4.

heraus oder kommt doch wenigstens gar nicht zu ihrem Rechte. Ferner fragt sich Breysig nie, ob die angeführten Vergleichseinheiten, wie etwa das Feudalwesen, nicht mehr begriffliche als sachliche Gleichungen darstellen, eine Frage, die zweifellos im Anfange der Erörterung stehen müßte. Noch wichtiger ist, daß auch bei ihm, wie bei Morgan, die Stufenfolge nur auf einen Teil der Kulturerscheinungen, und zwar hauptsächlich die gesellschaftlichen, gegründet wird. Was seiner Auffassung aber vor allem verhängnisvoll wird, ist das Versagen der Grundpfeiler, auf die sie sich stützt: Die beiden Parallelreihen, aus denen er die Hauptkriterien der Stufenfolge gewinnt, der antike und mittelalterlich-neuzeitliche Kulturkomplex, stehen in engstem Kausalzusammenhange miteinander, erstens durch Urverwandtschaft, der zufolge etwa vorhandene gleichartige Anlagen und Entwicklungstendenzen nicht als gesetzmäßige Vorgänge, sondern als Wirkungen einer gemeinsamen Ursache angesehen werden dürfen, zweitens durch mannigfachste direkte Einwirkungen des älteren auf den jüngeren Komplex selbst in solchen Punkten, wo wir sie nicht literarisch belegen können. Aber Breysig übersieht selbst so zweifellos bekannte Tatsachen, wie den starken Einfluß der römischen Politik auf die Ausbildung keltisch-germanischen Königtums, sowie die Bedeutung der romanischen Bevölkerungselemente und Institutionen für die Entwicklung des fränkischen Regierungssystems; nur so wird es ihm möglich, die einschlägigen Erscheinungen auf beiden Seiten als Beweismomente für seine Theorie zu gewinnen.[1] Alles in allem kann auch Breysig nicht das Verdienst in Anspruch nehmen, objektivere Kriterien für die evolutionistische Auffassung der Kulturgeschichte gefunden zu haben.[2]

---

[1] Auch die weiter behauptete Parallelität der ostasiatischen Geschichte, die übrigens immerhin nur partiell ist, beruht erstens auf der oben erwähnten Identifizierung begrifflicher Gleichheiten mit historischen, zweitens aber besonders auf einer geflissentlichen Vernachlässigung aller, etwa von Vorderasien ausgehenden Kultureinflüsse.

[2] Methodisch verwandt, nur ohne Stufenbau, ist der Vorschlag von Foucart, „La méthode comparative dans l'histoire des Religions", 1909, die ägyptische Religionsgeschichte zum Maßstab der Religionsentwicklungen zu nehmen (natürlich mit dem Gedanken, auf der andern Seite die ägyptischen Religions-

§ 7. Der unsichere, jedes wirklich objektiven Kriteriums bare Charakter der üblichen ethnologischen Beweisführungen blieb durchaus nicht unbemerkt. Kein geringerer als E. B. Tylor hat schon 1888 darauf hingewiesen und den Versuch gemacht, diesem Mangel abzuhelfen.[1] Daß auch dieser Versuch den Anschluß an die Exaktheit der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen erstrebte, darf bei der damals noch mehr als heute schwankenden Stellung der Völkerkunde nicht wunder nehmen. Tylor sucht in seiner Methode der Adhäsionen die gewünschte Exaktheit und Objektivität auf statistischem Wege zu erreichen: Durch Vergleich einer möglichst großen Zahl von Völkern kam er zu dem Ergebnis, daß gewisse Erscheinungsformen einzelner Kategorien menschlicher Kultur mit bestimmten Formen anderer Kategorien verhältnismäßig oft vereint auftreten, und schließt daraus, daß die eine solche Adhäsion zeigenden Erscheinungen in einem genetischen Zusammenhange stehen. Durch Vergleich der verschiedenen Erscheinungsformen einer Kategorie und ihrer Beziehungen zu den adhärenten Erscheinungen glaubt er dann auch die Richtung einwandfrei erkennen zu können, in der die Formen der Kategorie aufeinander gefolgt sind. Ich begnüge mich, eins seiner Beispiele anzuführen, den Vergleich der jeweiligen Wohnsitze der Vermählten nach der Hochzeit mit den Meidungssitten. Daß der Mann die Angehörigen seiner Frau meidet, vermag er in Verbindung mit der Sitte, daß der Mann in die Familie der Frau übertritt, vierzehnmal, im entgegengesetzten Falle nur neunmal, in dem Zwischenstadium, bei dem der Mann erst zur Frau zieht, sie aber später in seine Heimat überführt, zweiundzwanzigmal zu belegen. Der umgekehrte Vorgang, daß die Frau die Angehörigen des Mannes meidet,

---

erscheinungen aus den so parallelisierten Daten der andern Religionen zu interpretieren). Die Idee des Stufenbaus andererseits findet sich neuerdings stark ausgeprägt bei F. Müller-Lyer, „Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts", 1908, sowie bei E. Friedrich, „Die Fortschritte der Anthropogeographie", Geogr. Jahrb. XXXI (1908), S. 292 (hier ganz in der Art der alten Idealphilosophie: Stufe des Instinktes, des Herkommens, des historischen Bewußtseins).

[1] Tylor, „On a Method of Investigating the Development of Institutions; applied to Laws of Marriage and Descent", JAI. XVIII (1888), S. 245ff.

war beim Wohnen in der Familie der Frau gar nicht, im Übergangsstadium fünfmal und bei Übersiedlung in des Mannes Familie achtmal festzustellen. Daraus zieht Tylor erstens den Schluß, daß das Verkehrsverbot zwischen dem Manne und seinen Schwiegereltern mit seiner Übersiedlung in deren Familie in einem inneren Zusammenhange stehe, ebenso umgekehrt bei der Frau. Zweitens aber müsse auch die Gesamtentwicklung von der extrem matriarchalen zur vaterrechtlichen Form des Ehelebens vor sich gegangen sein, weil sich im entgegengesetzten Falle Survivals der Meidung zwischen Frau und Schwiegereltern auch in der extrem mutterrechtlichen Eheverfassung finden müßten.

§ 8. Ein sehr wesentlicher Fehler der Methode ist schon in der Diskussion, die dem Vortrage von Tylor folgte, bemerkt worden[1], daß nämlich ihre Sicherheit von der Feststellung der Vergleichseinheiten abhängt und daß diese Feststellung sehr problematisch ist. Tylor's Erwiderung, daß es genüge, jede Erscheinungsgruppe mit gut charakterisierten Besonderheiten als Einheit zu behandeln, beseitigt den Einwurf nicht, da ja das so bezeichnete Charakteristikum der Einheit relativ ist; tatsächlich würde jede besonders umfangreiche Ausbreitung sekundärer Erscheinungsassoziationen — ganz gleichgültig, ob sie in Wirklichkeit vorkommt oder nicht; es handelt sich hier nur um die theoretische Möglichkeit — die Methode umwerfen oder zu ganz falschen Ergebnissen führen. Ein zweiter, ebenso fundamentaler Mangel ist, daß die Methode eine Vollständigkeit des Materials voraussetzt, wie sie weder bei Tylor vorhanden ist noch nach Lage der Dinge jemals zu erreichen sein wird; denn die Annahme, daß die vorhandenen Lücken sich nach den verschiedenen Richtungen ausgleichen würden, ist zwar optimistisch, aber zweifellos unbegründet. Diese Unvollständigkeit ist natürlich nicht nur geographisch, sondern trifft auch die Beobachtungen innerhalb der als Einheit zusammengefaßten Erscheinungsgruppe. Wenn etwa, wie Tylor meint, nach dem Gesamtdurchschnitt der beobachteten Fälle das Verkehrsverbot zwischen Frau und Schwiegereltern bzw. Schwägern bei gleichmäßiger Verteilung auch zwei- bis dreimal in Verbindung mit der Über-

[1] A. a. O., S. 271.

siedlung des Mannes in die Familie der Frau vorkommen müßte, aber keinmal belegt ist, sollte da nicht dieses minimale Minus von 2—3 mit dadurch bedingt sein, daß das Leben des Paares bei den Schwiegereltern der Frau relativ weniger Gelegenheit bot, das Verhalten der Frau zur Familie des Mannes zu beobachten, als die umgekehrte Wohnsitte?

Selbst für die eifrigsten und einseitigsten Verehrer der statistischen Methode zur Erklärung historischer Vorgänge liegt deren Bedeutung ausschließlich in dem Gesetz der großen Zahl.[1] Was sollen da Zahlen, wie die oben angeführten, die zwischen fünf und zweiundzwanzig schwanken, beweisen! Aber wenn man selbst einmal von allen Unvollkommenheiten und Fehlern des Zahlenmaterials absieht, ist es wirklich ohne weiteres richtig, aus der Adhärenz der einen Erscheinung an die andere, richtiger gesagt, aus der relativ häufigen Koexistenz zweier Erscheinungen auf einen inneren Zusammenhang zu schließen? Tylor behauptet, daß bei rein zufälligem Auftreten einer Erscheinung eine ganz gleichmäßige Verteilung über alle Völker und damit entsprechend über die Gebiete anderer nicht damit zusammenhängender Erscheinungen zustande kommen müßte. Man könnte im Gegenteil sagen, daß eine so reinlich gleichmäßige Verteilung über die Erde hin schon nicht mehr zufällig, daß vielmehr beim Walten des Zufalls gerade eine irgendwie unregelmäßige Verbreitung zu erwarten wäre. Selbstverständlich haben all solche Unregelmäßigkeiten der Verbreitung ihre Ursachen; nur daß die einfache statistische Feststellung uns diese Ursachen nicht zu enthüllen vermag. Die Statistik kann eben an sich niemals Tatsachen erklären, sondern nur auf Probleme aufmerksam machen. Die einfache Tatsache, daß zwei oder mehr Erscheinungen besonders oft miteinander verbunden sind, läßt also zunächst nur den Schluß zu, daß irgendwelche Ursachen ihre häufige Koexistenz begünstigen, ohne zunächst über diese Ursachen selbst etwas aussagen zu können.

§ 9. Mit den Folgerungen, die aus der Koexistenz auf den inneren Zusammenhang gezogen werden, fallen an

---

[1] Vgl. Bernheim, „Lehrbuch der historischen Methode", 5. Aufl., S. 119ff.

sich natürlich auch die weiteren Schlüsse auf die Entwicklungsrichtung. Aber sie beruhen auch für sich auf unzulässigen apriorischen Voraussetzungen, nämlich vor allem auf der schon früher besprochenen Theorie, daß die Menschheit in allen ihren Zweigen eine im wesentlichen gleichgerichtete Entwicklung durchgemacht habe, daß also die verschiedenen Erscheinungsformen der kulturellen Kategorien nur verschiedene Stufen derselben Entwicklung repräsentierten, während es doch a priori selbstverständlich eben so möglich ist, daß verschiedene Zweige der Menschheit sich in ganz verschiedener Richtung entwickelt und die Ergebnisse dieser Entwicklungen sich sekundär in verschiedener Weise berührt und gekreuzt hätten. Nehmen wir das von Tylor besonders herangezogene Beispiel der vaterrechtlichen und mutterrechtlichen Institutionen, so ist a priori gar kein Grund einzusehen, warum sie nicht zwei verschiedene Entwicklungsrichtungen und die Übergangszustände zwischen ihnen nicht sekundäre Kombinationen darstellen sollten. Tylor's entgegengesetzter Schluß aus der Nichtexistenz gewisser Adhäsionserscheinungen in der rein mutterrechtlichen Sphäre ist, genau genommen, ein logischer Trugschluß, eine Folge einseitiger Auswahl der dem Beweise zugrunde gelegten Beispiele. Daß spezifisch vaterrechtliche Erscheinungen — und um solche handelt es sich zugegebenerweise bei Tylor — in rein mutterrechtlichen Verhältnissen nicht vorkommen, ist nahezu eine Tautologie. Ebensowenig aber, wie etwa naturgemäß auf der einen Seite der Erbfall in direkter Manneslinie — auch hinsichtlich der Vererbung der Ehefrauen — in rein mutterrechtlichen Verhältnissen vorkommt, findet sich z. B. die Übersiedlung des Mannes in die Familie der Frau oder, um beim Erbrecht zu bleiben, das Vorzugserbrecht des Schwestersohnes, bei rein vaterrechtlich organisierten Völkern. Das sind Beispiele, die den Tylor'schen durchaus kongruent sind, aus denen man aber nach Tylor's Methode die gerade entgegengesetzten Schlüsse ziehen könnte und müßte. In welcher Art die subjektive Unsicherheit, der die Methode einen Riegel vorschieben soll, in der Auswahl und Gruppierung des Stoffes wieder einschlüpft, dafür sei nur das eine Beispiel erwähnt, daß als wichtiges Merkmal und Survival mutterrechtlicher Zu-

stände das Hervortreten des Mutterbruders aufgeführt wird, eine zwar alte und weitverbreitete, aber mindestens in ihrer Allgemeinheit bisher durchaus unbewiesene Ansicht. Durch ihre Ausschaltung würde sich die ganze Statistik zweifellos sofort wesentlich verschieben. Alles in allem dürfte Tylor's Verfahren nur in besonders ausgeprägten Fällen von Kohärenz oder Abstoßung einen Schluß auf die primäre Gruppierung von Erscheinungen zulassen, in Fällen also, bei denen man häufig auch ohne besondere statistische Feinheit nicht zweifelhaft wäre. Über Entwicklungsrichtungen wird sie kaum je etwas aussagen können. Trotzdem ist das Grundprinzip der Methode, die Feststellung der Kohärenzen, nichts weniger als unfruchtbar. Es wird an Bedeutung gewinnen, wenn es aus seiner Isolierung als Grundsatz einer allgemeinen Vergleichung heraus und in Verbindung tritt mit der Betrachtung der geographischen Kulturgruppierungen.

B. Kulturverwandtschaft.

§ 1. Die Existenz mehr oder weniger weit reichender Kulturbeziehungen, die Tatsache, daß die Gleichartigkeit von Kulturerscheinungen an verschiedenen Orten durch solche direkten Kulturbeziehungen, durch Wanderung und Entlehnung, erklärbar ist, dürfte niemals im Prinzip geleugnet worden sein; das war gegenüber den Tatsachen der gut beglaubigten Kulturgeschichte Europas auch nicht wohl möglich. So finden sich jene Begriffe etwa bei Bastian[1] und Morgan[2], und Tylor hat den Wanderungen von Kulturerscheinungen mehrere Arbeiten gewidmet.[3] Aber immerhin war die Beachtung, die man jenen Problemen gönnte,

[1] An verschiedenen Stellen. Ich zitiere nur „Indonesien“ I, S. V: „Dichter gedrängt als die Inselgruppen weiten Ozeaniens bilden die des indischen Archipelagos eine überleitende Brücke, auf der sich in verschiedenartigen Brechungen die Kulturströmungen des asiatischen Kontinentes reflektieren“. Vgl. jetzt auch R. Schwarz, „Adolf Bastians Lehre vom Elementar- und Völkergedanken“ S. 53ff., wo auch über die Grenzen von Bastian's Anschauungen nach dieser Richtung hin gehandelt wird.

[2] „Ancient Society“, S. 8.

[3] „Notes on the Asiatic Relation of Polynesian Culture“, JAI. XI, S. 401ff. „Remarks on the Geographical Distribution of Games“, JAI. IX, S. 23ff.

nur gering; und, was die Hauptsache war, für die entwicklungsgeschichtlichen Hauptfragen, die man der Ethnologie stellte, blieben sie so gut wie ohne Bedeutung. Diese Richtung auf den reinen Entwicklungsgedanken ohne Berücksichtigung der realen kulturgeschichtlichen Einzelvorgänge wird man deshalb am besten als evolutionistisch charakterisieren dürfen.[1]

Ratzel war es, der nicht nur den Fragen der Kulturbeziehungen, der Wanderungen und Entlehnungen, die eben unter jenen realen kulturgeschichtlichen Einzelvorgängen eine Hauptrolle spielen, die ihnen zukommende Stellung als eines völlig ebenbürtigen Arbeitsgebietes zuwies, der nicht nur dartat, daß derartige Vorgänge einen viel gewaltigeren Anteil an dem Kulturleben auch der sogenannten geschichtslosen Völker haben mögen als man je gedacht[2], sondern der damit die Bedeutung dieser Probleme und ihrer Lösungen für die gesamte völkerkundliche Problematik überhaupt, auch für jene entwicklungsgeschichtlichen Fragen selbst, in den Vordergrund rückte. Denn wenn wirklich, wie er aussprach, für die Wanderung und Entlehnung einzelner Kulturgüter oder ganzer Kulturkomplexe der Möglichkeit nach keine räumliche Grenze bestand, dann war ja der Induktion, die aus dem gleichartigen Nebeneinander der verschiedensten Kulturzustände in den verschiedensten Erdgebieten den stärksten Beweis für die überall gleichartig verlaufene Entwicklung hernahm, von vornherein die Spitze abgebrochen. Statt einer gleichartigen waren im Augenblicke hundert selbständige und ganz heterogene Entwicklungen denkbar, die sich nur im Laufe ihrer Expansion an den verschiedensten Orten

[1] Pater W. Schmidt, „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen", S. 283 meint zwar, daß jene Richtung gar nicht die wirkliche Evolution zu erforschen sich bemühe und deshalb diesen Namen gar nicht verdiene. Immerhin liegt ihr Charakteristikon im Unterschied von andern Richtungen darin, daß sie die Kulturentwicklung im Sinne einfacher Evolutionen in der philosophischen Auffassung des Wortes vorstellte und aufzuzeigen dachte.

[2] Fr. Ratzel, „Anthropogeographie" II, S. 577ff.; „Über die Stäbchenpanzer", Sitzungsber. bayr. Ak. d. Wiss., Hist. Kl., 1886, 2, S. 181ff.; „Die afrikanischen Bögen", Abh. K. Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. XIII, Nr. 3; „Geschicbte, Völkerkunde und historische Perspektive", HZ. 93, S. 1ff.

in ähnlicher Weise kombiniert hätten. Zahlreiche Zustände, die man bisher als Phasen des allgemein menschlichen Kulturfortschritts anzusehen gewohnt war, konnten zu Teilerscheinungen, Episoden der Menschheitsgeschichte werden. Die gesamten Kausalverhältnisse gerieten ins Schwanken. Dazu nun das Verständnis der Erscheinungen. Konnte ich bisher eine Sitte, eine religiöse Vorstellung in den meisten Fällen ohne weiteres als in ihrer heutigen Kulturumgebung entstanden und daraus hervorgewachsen denken, sie andrerseits aus gleichartigen Erscheinungen anderer Gebiete und aus deren Begleiterscheinungen, höchstens unter Beobachtung gewisser methodischer Vorsichtsmaßregeln, interpretieren, so erhob sich jetzt bei jeder derartigen Untersuchung drohend die Frage, ob die zu deutende Erscheinung selbst, ob die zur Interpretation herangezogene nicht ein Fremdkörper in ihrer jetzigen Heimat, ob der scheinbar organische Zusammenhang, in dem sie jetzt vorhanden sind, und damit ihr jetziger Sinn nicht das Ergebnis kulturgeschichtlicher Mischungen und Angleichungen sind. Um nur ein Beispiel zu nehmen: Wenn die Jonasmythe in Indien vollständig im logischen Zusammenhange der Mondmythologie auftritt[1], so ist damit ihr ursprünglicher Charakter nichts weniger als unzweifelhaft. Denn die Möglichkeit ist nicht abzuweisen, daß eine ursprüngliche Sonnenmythe durch Kulturmischung in den Verband der Mondmythen geraten wäre und sich ihnen selbst soweit angeglichen hätte, daß sie den typischen Zug des dreitägigen Verschwundenseins sekundär ausgebildet hätte. Sowie diese Möglichkeit zugegeben wird, würde aber ein Versuch, etwa eine australische Jonassage mit Hilfe der indischen und der mit dieser in einem engeren Kreise stehenden zu interpretieren, selbstverständlich notwendigerweise zu Trugschlüssen führen.[2]

---

[1] Siecke, „Indras Drachenkampf“ (Beil. z. Jahresber. d. Lessing-Gym., 1905), S. 3ff.; vgl. auch „Drachenkämpfe“, S. 42f.

[2] Pater W. Schmidt spricht sich im Anthropos IV, S. 829 richtig gegen Siecke für die Notwendigkeit aus, mythische Gestalten nicht ohne weiteres als einfache, stationäre Gebilde zu behandeln, sondern ihr historisches Werden, ihr Wachstum und ihre Mischungen zu untersuchen. Nur muß das nicht so rein konstruktiv geschehen, wie es bei Schm. selbst in den von ihm zitierten „Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mytho-

Mit dieser Anregung war die völkerkundliche Methodik tatsächlich eo ipso in ganz neue Bahnen gelenkt. Es ist unrichtig, wenn man so oft von einer neuen, der Bastianschen gegenüberstehenden Theorie Ratzel's redet.[1] Er hat in der Hauptsache keine Theorie — die Existenz solcher Beziehungen, wie er sie betonte, war, wie schon erwähnt, nie bestritten worden —, sondern eine Forderung aufgestellt, die, in diesem Umfange einmal ausgesprochen, nicht mehr ohne Schaden vernachlässigt werden konnte. Auch wer persönlich nicht an so ausgedehnte kulturgeschichtliche Bewegungen glaubt, wie es Ratzel getan hat, wird sich der Verpflichtung nicht mehr entziehen dürfen, beim Studium von Entwicklungsproblemen die kulturgeschichtliche Stellung etwaiger Parallelen sine ira et studio zu prüfen. Die Frage, ob kulturgeschichtliche Beziehung oder selbständige Entstehung, ist durch Ratzel definitiv zu einem Grundproblem, man könnte sagen, zu dem Präliminarproblem κατ᾽ ἐξοχὴν der Völkerkunde geworden.

§ 2. Eine gewisse weitere, wenn auch nicht allzu große Komplizierung hat das methodische Begriffssystem seit einer Reihe von Jahren noch durch einen zuerst von Thilenius aus der Biologie eingeführten[2], dann besonders von Ehrenreich ausgebauten[3] Begriff erfahren, nämlich den der Konvergenz: Danach können, was a priori nicht zu bestreiten ist, gleichartige Erscheinungen außer durch die gleichartige psychische Anlage des Menschen — den Elementargedanken — und außer durch Wanderung oder Entlehnung auch durch Angleichung ursprünglich verschiedener Erscheinungen unter dem Einfluß gleicher Natur- oder Kulturumgebung zustande kommen. Da eine spezifisch gleiche

---

logien der austronesischen Völker" der Fall ist. Konstruktiver ist Siecke's Entwicklungsschema Mondgott — Sonnengott — Himmelsgott auch nicht.

[1] Vgl. dazu besonders Fr. Ratzel, „Die geographische Methode in der Ethnologie", Geogr. Zeitschr. III, S. 268ff.

[2] Nach Ehrenreich (nächste Anm.). Vgl. Thilenius in Mitt. d. Verb. deutscher Vereine f. Volksk. 3 (Jan. 1906), S. 16. Die Möglichkeit von Konvergenzen betont auch, allerdings an der Hand unzutreffender Beispiele, O. Richter in der Museumskunde V, S. 167f.

[3] P. Ehrenreich, „Zur Frage der Beurteilung und Bewertung ethnographischer Analogien", KBlAEU. XXXIV (1903), S. 176ff.

Kulturumgebung außer durch Kulturverwandtschaft aber ihrerseits nur als durch gleiche Naturumgebung hervorgerufen denkbar ist, bleibt diese allein als primäre Ursache von Konvergenzen übrig. In der Hauptsache und der Meinung nach steht diese Auffassung als Ergänzung der Lehre vom Elementargedanken zweifellos auf dem Boden der evolutionistischen Richtung. In einer Beziehung steht sie jedoch auch den spezifisch kulturgeschichtlichen Bestrebungen nahe, nämlich in ihrer Tendenz zu absoluter Wertung der Einzelerscheinung: Wenn gleichartige Erscheinungen nicht ohne weiteres Endglieder gleicher Entwicklungsreihen sind, sondern ganz verschiedene Vorgeschichte haben können, so muß eben jede einzelne Tatsache auf ihre besonderen Ursachen und die besonderen Zusammenhänge, in denen sie steht, untersucht werden. Ob die Untersuchung dann zuletzt ein Zusammenlaufen nach rückwärts oder eine Beziehungslosigkeit der einzelnen Kausalreihen feststellt, ist ja im Grunde ein Unterschied des Ergebnisses, nicht eigentlich der Methode.

§ 3. Als methodische Hauptfrage in der so charakterisierten Problemgruppe tritt naturgemäß die nach einem Kriterium der verschiedenen möglichen Verhältnisse gleichartiger Erscheinungen zueinander hervor. Lassen sich Merkmale finden, durch die mehrere Parallelerscheinungen einwandfrei als kulturgeschichtlich verwandt oder selbständig entstanden, schließlich als Konvergenzen zu erkennen sind? Der einzige, der sich meines Wissens systematisch, wenn auch nicht auf Grund völkerkundlichen, sondern europäisch-kulturgeschichtlichen Materials mit diesen Fragen beschäftigt hat, ist Richard M. Meyer.[1] Unter seinen Kategorien von Parallelen kann man die Übereinstimmung durch Zufall wohl ohne Schaden auf sich beruhen lassen; das Kriterium einer großen, aber isolierten Übereinstimmung ist sehr unbestimmt und wird kaum je hinreichen, eine Parallele auf Grund gleicher Bedingungen auszuschließen, selbst wenn man theoretisch die Möglichkeit eines solchen reinen Zufalls ohne gleichartige Bedingungen zugeben würde, wozu sich nicht viele werden

[1] R. M. Meyer, „Kriterien der Aneignung“ (aus: Neue Jahrb. f. d. klass. Altert., Gesch. u. Deutsche Lit. XVII), 1906, S. 16ff.

verstehen wollen; in praxi wird man den Zufall doch nur dann hypothetisch und provisorisch zu Hilfe rufen, wenn alle andern Erklärungsmöglichkeiten versagen. Übereinstimmungen auf Grund gleicher Ursachen wären nach Meyer dadurch charakterisiert, daß nicht nur die verglichenen Erscheinungen selbst und ihre Ursachen, sondern auch noch ihre Folgeerscheinungen eine gewisse Gleichheit aufweisen. Wie ersichtlich, würde dies Kriterium bei dem zeitlich flächenhaften Charakter der weitaus meisten völkerkundlichen Tatsachenkomplexe nur in äußerst beschränktem Maße anwendbar sein. Aber die von Meyer herangezogenen Beispiele schließen nicht einmal die Frage aus, ob an ihren Übereinstimmungen nicht doch in letzter Linie Urverwandtschaft oder direkte Kulturbeziehung Anteil hat.[1] Überdies bricht er selbst dem Kriterium die Spitze ab durch die Bemerkung, daß Gleichheiten durch Urverwandtschaft ebenfalls, und zwar in noch höherem Maße, eine Tendenz zu weiterer gleichartiger Entwicklung zeigten[2], wie ja denn ein Urteil darüber, ob die Gleichheit der beiderseitigen Ursachen selbst auf Verwandtschaft beruht oder nicht, mit Hilfe dieses Kriteriums nur beim Bekanntsein der ganzen Entwicklungsreihen bis zu ihrem Anfangspunkt möglich wäre. So blieben denn die Kategorien der Urverwandtschaft und der Übertragung. Wo eine Erscheinung unorganisch in ihrem Zusammenhange steht, liegt Übertragung vor. Das ist ein Satz, dessen Richtigkeit wohl angenommen werden darf. Aber freilich trifft auch dies Kriterium nur einen ziemlich geringen Teil der Fälle von Übertragung; es versagt überall da, wo übertragene Erscheinungen durch Umdeutung oder Anpassung der neuen Umgebung sekundär organisch eingefügt, ebenso da, wo ganze Komplexe von Erscheinungen übertragen worden sind. Im letzten Falle geht, wie auch Meyer selbst sieht, das Verhältnis der Entlehnung ganz in das der Urverwandtschaft über. Diese Kategorie liegt nach ihm überall da vor, wo eine große Anzahl von Übereinstimmungen vorhanden ist. Vertreter einer weitgehenden Anwendung des Konvergenzprinzips,

[1] Wie das etwa für die gleichen Dispositionen bei Ausbildung des Parlamentarismus in Baden und Sachsen ja doch unzweifelhaft ist.

[2] A. a. O., S. 30.

wie Ehrenreich, werden die Gültigkeit dieses Kriteriums bestreiten müssen. Ich hoffe im systematischen Teile dartun zu können[1], daß ihm tatsächlich ausschlaggebende Bedeutung zukommt.

§ 4. Nur als orientierender Gesichtspunkt in dem Gegensatze des Elementargedankens und der Annahme kulturgeschichtlicher Beziehungen ist die von Vierkandt im Anschluß an einen Heger'schen Gedanken vorgenommene Zweiteilung aller kulturellen Daten gemeint[2]: Er unterscheidet eine primitive Schicht, deren Elemente psychologisch einfach entstanden gedacht werden können, bei denen also, wie er meint, die Erklärung mit Hilfe des Elementargedankens genügt und eine gewisse Wahrscheinlichkeit besitzt, außerdem wohl in den meisten Fällen in Ermangelung von Kriterien für etwaige verwandtschaftliche Zusammenhänge die einzig mögliche sei. Ihnen gegenüber stellt er die komplizierten Kulturerscheinungen, bei denen er zwar nun wiederum die selbständige Entstehung nicht durchweg ausschließen will, aber doch im allgemeinen den kulturgeschichtlichen Zusammenhang für wahrscheinlicher hält.[3] Während Vierkandt die Möglichkeit solcher genetischen Zusammenhänge doch auch für seine primitiven Elemente nachdrücklich betont, glaubt Ehrenreich für alle psychologisch einfach verständlichen Erscheinungen die Erklärung durch Elementargedanken nicht nur in praxi für genügend, sondern für eine Tatsache halten zu sollen[4], ein aprioristischer, theoretisch augenscheinlich mindestens schiefer Standpunkt, da aus der leichten Denkbarkeit selbständiger Entstehung natürlich noch in keiner Weise ihre Tatsächlichkeit folgt. Für Verwandtschaft kultureller Daten hat Ehrenreich ein allgemeines Kriterium nicht zu geben versucht. In seinen Sagenforschungen sieht er nur solche Mythen als zweifellos verwandt an, bei denen eine Anzahl von Einzelzügen

---

[1] Kap. IV, 3 A.

[2] Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", S. 99ff.

[3] Einen anderen, aber allerdings noch weniger haltbaren Unterschied will H. Winckler, „Babylonische Geisteskultur", S. 110 sehen, nämlich den, daß selbständige Entstehung bei materiellen Kulturgütern leichter denkbar sei als bei geistigen.

[4] Ehrenreich, „Mythen und Legenden der amerikanischen Urvölker", S. 68f.; „Allgemeine Mythologie", S. 266.

oder Motiven, die nicht in einer psychisch einfachen Kernvorstellung begründet oder mit ihr notwendig verknüpft erscheinen, mit einer gewissen Konstanz verbunden auftreten.[1] Damit nähert er sich dem methodischen Hauptgedanken des Begründers der kulturgeschichtlichen Richtung in der Ethnologie.

§ 5. Daß gleichartige Erscheinungen innerhalb eines geschlossenen Verbreitungsgebietes in der Regel als kulturverwandt zu gelten haben, war schon vor Ratzel allgemeine Anschauung und wird auch z. B. von Ehrenreich nicht abgelehnt.[2] Ratzel fügte hinzu[3], daß auch bei zerstreuter oder gar ausgesprochen unterbrochener Verbreitung ein Kulturzusammenhang dann anzunehmen sei, wenn sich Übereinstimmungen zeigten, die nicht eigentlich im Wesen des Objektes oder — bei materiellen Kulturgütern — in dem dazu verwandten Material begründet lägen. So etwa, wenn gewisse Bogenformen Afrikas und Melanesiens nicht nur einen ganz bestimmten Querschnitt, sondern auch geflochtene Ringe als Sehnenlager aufweisen, oder wenn zahlreiche Panzerformen des nordpazifischen Gebietes in charakteristischer Weise aus Stäbchen oder stäbchenähnlichen Platten zusammengesetzt sind. Ich möchte diesen Gesichtspunkt kurz als das Formkriterium bezeichnen. Als Ergänzung tritt im letzten Falle noch der Schluß hinzu, daß, wenn auf diesem Wege die Verbreitung einer Form als auf Kulturverwandtschaft beruhend erwiesen sei; auch andere Formen desselben Objektes, soweit sie sich in ihrer Verbreitung demselben Gebiete aufs engste anschließen, mit überwiegender Wahrscheinlichkeit demselben Verwandtschaftskomplex zuzurechnen seien.

§ 6. Ratzel's Gedanken hat Leo Frobenius aufgenommen und fortgeführt.[4] Auch er geht vom Formkriterium aus, nicht nur für die materielle Kultur, sondern auch in seinen mythologischen Studien, in denen es als Kriterium

[1] Ehrenreich, „Mythen und Legenden", S. 70ff.; „Die Allgemeine Mythologie", S. 270ff.

[2] „Mythen und Legenden", S. 60ff., 74ff.

[3] Vgl. oben Kap. IV, 2 B, § 1.

[4] Theoretisch: „Die naturwissenschaftliche Kulturlehre" (Allgem.-verständliche naturwiss. Abh. 20, 1899). Praktisch: „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen" (1898) und „Die Kulturformen Ozeaniens" in PM. XLVI (1900), S. 204ff., 234ff.

der kleinen Züge auftritt.[1] Aber er versucht es nach zwei Richtungen zu verstärken: Der erste, „geographisch-statistische“ Teil seiner Methode[2] beruht auf dem Begriff der Kulturform als eines Komplexes von Kulturelementen mit charakteristischer Form und Verbreitung[3]; er stellt sich methodisch als eine Verbindung des Formkriteriums mit dem, wie erwähnt, später von R. M. Meyer besonders herausgearbeiteten[4] Quantitätskriterium dar. Daß neben der Bogenform etwa auch Schild- und Haustypen, Masken, Pflanzenfaserkleidung, Trommelformen und vieles andere in Westafrika und dem indonesisch-melanesischen Gebiete übereinstimmten, das mußte den von Ratzel geführten

---

[1] L. Frobenius, „Das Zeitalter der Sonnengottes“, S. 390.

[2] Im Prinzip ist übrigens sowohl dies Kriterium wie das zweite der Formvariation ebenfalls bei Ratzel vorgebildet; vgl. „Anthropogeographie“ II, S. 605: Die ethnographischen Formenkreise; S. 607f.: Entwickelungsverwandtschaft. — Unglücklich ist übrigens die Bezeichnung „Geographisch-statistische Methode“. Ganz abgesehen davon, daß die Feststellung geographischer Verbreitungen und deren Koinzidenzen nichts mit Statistik zu tun hat, beruht das Wesen der Methode nicht in jener Registriertätigkeit, die vielmehr nur eine, wenn auch wichtige, Vorarbeit ist, sondern in der Art der daraus gezogenen Schlüsse. Zutreffender ist die von Ratzel auf die Gesamtheit der Untersuchungen über Kulturverwandtschaft und Kulturbewegungen ausgedehnte Bezeichnung „geographisch“. Aber auch sie trifft doch nur eine Seite der Methode, legt das alleinige Gewicht auf die Herausarbeitung der Kulturkreise als den geographisch bestimmten Hilfsbegriff der Methode. Die menschheitsgeschichtlich wichtigsten Schlüsse ergeben sich aber doch erst aus der Verknüpfung der einzelnen Kulturkreise, bei der geographische Kriterien keine oder doch nur Aushilfsdienste leisten. Unter Umständen kann sogar das Formkriterium von Anfang an ohne Zuhilfenahme geographischer Faktoren wirksam sein. Soll aber etwa die Bezeichnung „geographisch“ nur andeuten, daß die in den fraglichen Untersuchungen behandelten Vorgänge sämtlich geographisch bestimmt und bedingt sind, so trifft das für alle historischen Vorgänge zu, ohne daß man deshalb von einer geographischen Methode in der Geschichtsforschung sprechen dürfte. Es genügt, das, was R. und Fr. geographisch oder geographisch-statistisch nennen, als Funktion der ethnologischen oder, da analoge Beweisführungen auch in der übrigen Kulturgeschichte häufig sind, der kulturgeschichtlichen Methode anzusehen.

[3] Ein Begriff, der außer bei Ratzel auch bei Schurtz, „Das Augenornament und verwandte Probleme“, S. 94f. als „Ethnologische Zone“ erscheint.

[4] Oben Kap. IV, 2 B, § 3.

Einzelbeweis durch das Gewicht der Masse mächtig verstärken.

Auch der zweite Teil, die „biologische“ oder „entwicklungsgeschichtliche“ Methode, nimmt eins der Meyerschen Kriterien vorweg und verbindet es mit dem Formkriterium, diesmal das von Meyer für den Nachweis der Entlehnung angeführte Kriterium des unorganischen oder unmotivierten Auftretens. Der Grundgedanke bei Frobenius ist folgender: Jede Kultur ist mit ihren Einzelelementen in ihrem Ursprungsland naturbedingt; die Folge einer Loslösung vom Mutterboden ist eine Umbildung oder gar Auflösung der Formen. Damit werden nicht nur die Gleichheiten, sondern gerade auch die Verschiedenheiten zu Kriterien der Abstammung. Wenn von zwei formverwandten Erscheinungskomplexen der eine in seinem Gebiete bodenständig und organisch, der andere ohne Zusammenhang mit dem Naturgrund und in sich unorganisch erscheint, so ist der Schluß berechtigt, daß keine selbständige Entstehung, sondern verwandtschaftlicher Zusammenhang vorliegt. Als Heimat ist selbstverständlich dann das Gebiet der bodenständigen Formen zu betrachten und also zugleich die Wanderrichtung gegeben. So glaubt Frobenius z. B. die Flachbögen und Signaltrommeln wie die Mythen der „malayo-nigritischen“ Kulturform nur auf die bambusreiche Inselwelt des südöstlichen Asien zurückführen zu können; und daß etwa die kleinen Mythenzüge in Afrika zersplittert und zusammenhanglos, die zentralen Vorstellungskomplexe oft ganz geschwunden erscheinen, ist ihm der sicherste Beweis für ihre Herkunft von den ozeanischen.

§ 7. Frobenius hat den letzten Teil seiner Methode für den weitaus wichtigsten, ja letzthin[1] für den allein stichhaltigen erklärt. Dem vermag ich nicht zuzustimmen. Gewiß vermag die Genealogie der Formen, einmal festgestellt, nicht nur unter Voraussetzung der Verwandtschaft als Beweis für deren Art und Grad, sondern unter Umständen auch als Beweismoment für die Verwandtschaft selbst zu dienen.[2] Aber zunächst tritt dies rein genealogische Moment bei Frobenius neben dem der Naturbedingt-

[1] ZfE. XXXVII, S. 89; XXXIX, S. 313.

[2] Kap. IV, 3 A, § 13; B, § 6 u. 13.

heit und — bei materieller Kultur — der materialgerechten Entwicklung in den Hintergrund. In dieser Fassung ist das Kriterium nur beschränkt anwendbar, weil selbstverständlich nicht alle Kulturerscheinungen bei Wanderungen den inneren Zusammenhang, ihre Form oder auch nur die Fühlung mit den natürlichen Bedingungen verlieren. Weiter gelten die Schlüsse aus den Umformungen auf die Umformungsrichtung nur dann, wenn die Umformungen nicht, wie das bei Frobenius' Beispielen aus der jungasiatischen Kultur Afrikas wohl sicher teilweise der Fall ist, durch den Einfluß gleichartiger, aber formverschiedener Elemente zustande gekommen sind. Wenn etwa die asiatischen Rundschilde ihre größere Reinheit im nordöstlichen Afrika zu einem großen Teile dem dort fehlenden Einfluß anderer afrikanischer Schildformen verdanken, so sagt die Reinheit der Formen über die Lage des Ursprungsgebietes nichts aus, weil ja der sekundäre Einfluß ebensowohl das Ursprungsgebiet wie jeden andern Teil des Verbreitungsraumes treffen kann. Am wichtigsten und eigentlich verhängnisvoll ist jedoch, daß dem subjektiven Hypothesenbau, zu dessen Eliminierung gerade die ganze Methodik in erster Linie dienen soll, wieder Tür und Tor geöffnet wird. Denn die Frage nach Ursprung und Entwicklung der Erscheinungen muß ja bei diesem Verfahren der Erörterung kulturgeschichtlicher Zusammenhänge vorausgehen. Als Kriterien für die Beantwortung dieser Frage bleiben aber nur die früher[1] kritisierten Gründe der Plausibilität und der allgemeinen Kulturhöhe. Wenn Frobenius, um auf ein oben erwähntes Beispiel zurückzugreifen, die Signaltrommel und den Flachbogen auf den Gebrauch des Bambus zurückführt und weiter, weil die materialgerechte Entwicklung des Schießbogens aus einem Stücke Bambus nicht ohne weiteres verständlich ist, ihn aus dem Musikbogen hervorgehen läßt, so bleibt das eine durchaus subjektive Überlegung; es ist das bewährte alte Verfahren: So kann ich mir die Sache vortrefflich denken, anders nicht, ergo —.[2] Die Ergebnisse eines solchen Theoreti-

[1] Kap. IV, 2 A.

[2] Andere Beispiele solcher subjektiven Aufstellung von Entwicklungsreihen sind bei Frobenius etwa die Ausführungen über gewisse afrikanische Bogenformen und über die afrikanischen

sierens den eigentlichen kulturgeschichtlichen Untersuchungen zugrunde zu legen, heißt aber doch nichts anderes als auch ihnen von vornherein die sichere objektive Grundlage zu rauben. Das Kriterium der Formgenealogie hat tatsächlich nur als integrierenden Bestandteil der „geographisch-statistischen“ Methode objektiven Wert.

Gerade diesen Teil seiner Methode hat Frobenius, wie schon erwähnt, selbst fallen lassen. Die Ergebnisse entsprachen augenscheinlich nicht ganz seinen Erwartungen. Daß daran zum Teil nicht die Methode selbst, sondern die Art ihrer Durchführung Schuld sein mochte[1], ist ihm wohl kaum zum Bewußtsein gekommen. Zur Begründung der auffälligen Wandlung bedarf es vielmehr eines Blickes auf seine allgemeinen theoretischen Anschauungen. Die mächtig aufgeblühten Naturwissenschaften haben es ihm wie den älteren Ethnologen angetan, und so sucht er die Beweiskraft seiner Methodik in der Kongruenz mit der naturwissenschaftlichen. Er spielt mit naturwissenschaftlichen Begriffen, ohne ihren Sinn immer richtig erfaßt zu haben. So, wenn er in der Bildung hybrider Formen beinahe das Hauptproblem der Deszendenztheorie sieht[2], wenn er der „Anatomie“ der Kulturformen die Aufgabe zuweist, die Heterogenität der Bestandteile eines Kulturganzen festzustellen[3], oder wenn er die Tatsache, daß bestimmte Formen von Kulturelementen bestimmte mehr oder weniger geschlossene Verbreitungsgebiete besitzen und daß meist eine Anzahl von Elementen in der Verbreitung annähernd übereinstimmen, unter den Begriff des Gesetzes

---

Glocken (ZfE. XXXIX, S. 326ff.; XLI, S. 773ff., 782). Mit ganz derselben Sicherheit könnte man z. B. den hölzernen Parierschild aus dem afrikanischen Parierstock mit ledernem Handschutz herleiten, obwohl der letzte kulturgeschichtlich wohl sicher sehr viel jünger ist als der hölzerne Parierschild; vgl. Kap. IV, 3 C, § 8.

[1] Die Folge einer gewissen genialen Leichtherzigkeit, besonders einer Vernachlässigung der kleinen, lokalen Unterschiede ist, zumal in Ozeanien, die Aufstellung von Kulturformen, die in Wahrheit keine Einheiten, sondern in sich schon komplex sind, daraus weiterhin ein Verschwimmen der Grenzen und Formen nach innen wie nach außen, die Unmöglichkeit, bei den Übergangserscheinungen immer mit einiger Sicherheit zwischen Variation und Mischung zu unterscheiden.

[2] „Naturwissenschaftliche Kulturlehre“, S. 29.

[3] A. a. O., S. 9.

bringt.[1] So glaubte er nun auch den Vertretern der Ansicht, daß die Entstehung gleichartiger Kulturformen auf gleichartige Naturbedingungen zurückzuführen sei, ein naturwissenschaftliches Argument entgegenstellen zu können: Die mit der „malayo-nigritischen" Kultur im wesentlichen übereinstimmende Verbreitung der Anthropoiden etc. auf selbständige Entstehung dieser Arten in Südasien und Westafrika zurückzuführen fällt keinem Zoologen ein; also werden auch die Kulturgleichungen auf Verwandtschaft zurückzuführen sein.[2] Nun sah er später ein, daß die Elemente einer Kulturform nicht den biologischen Arten oder gar Gattungen gleichzusetzen, sondern physiologisch nur als funktionelle Organe aufzufassen sind, die Auffassung gleichartiger Kulturformen als einer Art von Standortsvarietäten also a priori nichts Unwahrscheinliches hat. Vor diesem Gesichtspunkt fiel ihm seine ganze „geographisch-statistische" Methode zusammen. Gegen diese Schlußfolgerung ist jedoch einzuwenden, daß solche den ganzen Habitus verändernden und Formen verschiedenster Abstammung einander angleichenden Variationen schon in der höheren Tierwelt immer seltener werden, jedenfalls aber nur in der funktionellen Ausgestaltung materiell vorhandener Organe, nicht in völliger Neuschöpfung sich geltend zu machen pflegen — ein Säugetier etwa kann seine Organe, wie die Füße, dem Leben im Wasser anpassen und dadurch fischähnlich werden, bekommt aber natürlich keine Kiemen —, so daß mindestens bei einem Teile der Kulturformen und ihrer Elemente die Annahme selbständig gleichartiger Entstehung auch nach rein naturwissenschaftlichen Grundsätzen auszuschließen sein dürfte. Ferner sind die Beziehungen zwischen den Angleichungen durch Anpassung und den sie veranlassenden Lebensbedingungen in der höheren Tierwelt durchweg klar und deutlich — so bei der weißen Farbe vieler Polartiere und bei den Lauffüßen der Strauße, Emus etc. —; bei den Kulturanalogien könnte davon nur in ganz verschwindender Weise die Rede sein. Die Hauptsache bleibt doch, daß die ganze methodische Parallelisierung der ethnologischen und biologischen Daten auf ungenügenden Analogieschlüssen beruht und ein me-

---

[1] A. a. O., S. 10. [2] A. a. O., S. 16ff.

thodischer Schluß vom einen auf das andere deshalb nie einen sicheren Anhaltspunkt für die Untersuchung bieten kann.

Die im folgenden niedergelegten methodischen Anschauungen schließen sich ihrerseits eng an Ratzel'sche und Frobenius'sche Gedankengänge an, und zwar nicht nur theoretisch, sondern in gewisser Hinsicht auch praktisch. Denn ihre Herausarbeitung ging von dem gleichen, umfassenden kulturgeschichtlichen Problemkomplex der Zusammenhänge zwischen Afrika und Ozeanien aus, den Ratzel inauguriert, Frobenius in größerem Umfange angeschnitten hat und dessen Behandlung Ankermann und ich im Jahre 1904 aufnahmen.[1] Daß es sich nicht um unveränderte Herübernahme jener Gedankengänge handelt, wird die auf den letzten Seiten geübte Kritik gezeigt haben. In welcher Richtung sich die Um- und Weiterbildung vollzog, werden die Ausführungen der nächsten Kapitel ergeben.

3. Systematischer Teil.

A. Kriterien der Kulturbeziehungen.

§ 1. Zwei Problemgruppen sind in der bisherigen Geschichte unserer Wissenschaft zutage getreten: die der allgemeinen Kulturentwicklung und die der Kulturverwandtschaften. Man wird urteilen dürfen, daß damit der völkerkundliche Problemkreis überhaupt geschlossen ist. Wie verhalten sich aber die beiden Gruppen methodisch zueinander? Den Fragen der Kulturverwandtschaft kommt ohne Zweifel im höchsten Grade selbständige Bedeutung zu. Ihre Beantwortung muß, wie schon berührt, in jedem Einzelfalle versucht werden; eine nach Opportunitätsrücksichten vorgenommene Einteilung der völkerkundlichen Daten in solche, bei denen die Frage nach dem kulturgeschichtlichen Zu-

---

[1] Ankermann, „Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika", ZfE. XXXVII (1905), S. 54ff.; sehr wesentlich in denselben Richtungen bewegte sich schon „Die Afrikanischen Musikinstrumente", Ethnol. Notizblatt III (1901), S. 1ff. Graebner, „Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien", ZfE. XXXVII (1905), S. 28ff.; ergänzend und weiterführend „Die melanesische Bogenkultur und ihre Verwandten", Anthropos IV, S. 726ff., 998ff.

sammenhange gestellt werden muß, und solche, in denen sie „überflüssig“, die Erklärung aus dem Elementargedanken „genügend“ erscheint[1], kann auf methodischen Wert keinen Anspruch erheben. Es ist keine wissenschaftliche Fragestellung, ob ich mir die selbständige Erfindung von Bogen und Pfeil in Südamerika und Westafrika denken und ausmalen kann, sondern nur, ob die Bevölkerungen beider Gebiete die Erfindung tatsächlich gemacht haben oder nicht. Daß die Frage in vielen Fällen vorläufig — vielleicht in manchen überhaupt — nicht schlüssig wird beantwortet werden können, ändert an der methodischen Sachlage nichts. Die Lösung des Problems muß versucht werden, und zwar durchaus selbständig; denn eine etwaige evolutionistische Forschung kann ihrem ganzen auf das Allgemeine gerichteten, vom Einzelnen abstrahierenden Wesen nach[2] über die einzelnen kulturgeschichtlichen Beziehungen nichts aussagen.

Umgekehrt dagegen läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob und wie weit den entwicklungsgeschichtlichen Problemen eine selbständige Stellung außerhalb des Problemkreises der Kulturverwandtschaft zukommt. Das Verhältnis wird auf der einen Seite durch die allgemeine Möglichkeit, mit rein evolutionistischer Arbeit, also ohne Heranziehung von Fragen der Verwandtschaft, gültige Entwicklungsreihen aufzustellen, auf der andern durch den Grad bestimmt werden, in dem selbständige Entwicklungen im Laufe der menschlichen Kulturgeschichte tatsächlich aufgetreten sind. Denn gäbe es z. B. gar keine mehrfach selbständigen Kausalreihen, beruhten alle Parallelen auf Verwandtschaft, so würden die Beziehungen der Erscheinungen nach der Kulturentwicklung restlos mit denen nach der Kulturverwandtschaft identisch sein und ihre Kriterien ausschließlich in den verwandtschaftlichen Bestimmungen finden müssen. Nun habe ich oben gezeigt[3], daß den bisher angewandten evolutionistischen Kriterien das Merkmal der Objektivität abgeht, und ich wüßte nicht, in welcher Richtung sich größere Gewißheit erreichen ließe. Nur Entwicklungsreihen lassen Schlüsse auf größere

---

[1] Eine z. B. auch bei Siecke vielfach auftretende Argumentierung.

[2] Vgl. Kap. IV, 2 A, § 1. [3] Kap. IV, 2 A.

oder geringere Gleichartigkeit der Entwicklung zu, nicht die bloße Gleichheit der Endglieder; das verhindert schon die Möglichkeit der Konvergenz als gleicher Ergebnisse auf Grund ungleicher Entwicklungsreihen. Aber bei der zeitlichen Flächenhaftigkeit der ethnologischen Daten kennen wir eben vorwiegend nur die Endglieder, und deren Einfügung in Entwicklungsreihen soll gerade auf Grund der durch Vergleich gewonnenen Gesetzmäßigkeiten erfolgen. Ein offenbarer Zirkel. Die Naturwissenschaft greift in solchen Fällen zum Experiment; das ist in der Ethnologie unmöglich. Denn ich kann keinen Eingeborenen, geschweige denn eine Gruppe von genügender Größe nach Belieben in eine bestimmte Natur- oder gar Kulturumgebung versetzen und dort so lange isolieren, bis ein der natürlichen Entwicklung möglichst gleichartiges Resultat erzielt wird. Auch die zum Ersatz jüngst vorgeschlagene Methode der Beobachtung in großem Maßstabe[1] kann diesen Zweck nicht erfüllen. Denn ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Durchführung und der Gewinnung einigermaßen „autochthoner" Ergebnisse, müßte ja doch besonders in Anbetracht der Konvergenzmöglichkeit kulturgeschichtlich erst festgestellt werden, ob die Bedingungen, unter denen eine bestimmte Beobachtung erfolgt, den Entstehungsbedingungen der betreffenden Erscheinung entsprechen; auch müßte die Beobachtung ja nicht nur etwa bis zum individuellen Aufblitzen eines Gedankens, sondern bis zu seiner sozialen Durchführung gehen.[2] Die völkerpsychologische Analyse endlich vermag zwar vielleicht die psychischen Bedingungen festzustellen, unter denen ein kulturgeschichtlicher Vorgang eintreten kann; sie vermag aber ebensowenig den Eintritt dieser Bedingungen zeitlich oder örtlich festzulegen wie etwa zu sagen, ob sie im Laufe der Menschheitsgeschichte nur einmal oder mehrmals eintraten. Damit bin ich bei der Frage nach der mehrmaligen unabhängigen Entstehung gleichartiger Kulturerscheinungen angelangt. Auch dafür ist ein brauchbares Kriterium, wie ausgeführt[3], bisher nicht entdeckt worden. Denn es muß

---

[1] Vierkandt, „Zur Reform der völkerkundlichen Außenarbeit", Globus XCIV, S. 79ff.; „Die Stetigkeit im Kulturwandel", S. 206.

[2] Vgl. darüber Vierkandt, „Stetigkeit", S. 123ff.

[3] Kap. IV, 2 B, § 3 u. 4.

wiederholt werden, daß die Möglichkeit, zwei Parallelen ohne Annahme der Verwandtschaft zu erklären, daß auch das intensivste persönliche Gefühl der Unwahrscheinlichkeit eines verwandtschaftlichen Zusammenhanges keine Kriterien für das Fehlen eines solchen Zusammenhanges sind. Den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit würde noch die dauernde Unmöglichkeit geben, einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang nachzuweisen; einen zwingenden Charakter wird auch diesem negativen Kriterium niemand zuschreiben wollen. Immerhin ist es theoretisch denkbar — und bis zu einem gewissen Grade vielleicht nicht unwahrscheinlich —, daß nach Herausarbeitung aller kulturellen Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb der Menschheit die dabei ermittelten, mehr oder weniger selbständigen Entwicklungszweige gewisse partielle Gleichheiten aufweisen, die aus bestimmten methodischen Gründen nicht aufeinander bezogen werden dürfen. Dann wären diese Gleichheiten mit aller methodischen Wahrscheinlichkeit als unabhängig anzusehen; aber es ist klar, daß zu diesem Ergebnisse nicht die Anwendung besonderer Kriterien der selbständigen Entstehung, sondern nur die Nichtanwendbarkeit der Verwandtschaftskriterien geführt hätte.

So bleibt denn als erstes und Grundproblem der Ethnologie wie der ganzen Kulturgeschichte die Herausarbeitung der Kulturbeziehungen.

§ 2. Gegenüber der Theorie von der selbständigen Entstehung paralleler Kulturerscheinungen hat die Behandlung der Frage nach den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen, wie bereits erwähnt[1], den bedeutenden Vorzug, daß die Existenz solcher Zusammenhänge in großem Umfange über allen Zweifel hinaus feststeht. Angesichts dieser Tatsache und der Unmöglichkeit, objektive Kriterien für das Vorhandensein unabhängiger Parallelentwicklungen zu finden, wäre die These, daß überhaupt alle Gleichheiten auf Verwandtschaft beruhten, durchaus verständlich, und ein auf dieser Grundlage errichtetes Hypothesengebäude würde vermutlich an Stabilität und innerer Konsequenz hinter den evolutionistischen Konstruktionen kaum zurückstehen. Es würde aber natürlich den berechtigten Anforderungen an

[1] Kap. IV, 2 B, § 1.

Objektivität und wissenschaftliche Sicherheit auch ebensowenig entsprechen. Denn aus der Unmöglichkeit, die selbständige Entstehung zweier Parallelerscheinungen nachzuweisen, folgt selbstverständlich umgekehrt noch in keiner Weise ihr genetischer Zusammenhang.[1] Auch die Aufstellung kulturgeschichtlicher Zusammenhänge kann nur dann und insoweit wissenschaftliche Geltung beanspruchen, als sie auf Grund einwandfreier Kriterien erfolgt ist.

§ 3. Zwei Hauptkriterien stehen, wie schon im historisch-kritischen Teile angeführt, für diesen Zweck zur Verfügung: das Kriterium der Form, d. h. der Übereinstimmung in Eigenschaften, die sich nicht mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Objektes ergeben, und das Kriterium der quantitativen Übereinstimmung.[2] R. M. Meyer hat die Identität beider Kriterien behauptet, das Formkriterium auf das der Quantität zurückgeführt mit der Bemerkung, daß die verschiedenen Formeigentümlichkeiten eines Objektes zu der Übereinstimmung in der bloßen Existenz des Objektes auch eben nur eine Anzahl neuer Übereinstimmungen hinzubrächten, also wieder nur eine quantitative Vermehrung der Koinzidenz darstellten.[3] In abstracto mag das zutreffen. Für die konkrete Betrachtung wird stets ein Unterschied zwischen beiden bestehen bleiben, der in der Verschiedenheit des logischen Verhältnisses seinen Grund hat. Die Formeigentümlichkeiten können niemals selbständig, sondern nur an einem Objekt auftreten. Eben deshalb ermöglichen sie aber die Vergleichung von Einzelobjekten und damit das für die Frage der genetischen Beziehungen so wichtige Studium der Übergänge, der Abwandlungen und Mischungen. Ein Teil der Formelemente, die man als Formelemente im engeren Sinne bezeichnen könnte, verleihen der dadurch charakterisierten Kulturerscheinung überdies eine innere, gewissermaßen psychische Bestimmtheit, die sich besonders

---

[1] Also entgegen der Forderung von Dirr in MAGW. XL, S. 36f., daß man für die Sprache so lange Monogenesis annehmen müsse, bis die Unrichtigkeit dieses Standpunktes unwiderleglich bewiesen sei.

[2] Übrigens auch bei Pinard, Anthropos V, S. 551 richtig bezeichnet. Auf das Quantitätskriterium legt Wundt, „Logik" (3. Aufl.), III, S. 488 besonderes Gewicht.

[3] R. M. Meyer, „Kriterien der Aneignung", S. 19f.

bei Entlehnungen in den meist damit verbundenen, der Psyche des entlehnenden Volkes entsprechenden Formveränderungen geltend macht. So werden wir in praxi gut tun, die beiden Kriterien voneinander getrennt zu halten.

Hinsichtlich ihrer Gültigkeit ist zunächst eins klar: Sie haben vor allen möglichen Kriterien der selbständigen Entstehung von Parallelen den großen Vorzug der allgemeinen Anwendbarkeit voraus. Während diese stets die Kenntnis von Kausalreihen voraussetzen, lassen sich die Kriterien der Form und der Quantität auf jeden noch so flächenhaften Zustand ohne vorhergehende subjektive Konstruktion anwenden, ein Umstand, der auch für den objektiven Wert der Kriterien selbst nicht ohne Bedeutung ist.

§ 4. Tatsächlich werden die beiden fraglichen Kriterien ganz allgemein und unter allgemeinem Konsensus tagtäglich angewandt — so weit es sich um kontinuierliche Verbreitungsgebiete handelt. Häufig wird sich da sogar eine gewisse Neigung geltend machen, von allen besonderen Kriterien zu abstrahieren, besonders dann, wenn das Verbreitungsgebiet der bestimmten Kulturerscheinung in einem weiten Erdraum isoliert liegt, wie etwa das der Hängematte in Südamerika. Da spielt vielleicht der unbewußte Schluß eine Rolle, die Isolierung ergebe, daß die Erscheinung nicht zu den Dingen gehöre, auf die der menschliche Geist so ohne weiteres an den verschiedensten Orten unabhängig verfalle. Man könnte deshalb von einem besonderen Kriterium der Isolierung sprechen.[1] Jedenfalls wird aber kaum jemand den genetischen Zusammenhang bezweifeln, wenn innerhalb eines kontinuierlichen Verbreitungsgebietes eins der beiden Hauptkriterien der Form oder der Quantität zur Anwendung kommt. Für das erste mögen die in bestimmter Art durch Schnurauflage verstärkten Bögen des arktischen Gebietes als Beispiel gelten.[2] Beim Gebrauche des Quantitätskriteriums genießt von allen Kategorien der Kultur die Sprache die

[1] Es entspricht augenscheinlich dem Ratzel'schen Kriterium des „Nichtvorkommens“ (Anthropogeographie II, S. 725), das bei ihm aber viel umfassendere und wohl zu weitgehende Anwendung erfährt (vgl. R. M. Meyer, „Kriterien“, S. 17).

[2] Vgl. B. Adler, „Die Bogen Nordasiens“, IAE. XV, S. 19f. und O. T. Mason, „North American Bows, Arrows and Quivers“, SR. 1893, S. 643f., Taf. XLI, XLIVff.

größte Autorität als Kontrollkomplex. So wird etwa die Annahme des einheitlichen Ursprungs der Hängematte oder der Tabakskultur in Südamerika sehr bedeutend durch die Tatsache verstärkt, daß sie vorwiegend bei Stämmen arowakischer Sprache auftreten.[1] Das gleiche gilt von den weit verbreiteten, schemel- und brettförmigen Kokosnußschabern, deren genetischer Zusammenhang sich außer durch Formgleichungen besonders auch aus dem Zusammenfallen ihres Verbreitungsgebietes mit dem der malayo-polynesischen Sprachen ergibt.[2] Aber auch wo diese Spracheinheit fehlt, wie bei den Pueblostämmen[3], wird für die verschiedenen durchgehenden Elemente, wie die eigentümliche Haus- und Dorfanlage, niemand mehrfache Entstehung annehmen[4], einerseits gewiß schon ihrer ausgeprägten Formeigentümlichkeit wegen, in zweiter Linie und wesentlich verstärkend aber auch wegen der vielfachen sonstigen Übereinstimmungen in Religion, sozialer Verfassung, Maskentänzen, Kunststil usw. Denn in der Tat, wenn es schon in höchstem Grade unwahrscheinlich ist, daß eine einzelne Kulturerscheinung innerhalb des Gebietes mit gerade diesen selben besonderen Formelementen zweimal entstanden wäre, so wird die Annahme, auf eine ganze Reihe von Koinzidenzen angewandt, zum Nonsens.

§ 5. Besteht denn aber zwischen den Übereinstimmungen innerhalb und außerhalb kontinuierlicher Verbreitungsgebiete ein objektiver, methodisch verwertbarer Unterschied? Offenbar nicht. Daß kulturverwandte Völker zu allen Zeiten und überall durch historische Schicksale, eigene Wanderungen und fremde Invasionen, auseinandergesprengt worden sind, ist eine unbestrittene Tatsache, und prinzipiell leugnen das auch die hartnäckigsten Vertreter des Elementargedankens und der Konvergenz nicht. Wo es sich um relativ geringe

[1] Vgl. Ehrenreich, „Die Ethnographie Südamerikas zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, AfA., N. F. III, S. 48.

[2] Foy, „Schemelartige Kokosnußschaber“, MAGW. XXXIV, S. 147.

[3] Vgl. Eickhoff, „Die Kultur der Pueblos von Arizona und New Mexico“, S. 33f.

[4] F. Krause, „Die Pueblo-Indianer“, S. 193ff. versucht die Ausbreitung der verschiedenen Typen und Elemente herauszuarbeiten.

Entfernungen handelt, besonders aber, und zwar ohne Rücksicht auf die Entfernung, bei Sprachübereinstimmung wird der genetische Zusammenhang durchweg zugegeben.[1] Nun ist zwar ganz sicher, daß die Sprache eines Volkes in der Mannigfaltigkeit ihrer Elemente ein besonders vielseitiges und brauchbares Vergleichsobjekt bildet; aber es kann doch nicht oft genug ausgesprochen werden, daß sie als Teil der menschlichen Kultur doch qualitativ auch nur auf gleicher Linie mit deren übrigen Teilen steht und daß ihr eine methodische Sonderstellung einzuräumen in keiner Weise berechtigt ist. Die Verwandtschaftskriterien der Sprache sind aber eben keine anderen als die beiden in Rede stehenden: das der Form in Grammatik und Phonetik, das der quantitativen Übereinstimmung in rein lexikalischer Hinsicht. Vereinzelte Wortübereinstimmung darf nicht für genetischen Zusammenhang als beweiskräftig gelten; dazu bedarf es erst der Häufung von Parallelen; zur Vervollständigung des Beweises verlangt man freilich auch dann den Nachweis der Formbeziehung.[2]

§ 6. Die Vertreter des Elementargedankens und der Konvergenz behaupten nun aber doch die Möglichkeit weitgehender formeller und quantitativer Parallelbildungen auf Grund der gleichen Geistesanlagen und Naturbedingungen[3], also die Ungültigkeit der in Rede stehenden Verwandtschaftskriterien. Nun wird dabei die Gleichheit der analogen Naturformationen in den verschiedenen Erdräumen zweifellos überschätzt; eine tropische Landschaft in Neu-Guinea etwa

---

[1] Winternitz im Globus LXXVIII, S. 375f. behauptet, daß kulturgeschichtliche Zusammenhänge überhaupt nur durch die Sprache nachzuweisen seien. Und Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte", S. 5 erklärt wenigstens, daß kein Zweig der Kultur die Bedingungen der Entwicklung — das klingt allerdings stark evolutionistisch — mit solcher Exaktheit erkennen lasse wie die Sprache, und daß deshalb die Methode keiner andern Kulturwissenschaft zu solcher Vollkommenheit gebracht werden könne als die der Sprachwissenschaft. Als Ursache führt er die Einfachheit und Gleichartigkeit der Gründe an. Ich hoffe, daß solche Urteile durch stärkere Entwicklung der spezifisch kulturgeschichtlichen Methodik in der Ethnologie, wie ich sie hier zu begründen versucht habe, bedeutende Einschränkungen erfahren.

[2] Vgl. v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft", 2. Aufl., S. 166ff.

[3] Ehrenreich im KBlAEU. XXXIV, S. 176ff.

und in Westafrika sind sicher wesentlich verschieden. Wichtiger ist jedoch, daß auch die Psyche der verschiedenen Zweige der Menschheit, selbst soweit sie Gebiete analoger Formation bewohnen — ich erinnere wieder an Melanesier und afrikanische Neger[1] —, sicher nicht minder differenziert ist als ihre Physis. Die zur Erklärung der gleichartigen Kulturerscheinungen herangezogene psychische Gleichheit ist vielmehr eigentlich in der Hauptsache erst aus jenen geschlossen worden. Und wenn sich nun doch in verschiedenen Erdräumen Völker von nah verwandter Geistes- und Gemütsart finden, so tritt dafür selbstverständlich die gleiche Frage, wie für die Kulturformen, auf, ob diese Gleichheiten nämlich nicht ebenfalls auf Verwandtschaft oder früherer Kulturberührung beruhen. Sicher ist jedenfalls, daß das in der Kultur zur Erscheinung kommende Produkt einer ungleichen, wenn auch ähnlichen Naturumgebung und einer differenzierten Psyche die Differenzen der Faktoren verstärkt zeigen müßte. Ehrenreich betont nun zwar, wie schon angeführt[2], daß die Gleichheiten nicht nur aus den gleichen Natur-, sondern auch Kulturbedingungen herauswachsen könnten. Aber ich wiederhole, daß doch die gleichen Kulturbedingungen bei selbständiger Entstehung ihrerseits wieder nur auf die Naturbedingungen zurückgehen können; und zweitens würde ja gerade die Gleichheit der Kulturbedingungen in besonders hohem Grade psychische Gleichheit voraussetzen. Ich glaube, daß die Vertreter des Elementar- und Konvergenzgedankens sich dabei in einem ihnen natürlich nicht zum Bewußtsein gekommenen inneren Widerspruch befinden: Ehrenreich betont gegenüber der Annahme weitgehender auswärtiger Beziehungen der amerikanischen Kulturen, daß diese trotz mancher Parallelen doch eben dem Grunde ihres Charakters nach gar nicht mit den außeramerikanischen zu vergleichen wären.[3] Da nun ja aber nach seinen eigenen Ausführungen Parallelen nur unter gleichen

---

[1] Vgl. etwa Graf Pfeil, „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“, S. 152ff. Dabei sind besonders die Melanesier auch unter sich psychisch sehr verschieden.

[2] Oben Kap. IV, 2 B, § 2.

[3] Ehrenreich, „Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker“, S. 100f. Vgl. auch Krickeberg bei Buschan, „Illustrierte Völkerkunde“, S. 164.

Kulturbedingungen zustande kommen, so ist es unklar, wie innerlich ganz heterogene Kulturverhältnisse doch wieder nicht nur vereinzelte Konvergenzen, sondern ganze Komplexe von zahlreichen Gleichungen hervorgerufen haben sollen.

§ 7. Unter diesen Verhältnissen muß einer Vergleichung desjenigen Teiles der menschlichen Kulturgeschichte, den wir, als im Lichte zeitgenössischer Berichte stehend, in seinen wesentlichen Teilen sicher verfolgen können, d. h. der europäisch-vorderasiatischen Kulturgeschichte, ausschlaggebende Bedeutung zukommen. Denn mag man auch zwischen ihr und den übrigen Teilen der Gesamtgeschichte, d. h. eben den völkerkundlichen Kausalreihen, bis zu einem gewissen Maße Gradunterschiede zugeben, im wesentlichen werden die beiden Teilen zugrunde liegenden Vorgänge und Verhältnisse doch als gleichartig gelten müssen. In jenen bekannteren Teilen der Geschichte finden wir nun einerseits alte Urverwandtschaften, größtenteils aus sprachlichen Gründen über allen Zweifel erhaben, andererseits immer neue Kulturströme und -wellen, Ausbreitungen größerer oder kleinerer Komplexe von Kulturerrungenschaften von einem Ursprungsgebiete über geographische Strecken von wechselndem Umfange, von der weithin befruchtenden Kultur Mesopotamiens an bis zur Ausbreitung französischer Sprache, französischen Stils und französischer Gesittung im achtzehnten Jahrhundert und zu den modernen Modeströmungen in Kunst und Kunstgewerbe. Diese geschichtlichen Vorgänge haben den verschiedenen Teilen des Gebietes in mehreren Perioden eine Gleichartigkeit des Kulturmilieus geschaffen, wie sie auf Erden so leicht nicht wieder vorhanden gewesen sein dürfte und wie sie also die Ausbildung von Parallelerscheinungen in seltener Weise begünstigt haben müßte. Trotzdem ist deren Zahl recht gering; und selbst von diesen kann höchstens ein kleiner Teil in der vorliegenden Frage Beweiskraft beanspruchen: Nehmen wir etwa die dafür angeführten literarischen Belege[1], so stellen sie sich durchweg nur als Kombinationen von Gedanken und Motiven dar, die in der beiden Autoren gemeinsamen Kultur vorhanden waren, beruhen also tatsächlich doch auf genetischem Zusammenhange. Das gleiche gilt von den verschiedenen technischen

[1] R. M. Meyer, „Kriterien der Aneignung", S. 11f., 28f.

Erfindungen und wissenschaftlichen Gedanken[1]; aber auch wenn man hier die Tatsache der Neuschöpfung in dem Sinne, wie das von den Erfindungen und Fortschritten der Naturvölker gilt, zugeben will, weil auch diese ja nie absolute Neuschöpfungen seien, so wird man andrerseits betonen müssen, daß gerade jene Fälle fast durchweg auf einer Eigentümlichkeit der modernen Kultur beruhen, die dem Kulturleben der Naturvölker so gut wie völlig abgeht, nämlich dem bewußten Streben nach Weiterentwicklung. Noch einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt liefert uns die Betrachtung der kulturellen Parallelerscheinungen in unserer eigenen Geschichte. Man denke an die im Verhältnis zu den Parallelen selbst häufigen Fälle, in denen solche Parallelen erst literarisch ausgegraben werden mußten, oder an die Prioritätsstreitigkeiten der modernen Technik und Wissenschaft.[2] Was bedeuten die ersten durchweg und die letzten zum größten Teil anderes, als daß ein Gedanke wohl zweimal gefaßt, aber deshalb durchaus nicht zweimal kulturgeschichtlich wirksam wird; das ist aber augenscheinlich in Verhältnissen ohne Presse und Geschichtsschreibung zum Zustandekommen kultureller Parallelbildungen oder gar Parallelentwicklungen unbedingtes Erfordernis. Wenn nun selbst eine auf enger genetischer Verwandtschaft beruhende Kulturgleichheit so relativ wenige selbständig gleichartige Bildungen hervorrufen konnte, so mag mit Fug bezweifelt werden, ob alle relative Gleichartigkeit der menschlichen Psyche und alle Ähnlichkeit natürlicher Verhältnisse eine so absolute Gleichheit der kulturellen Disposition hervorrufen können, daß gleiche Gedanken nicht nur gefaßt, sondern auch sozial rezipiert und weiter entwickelt werden.[3] Zum mindesten erscheint aber die Möglichkeit von Parallelbildungen nach Maßgabe der europäischen Analoga auf

---

[1] Vgl. etwa Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel", S. 56f.

[2] Zu der ersten Kategorie gehört vor allem auch ein Teil der oben berührten, von R. M. Meyer angeführten literarischen Parallelen, die also durch diesen Umstand noch mehr an Beweiskraft für unsere Frage verlieren.

[3] Über dies Erfordernis für kulturgeschichtliche Wirksamkeit eines Gedankens vgl. Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel", S. 126ff.

Einzelfälle beschränkt, eine selbständige Entstehung von Gleichungen in größerem Umfange oder von ganzen Parallelkomplexen als ausgeschlossen. Demgemäß ist ja auch das Kriterium der Quantität oder der vielfachen Übereinstimmungen gerade an der europäischen Kulturgeschichte systematisch entwickelt worden.[1] Aber auch das Formkriterium ist in der europäischen Kulturgeschichte von jeher mit Erfolg angewandt worden.[2] Und in der Tat kann von unabhängigen Formparallelen in diesen Teilen der Geschichte wohl keine Rede sein. Läßt man etwa bei den von Meyer[3] angeführten literarischen Beispielen die Kombination der verschiedenen Gedanken als Parallele gelten, so ist für die angewandte Kunstform der Antithese der gemeinsame Ursprung doch zweifellos.

§ 8. Alles in allem sehe ich keinen andern Grund, die Geltung der für die Sprache und für relativ geringere Entfernungen anerkannten Verwandtschaftskriterien für größere Abstände und andere Kulturkategorien einzuschränken, als eine Scheu vor dem Raume und der Zeit: Man vermag sich nicht auszudenken, wie in den primitiven Verhältnissen mit ihren mangelhaften Verkehrsmitteln wandernde Völker oder gar ohne Völkerwanderungen von Stamm zu Stamm getragene Erfindungen und Vorstellungen so gewaltige Strecken zurücklegen konnten, oder man vermag die Zeit nicht zu fassen, die für solche Vorgänge notwendig erschiene. Nun gehören freilich zu den Naturvölkern auch die Malayo-Polynesier, deren weit mehr als den halben Erdumfang umspannende Wanderungen durch sprachliche Übereinstimmung über jeden Zweifel erhaben sind. Noch wichtiger erscheint mir, daß für die eigentliche Domäne des Elementar- und Konvergenzgedankens, für Amerika, Ehrenreich die Verbreitung asiatischer Mythen von Nordwesten bis tief in den Südkontinent hinein sicher festgestellt hat.[4] Er

---

[1] R. M. Meyer, „Die Kriterien der Aneignung“, S. 18ff.

[2] Besonders in der Kunst- und Literaturgeschichte.

[3] a. a. O., S. 12.

[4] Ehrenreich, „Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker“, S. 77ff.; „Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen“, S. 270ff. Der dort erwähnte Nachweis von Friedrichs, den naturmythologischen Ursprung der Ogersagen betreffend, berührt diese Abhängigkeit deshalb nicht, weil sie

meint allerdings, daß es sich dabei nur um eine oder einige vereinzelte Wandersagen handele. Demgegenüber darf man, wieder besonders mit dem Blick auf die bekannteren Perioden der Kulturgeschichte, ein weites Wandern einzelner Kulturelemente, auch von Sagen, ohne gleichzeitige Verbreitung anderer Kulturgüter, getrost als kulturgeschichtliches Nonsens bezeichnen. Auch das von Ehrenreich als Analogon herangezogene Einströmen indisch-persischer Sagen- und Märchenstoffe in Europa fällt unzweifelhaft mit anderen orientalischen Einflüssen, Bereicherungen unserer Kultur in Baukunst, Waffenformen, Kleidung und Schmuck, Poesie und Philosophie, zusammen.[1]

§ 9. Für die innere Gültigkeit der Verwandtschaftskriterien besitzt eine früher schon[2] wenigstens mit Bezug auf das Formkriterium erwähnte nähere Bestimmung ausschlaggebende Wichtigkeit. Formelemente sowohl wie Häufung von Erscheinungen können nur dann für die Frage des kulturellen Zusammenhanges ins Gewicht fallen, wenn das Formelement nicht durch die Natur des Objektes notwendig bedingt ist, die verschiedenen zusammentreffenden Erscheinungen nicht in einem notwendigen inneren Zusammenhange stehen, also etwa die eine durch die andre oder beide durch eine dritte notwendig gegeben sind. So ist etwa in einer Sage die Reihenfolge der mythischen Motive ein für die Frage des genetischen Zusammenhanges nicht unwichtiges Formelement, aber nur dann, wenn die Reihenfolge nicht durch den zugrunde liegenden mythologischen Vorgang bedingt ist, wie denn z. B. in einem Mondmythus das allmähliche Wachsen des Mondes, sein Dahinschwinden und sein Wiederhervorkommen naturgemäß

---

nicht aus dem Einzelmotiv, sondern aus dem formellen Moment der Motivkombination hergeleitet ist.

[1] Das gilt von den Sagenwanderungen zur Zeit der Kreuzzüge, mit derselben Sicherheit aber natürlich von den etwaigen älteren Beziehungen; denn der orientalische Einfluß im frühen und späten Altertum ist ja eher noch stärker als der islamische. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß von dem Gesamtkomplex der Einflußsphäre ein oder das andere Element, hier also die Märchen, noch einen gewissen Verbreitungsvorsprung vor den andern gewinnt.

[2] Kap. IV, 2 B, § 5.

in demselben Turnus auftreten. Ebenso wird mit Bezug auf das Quantitätskriterium das übereinstimmende Vorkommen des direkten Kindererbrechts nicht als verstärkendes Moment neben dem Bestehen einer patriarchalischen Konnubialverfassung benutzt werden können, weil ja eben das Kindererbrecht nur ein Ausdruck bestimmt präzisierter patriarchalischer Anschauungen ist.[1] All solche, sehr vielfach vorhandene Beziehungen verdienen die größte methodische Beachtung, weil die dadurch verbundenen Daten in der Vergleichung naturgemäß jeweils nur als ein einheitliches Element gewertet werden dürfen.[2] Eine zweite, analoge Begrenzung erfahren die Kriterien durch die Forderung, daß auch alle durch die Naturbedingungen der verglichenen Gebiete mit Notwendigkeit gegebenen materiellen und Formelemente jedenfalls fürs erste als Beweismomente für einen genetischen Zusammenhang ausfallen müssen. Wenn es etwa in zwei Gegenden nur Basaltsteine gibt, so ist es klar, daß die beiderseitigen Bewohner ihre Steinbeile aus Basalt machen müssen, ohne daß diese Koinzidenz auf verwandtschaftliche Beziehungen deutete. So zwingend liegt der Fall wohl nicht oft; meist wird den Bewohnern einer Gegend im Lande selbst oder durch Handel eine gewisse Mannigfaltigkeit an Material für ihre verschiedenen Zwecke zur Verfügung stehen; aber trotzdem tut man meines Erachtens gut, die Verwendung der verschiedenen natürlichen Stoffe als primäre Vergleichspunkte zur Bestimmung kultureller Verwandtschaft so wenig wie möglich heranzuziehen[3], was nicht ausschließt, nach Feststellung eines Kulturkomplexes und seiner Verwandtschaftsbeziehungen ihm sekundär auch bestimmte, in der Verbreitung damit übereinstimmende Materialverwendungen anzuschließen. Verhältnismäßig seltener wird eine Erscheinung formell durch die Naturumgebung in zwingender Weise beeinflußt werden. Ausgeschlossen ist jedoch auch

---

[1] Vgl. oben Kap. IV, 2 A, § 9.

[2] Ist die verwandtschaftliche Beziehung der fraglichen Erscheinungen jedoch aus anderen Kriterien nachgewiesen, so gewinnen umgekehrt gewisse Störungen oder Defekte des Normalkomplexes große Bedeutung für Feststellung von Abflachungen der Kulturausbreitung, Intensität der Mischung usw.

[3] Vgl. auch unten Kap. IV, 3 B, § 13.

das nicht, wie denn etwa die Form der Boote durch Breite und Tiefe der verfügbaren Wasserläufe sowie durch die Form der benutzten Bäume mitbedingt sein kann. Auch in solchen Fällen wird man die betreffenden Formen, soweit sie nicht andere, von den Naturbedingungen unabhängige Elemente enthalten, am besten fürs erste unberücksichtigt lassen.

§ 10. Vergleicht man die beiden Kriterien miteinander, so müssen sie an und für sich und richtig angewandt als gleichwertig angesehen werden. Aber eben hinsichtlich der Sicherheit ihrer richtigen Anwendung stehen sie einander nicht gleich. In dem Wesen des Formbegriffes selbst liegt wiederum ein Moment, das subjektive Urteile erleichtert. Ich erinnere an v. Luschan's Arbeit über die Kopfbänke von Neu-Guinea[1], in der er so heterogene Objekte, wie die ionischen Säulenkapitäle und jene Kopfbänke, auf Grund angeblicher intensiver Formbeziehungen in einen genetischen Zusammenhang brachte. Es wird kaum jemand geben, der ihm diese Formgleichungen nachempfinden könnte; aber wo liegt der Anhalt dafür, daß ein anderer das richtige Formgefühl hat.[2] Gewiß gibt es zahllose Fälle, in denen die auffallende Formkoinzidenz keinen Zweifel leidet. Wo dem aber nicht so ist, beruht die Objektivität des Formkriteriums in seiner engen Verbindung mit dem anderen, unbedingt objektiven Kriterium der Quantität. Das heißt: Im Zweifelsfalle sollen zwei oder mehr Formen nur dann als beweiskräftige Parallelen verwertet werden, wenn die innere Ein-

---

[1] v. Luschan, „Beiträge zur Völkerkunde der Deutschen Schutzgebiete", S. 66ff.

[2] Weniger phantastisch, aber doch auch übers Ziel geschossen sind die Ausführungen von Schurtz über das Augenornament („Das Augenornament und verwandte Probleme", S. 13ff.). Vielleicht das umfassendste Beispiel von Vernachlässigung oder unmethodischer Verwendung des Formkriteriums bietet aber der von Stucken inaugurierte Panbabylonismus. Die Kritiken von Pater W. Schmidt („Panbabylonismus und Elementargedanke", MAGW. XXXVIII, S. 73ff.) und Andree (Globus XCIV, S. 147f.) sind insofern völlig zutreffend; sie schütten aber das Kind mit dem Bade aus, wenn sie demgegenüber gleich auf den Elementargedanken rekurrieren. Weniger einseitig und auch gegen Stucken gerechter äußert sich Ehrenreich, „Allgemeine Mythologie", S. 264f.

heit und Zusammengehörigkeit des Formkreises durch seine Zugehörigkeit zu einem und demselben oder zu verwandten Kulturkomplexen gesichert ist.

§ 11. Es erscheint natürlich und ist ja auch historisch nachweisbar, daß bei der Ausbreitung einer Kultur, bei ihrer Mischung und Kombination mit anderen Komplexen wohl niemals an einer Stelle des Verbreitungsgebietes alle ihre Elemente vertreten sind, sondern daß in starkem Wechsel einmal diese, das andere Mal jene Elemente miteinander verbunden auftreten. Um so wichtiger sind die doch vorhandenen Fälle eines mehr oder weniger konstanten Zusammenauftretens zweier oder mehrerer Erscheinungen, die Tylor als Adhärenzen bezeichnete und, wie ausgeführt, als Kriterien für die Aufstellung von Entwicklungsrichtungen verwenden wollte.[1] Was sie in Wirklichkeit beweisen, ist, daß die so verbundenen Erscheinungen in einem besonders engen Kulturzusammenhange stehen. Sie bilden gewissermaßen einen durch besondere Konstanz ausgezeichneten Spezialfall der quantitativen Übereinstimmung. Ihre methodische Verwertung beschränkt sich nicht auf die von Tylor verständlicherweise besonders ins Auge gefaßten, über weite Erdgebiete oder die ganze Erde hin verfolgbaren Komplexe; sie können auch in verhältnismäßig lokalen Kultureinheiten dazu dienen, die verschiedenen Komponenten dieser Einheiten auseinander zu kennen. So ist die Tatsache, daß auf den Admiralitäts-Inseln die Spiralornamentik gerade an den Betelkalkbüchsen auftritt oder daß die Mehrfamilienhäuser auf Neu-Guinea so gut wie immer Pfahlbauten sind, neben anderen Gründen ein neuer Anhaltspunkt dafür, daß die Spiralornamentik und die Gewohnheit des Mehrfamilienhauses der gleichen Kulturschicht angehören, wie der Genuß des Betel und die Pfahlhäuser.[2]

§ 12. Davon, daß räumliche Trennung übereinstimmender Kulturerscheinungen kein Grund zur Skepsis gegen die im Vorhergehenden behandelten Kriterien der Verwandtschaft ist, sprach ich schon. Immerhin ist es

---

[1] Oben Kap. IV, 2 A, § 7.

[2] Vgl. Graebner, „Die melanesische Bogenkultur", Anthropos IV, S. 766, 773.

ja klar, daß die ursprüngliche Ausbreitung eines jeden Kulturkomplexes nur kontinuierlich, niemals in Sprüngen vor sich gegangen sein kann und daß wir also für eine nähere oder fernere Vergangenheit eine kontinuierliche Verbindung zwischen den heutigen getrennten Verbreitungsgebieten vorauszusetzen haben. Daraus ergibt sich, daß die Beweise aus Form und Zahl der Übereinstimmungen allerdings noch einer Verstärkung fähig sind durch Wiedereinführung des Kontinuitätskriteriums, d. h. durch Aufzeigung der Kulturbrücke zwischen den getrennten Gebieten. Das kann natürlich nur geschehen durch den Nachweis, daß die in Rede stehende Kultur in dem betreffenden Zwischengebiete nur scheinbar fehlt, daß ihre Elemente zwar in höherem oder geringerem Maße zurückgedrängt und überlagert, aber doch wenigstens zu einem Teile noch erhalten sind. Eine ganz wesentliche Lücke werden vielfach gerade in dieser Hinsicht die außerhalb Europas noch fast gar nicht betriebenen prähistorischen Forschungen ausfüllen können: Niemand wird leugnen, daß die prähistorische Existenz der Spiralbandornamentik und der Spiraltöpferei in Japan die auf Grund der heutigen Kulturparallelen postulierte, auch gerade jene beiden Elemente umfassende Kulturverbindung von Südostasien über Ostasien nach Amerika zu bestätigen vermag.[1] Aber auch aus den heutigen Kulturverhältnissen, besonders in den entlegeneren, von neueren Strömungen weniger berührten Teilen des betreffenden Gebietes, werden sich oft sichere Schlüsse auf das Kulturbild einer vergangenen Periode ziehen lassen.[2]

§ 13. Die Wiederherstellung der Kontinuität ist jedoch nicht das einzige Verstärkungskriterium für den Beweis des Zusammenhanges. Ich führte an einer früheren Stelle[3] aus, daß das Frobenius'sche Kriterium der Formvariation als selbständiges Beweismoment und in seiner evolutionistischen Auffassung zu starken subjektiven Möglichkeiten Raum gibt. Hier zur Verstärkung — und Spezialisierung — des in der Hauptsache anders geführten Nachweises ist es dagegen vollständig an seinem Platze; nur empfiehlt sich

---

[1] Graebner im Anthropos IV, S. 1023.
[2] Vgl. Kap. IV, 3 B, § 6 u. 10. [3] Kap. IV, 2 B, § 7.

seine Erweiterung über das Formkriterium hinaus zum Kriterium des Verwandtschaftsgrades. Die Sache liegt so: Wenn Parallelen an verschiedenen Orten der Erde selbständig sich bildeten, so würde naturgemäß eine bestimmte geographische Lagerung der Art, daß die einander kulturell nächststehenden Erscheinungen oder Komplexe einander auch geographisch am nächsten lägen, nicht eintreten, wohl aber im Falle des genetischen Zusammenhanges, weil ja bei allmählicher Ausbreitung auch ebenso verständlicherweise eine allmähliche Differenzierung erfolgt. In Umkehrung dieses Gesichtspunktes wird man demnach mit Recht sagen dürfen, daß in all den Fällen, wo eine derartige, den vorauszusetzenden Verbindungswegen der einzelnen Erscheinungen oder Komplexe entsprechende Gruppierung deutlich ist, die Argumente aus Form und Zahl der Übereinstimmungen eine nicht unwesentliche Bestätigung erfahren.[1] Der entgegengesetzte Schluß beim Fehlen einer einfachen und übersichtlichen Lagerung wäre übrigens selbstverständlich falsch; denn es gibt zahlreiche historische Möglichkeiten, durch die ebenso, wie Zusammenhänge unterbrochen, so auch ursprüngliche Lageverhältnisse gestört werden können. Vielmehr wird in solchen Fällen das Studium der näheren oder ferneren Beziehungen ein wichtiges Hilfsmittel zur Ermittelung älterer Zustände sein[2]; es wird im einzelnen denselben Zweck erfüllen, wie die Feststellung der Gleichungen überhaupt im allgemeinen.

§ 14. Logisch kann man in den verwandtschaftlichen Kulturzusammenhängen zwei Formen unterscheiden, die Urverwandtschaft und die Entlehnung. Für den Nachweis der letzten Form ist in manchen Fällen das besondere Kriterium des unorganischen Auftretens einer Erscheinung oder eines Erscheinungskomplexes anwendbar. Die relative Beschränktheit liegt vor allem an der Relativität des Begriffes selbst. Ein Entlehnungsverhältnis[3] im engeren Sinn ist vorhanden, wenn eine in einer Kultureinheit entstandene Erscheinung auf eine andere Einheit übertragen worden ist, ohne von ihr assimiliert oder wesent-

---

[1] Vgl. Kap. IV, 3 B, § 6 u. 13. [2] A. a. O., § 16.
[3] Vgl. zum folgenden Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel“, S. 112ff.

lich umgebildet worden zu sein. Dies Verhältnis liegt etwa bei Übertragungen durch Handelsverkehr oder Verschlagung, annähernd überhaupt bei jungen Übertragungen vor; und in diesen Fällen wird das Merkmal des unorganischen Auftretens besonders häufig sein, wenn freilich auch eine Gemeinschaft, z. B. im Handel, oft die Formen bestimmter Objekte bevorzugen wird, die zu ihrer eigenen Kultur eine gewisse Affinität besitzen. Je älter eine Entlehnung ist, um so größer wird die Tendenz sein, das übertragene Kulturgut entweder wieder abzustoßen oder zu assimilieren. Damit verringert sich natürlich ihr anorganischer Charakter und damit die Anwendbarkeit des betreffenden Kriteriums.[1] Immerhin bewahren übertragene Erscheinungen nicht selten eine gewisse auffallende Eigenart; ich erinnere an die schon einmal erwähnte[2] Spiralornamentik der Admiralitäts-Inseln, die heute noch, obwohl zweifellos in ihrer Verwendung dem einheimischen Stilgefühl angepaßt, doch in der gesamten Ornamentik der Gruppe deutlich als isoliertes und fremdartiges Element erscheint. Schärfer noch tritt die Relativität des Entlehnungsbegriffs in dem Massenverhältnis der entlehnten Erscheinungen zu der entlehnenden Kultureinheit zu Tage. Je größer im Verhältnis die Masse der Entlehnungen ist, um so mächtigeren Einfluß wird sie ihrerseits auf die einheimische Kultur ausüben, um so mehr wird andrerseits auch ihr eigener innerer Zusammenhang gewahrt bleiben, um so weniger wird sich also der ganze Komplex oder einer seiner Teile als unorganisch ausscheiden lassen. Der Zustand der Entlehnung geht hier ganz in den der Urverwandtschaft über, und zwar in dem Maße, daß selbst die etwaige Existenz unorganischer Verbindungen nicht auf Entlehnung gedeutet werden kann. Denn auch bei Mischung mehr oder weniger gleich starker Kulturgruppen können ersichtlich einzelne Elemente, etwa vater- und mutterrechtliche Institutionen, einander so widersprechen, daß sie nicht organisch verschmolzen werden können, sondern unorganisch nebeneinander stehen bleiben müssen, und zwar gerade um so mehr, je ebenbürtiger das Stärkeverhältnis der beiden Mischungsfaktoren ist. Da ist der unorganische Zustand also nicht auf den Begriff

---

[1] Vgl. oben Kap. IV, 2 B, § 3. [2] § 11.

der Entlehnung, sondern auf den allgemeinen der Heterogenität zurückzuführen; und auch so ist er augenscheinlich für den Nachweis des Kulturzusammenhanges mit anderen gleichartigen Komplexen nicht unwichtig. Alles in allem sind jedenfalls die Begriffe der Entlehnung und der Urverwandtschaft nicht absolut, sondern nur relativ verschieden. Der Tatbestand der Entlehnung ist der einer verhältnismäßig schwachen Verwandtschaft. Und deshalb wird auch die Verwendbarkeit des anorganischen Auftretens als Entlehnungskriteriums von dem Grade, in dem gleichzeitig das Quantitätskriterium zur Geltung kommt, abhängen.

§ 15. Ich schließe: Wir besitzen eine Reihe von Verwandtschaftskriterien, deren Gültigkeit in relativ begrenzten Gebieten, bei sprachlichen Beziehungen und in dem näher bekannten Teil der Kulturgeschichte, dem europäisch-vorderasiatischen, außer Frage steht. Ich zeigte, daß ein logischer Grund, ihre Gültigkeit auf diese drei Fälle zu beschränken, nicht besteht, und führte mehrere Kriterien an, die den Nachweis des kulturellen Zusammenhanges zu verstärken und zu spezifizieren im Stande sind. Dabei bin ich keinen Augenblick im Zweifel, daß bei der allgemeinen Relativität aller menschlichen Erkenntnis eine unbedingte Skepsis auch an den hier entwickelten Kriterien ein dankbares Feld ihrer Betätigung finden wird. Eine solche Skepsis ist aber selbstverständlich durchaus unfruchtbar und würde in ihrer allgemeinen Anwendung schließlich allen Wissenschaftsbetrieb illusorisch machen. Was von einer gesunden Kritik erwartet und verlangt werden darf, sind nicht allgemein negative, theoretische Einwände[1], sondern das ist der positive Nachweis, daß die gewonnenen Kriterien eben nicht allgemein anwendbar sind, d. h. also, daß Ergebnisse, wie sie nach Voraussetzung der Kriterien nur durch kulturelle Verwandtschaft zu Stande kommen,

---

[1] Mit das stärkste in dieser Beziehung hat wohl W. Soltau in den Preuß. Jahrb. 1908, S. 416 geleistet, wenn er gelegentlich einer bestimmten europäisch-amerikanischen Parallele erklärt: „Nur ein Tor kann glauben, daß hier eine Verwandtschaft mit den griechischen Sagen vom Styx und vom Cerberus bestehe". Allerdings, niemand soll „glauben", sondern auf Beweis kommt es an.

auch auf anderm Wege entstehen können und entstanden sind.[1] Ehe ein solcher Nachweis geführt ist, werden wir berechtigt sein, die in einem Teil der Kulturgeschichte gültigen Kriterien auch auf den andern, unbekannten Teil anzuwenden. Was diese Kriterien auszeichnet und wodurch sie sich etwa von den früher kritisierten Beweismerkmalen der Entwicklungsfolgen vorteilhaft unterscheiden, ist ihre Objektivität. Das Kriterium der quantitativen Übereinstimmung gibt keiner subjektiven Verschiedenheit der Auffassung Raum, und das gleiche gilt von dem Formkriterium, wenn man, wie geschehen, in jedem Zweifelsfalle seine Gültigkeit von der Konkurrenz des Quantitätskriteriums abhängig macht; desgleichen von den Hilfskriterien. Damit scheint ein möglicher Höchstgrad kritischer Sicherheit gewonnen. Wo die Kriterien versagen und sich mit objektiven Gründen über den Charakter etwa vorhandener Parallelen nichts ausmachen läßt, da gilt es, sich zu bescheiden und ein Non liquet zu sprechen. Gewiß wird man es dem Forscher nicht verwehren können und wollen, auch die Erscheinungen, deren Stellung einer einwandfreien Beweisführung nicht zugänglich ist, dem Gesamtbilde nach einheitlichen Gesichtspunkten anzugliedern und so für seine Person zu einer Gesamtanschauung seines Wissensgebietes als eines Teiles der Weltanschauung zu kommen. Aber er muß sich des durchaus hypothetischen Charakters der hergestellten Beziehungen voll bewußt bleiben, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Das heißt vor allem, er darf die hypothetisch gewonnenen Ergebnisse nicht als angeblich erwiesene Daten weiteren Schlußfolgerungen

---

[1] Gegenüber einer allgemein negativen Skepsis führt Ed. Meyer (Sitzungsber. Kgl. Preuß. Ak. d. Wiss. 1908, 1, S. 651f.) die Möglichkeit der Bestätigung historischer Schlußfolgerungen durch neue Entdeckungen an. Solche Bestätigungen sind natürlich auch auf ethnologischem Gebiete möglich; und wenigstens meine Aufstellungen über den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Gebiete „totemistischer“ Kultur in der Südsee (vgl. unten IV, 3 B, § 6) haben eine solche schlagende Bestätigung dadurch gefunden, daß die beiden einzigen auf den Admiralitäts-Inseln anfangs noch nicht belegten Elemente des Komplexes nachträglich dort entdeckt wurden, nämlich die echte Plattformbestattung und die Speerschleuder (vgl. Anthropos IV, S. 736 und Thurnwald, ZfE. XLII, S. 128).

zugrunde legen.[1] Selbstbescheidung und der Mut des Nichtwissens sind Grunderfordernisse wissenschaftlichen Strebens.

B. Kulturkreise und Kulturschichten.

§ 1. Freilich ist mit der Auffindung objektiver und sachlich einwandfreier Kriterien nur ein Teil der Arbeit geleistet. Auch das beste Gerät tut seine Dienste nicht von selbst, sondern bedarf der richtigen Anwendung. Allgemeine Regeln werden sich dafür kaum aufstellen lassen; sie ist zum großen Teile eine Sache des Taktes, des Feingefühls, vor allem wieder der Selbstkritik. Die beste objektive Gewähr dürfte eine möglichst breite Grundlegung und sorgfältige Kleinarbeit bieten, die nicht gleich in kühnem Fluge Länder und Völker überspannen will, sondern zunächst auf dem Einzelgebiete festen Fuß faßt und von da aus vorsichtig und sicher Schritt für Schritt vorwärts schreitet.

Es gilt in der Ethnologie eine Entwicklung in all ihren Verzweigungen und Durchdringungen wieder herzustellen, von der im wesentlichen nur die Endglieder erhalten sind. Nur aus den Zuständen und Beziehungen dieser Endglieder lassen sich, vielleicht später unter Beihilfe prähistorischer Forschungsresultate auch in den außereuropäischen Ländern[2], Schlüsse auf vergangene Zustände und Vorgänge ziehen. Der in der Völkerkunde enthaltene größere Teil der menschlichen Kulturgeschichte muß also rückwärts rekonstruiert werden, und zwar großenteils durch eine Art Subtraktionsverfahren: Nach Feststellung und Abzug der jüngsten und weiter jeweils jüngeren kulturellen Bewegungen und Veränderungen gelangt man zu immer älteren, ursprünglicheren und oft räumlich umfassenderen Vorgängen und Komplexen. Den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchungen muß jedenfalls immer das Studium der heute vorhandenen oder der vorhanden gewesenen, quellenmäßig feststellbaren Kultureinheiten sein.

---

[1] Wie das z. B. in nahezu systematischer Weise Pater W. Schmidt tut. Vgl. etwa meine Bemerkung im Globus XCVI, S. 363; weiter aber auch besonders seine Arbeit über „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen", worin die Mehrzahl der Einzelaufstellungen durchaus hypothetisch sind und doch zu den gewichtigsten menschheitsgeschichtlichen Folgerungen verwertet werden.

[2] Vgl. oben Kap. IV, 1, § 4.

Sie geben nicht nur in dem Bestand ihrer Elemente den Stoff zum Vergleiche, sondern die Wechselwirkungen ihrer Elemente untereinander liefern schon ein Stück innerer Kulturgeschichte, ihre etwaigen unausgeglichenen Gegensätze, wie schon früher erwähnt[1], ein Merkmal der Heterogenität, einen Beweis, daß die heutige Kultureinheit aus mehreren, ursprünglich verschiedenen Komplexen zusammengesetzt ist. Ob diese Verschmelzung, ob auch jene Wechselwirkungen erst und nur innerhalb dieser besonderen Einheit zustande gekommen, ob sie allgemeiner und vielleicht älter sind, das läßt sich natürlich aus der Betrachtung des Einzelgebietes nicht entscheiden, sondern nur durch Vergleich mit andern benachbarten oder verwandten Einheiten ausmachen.

§ 2. Zunächst gilt es also, die Bezirke homogener Kultur, wie sie sich als Endresultat der kulturgeschichtlichen Entwicklung und Bewegungen herausgebildet haben, nach Inhalt und Abgrenzung festzustellen. Diese Abgrenzung ist aber niemals durchaus scharf; infolge der gegenseitigen Beziehungen der Bevölkerungen verbreiten sich größere oder kleinere Teile des Kulturbesitzes über die Grenzen der Bezirke hinweg in die Nachbargebiete. Sehr häufig ist von zwei in derartiger Beziehung stehenden Kultureinheiten die eine die aktivere, wie denn etwa die Zulus zu einer gewissen Zeit sehr intensiv auf ihre Nachbarn eingewirkt haben — denen man daher den Namen „Zulu-Affen" gegeben hat —, ohne selbst Wesentliches von ihnen zu empfangen. Doch kommt natürlich auch gegenseitiger Austausch vor; in solchen Fällen bildet sich bisweilen im Grenzgebiet eine Zone regelrechter Mischkultur, wofür etwa die zwischen den drei Kulturbezirken der Gazelle-Halbinsel, des mittleren und des südlichen Neu-Irland in der Mitte liegende Duke-of-York-Gruppe ein treffendes Beispiel bildet, obwohl der Komplex der Gazelle-Halbinsel immerhin überwiegt.[2] Für die gesamten in Rede stehenden Vorgänge hat Holmes[3] den Begriff der „Akkulturation", für die Zonen gegenseitiger

---

[1] Kap. IV, 3 A, § 11 u. 14.

[2] Nach Museumsmaterial. Vgl. auch Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg", S. 155.

[3] Holmes, „Pottery of the ancient Pueblos", 4. ARBE., S. 266.

Einwirkung Ehrenreich[1] danach die Bezeichnung „Akkulturationsgebiet“ eingeführt.

Vielfach wird sich die handelsmäßige Verbreitung der Kulturelemente von einem Bezirk zum anderen direkt quellenmäßig belegen lassen, der dann bisweilen schon einheimische Nachahmung parallel geht; so werden etwa Holzschüsseln von Tami nach dem westlichen Neu-Britannien importiert, dort aber zweifellos auch bereits nachgeahmt.[2] Ähnliche ältere Vorgänge werden wir neben echter Kolonisierung, und oft nachträglich wohl höchstens sprachlich davon zu unterscheiden, überall dort vorauszusetzen haben, wo sich in einem kulturell sonst andersartigen Gebiete unverkennbare Gleichungen zu den spezifischen Erscheinungen einer anderen Kultureinheit finden. Das ist nun freilich eine sehr relative Bestimmung, und so werden sich die hier besprochenen, historisch jungen Akkulturationsvorgänge und -gebiete nicht immer leicht von älteren Misch- und Übergangskulturen scheiden lassen, weil ja auch diese auf analoge Akkulturationsvorgänge bei Überlagerung und Berührung der Primärkulturen zurückgehen. Der Unterschied liegt also allein in der Zeitfolge, und darauf beruht auch das einzige Unterscheidungskriterium: Jeder Akkulturationsvorgang ist im Verhältnis zu den Kultureinheiten, zwischen denen er sich abspielt, sekundär, diese im Verhältnis zu ihm einander nebengeordnet. Die durch Akkulturation verbreiteten Formen müssen also identisch mit oder sekundäre Ableitungen von einer der Grundformen sein. Um auf die gegenseitige Beeinflussung der heutigen Kultureinheiten zurückzukommen, so kennzeichnen sich etwa gewisse Bootverzierungen von Duke of York formell deutlich als Entlehnungen von den Plankenbooten des Süd-Neu-Irland-Typus.[3] Dieser selbst aber ist zwar den Salomonen-Typen nah verwandt, steht aber formell, gerade auch hinsichtlich der Spitzenform, selb-

---

[1] Ehrenreich, „Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker“, S. 61. Vgl. Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel“, S. 112ff.

[2] Wie das aus Material des Berliner Museums hervorgeht. Vgl. Parkinson-Foy, „Die Völkerstämme Neu-Pommerns“, ABMD., Festschrift 1899, Nr. 5, S. 9f.

[3] Vgl. Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg“, Taf. IV. Analoge Formen sind sonst in der ganzen Südsee nicht vorhanden.

ständig neben ihnen.[1] — Ein weiteres, gutes Unterscheidungsmerkmal junger Akkulturation ist die Verbindung mit zweifellos jungen Kulturerscheinungen, ein Kriterium, das allerdings augenscheinlich schon eine umfassende Herausarbeitung der Gesamtkulturgeschichte voraussetzt. So dokumentiert sich die Verbreitungszone der melanesischen Bogenkultur im westlichen Bismarck-Archipel unter anderm auch durch die Verbindung mit Elementen der für Melanesien jüngsten, indonesischen Kultur, die noch dazu in Neu-Guinea erst spezifische Umbildungen erfahren haben, als jung.[2]

Ist die sekundäre Verbreitung einer Erscheinung erwiesen, so besitzen wir in dem Grade der formellen Gleichheit mit dem Ausgangstyp ein Mittel relativer Zeitbestimmung; denn offenbar wird bei Gleichheit der übrigen Bedingungen die Übertragung eines Elementes, das in seiner Form dem Stil der neuen Heimat bereits irgendwie angeglichen ist, in eine weitere Vergangenheit zu setzen sein, als wenn eine solche Angleichung noch nicht stattgefunden hat.

Die Feststellung aller unter den heutigen Verhältnissen bestimmt nachweisbaren sekundären Verbreitungen, also auch in erster Linie aller Verkehrsbeziehungen, ist nicht nur um ihrer selbst willen von hohem Wert. Ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr darin, daß sie mit einer gewissen Sicherheit die annähernde Verbreitung der verschiedenen Kulturelemente und -formen für eine, wenn auch verhältnismäßig nahe Vergangenheit zu erschließen möglich macht. Durch die Vorgänge des Verkehrs, im weiteren Sinne der Akkulturation werden die älteren Zustände, Abgrenzungen und Gegensätze, deren Herausarbeitung eine der ersten Aufgaben kulturgeschichtlicher Forschung ist, fortdauernd ausgeglichen und verwischt. Deshalb ist es wichtiges Erfordernis, jene Verschiebungen nach Möglichkeit auszuschalten und im Geiste rückgängig zu machen.[3]

---

[1] A. a. O., S. 181 f.

[2] Graebner im Anthropos IV, S. 772 f.

[3] Die Notwendigkeit dieser Vorarbeit betont van Gennep, „Mythes et Légendes d'Australie", S. XVIII ff. Wenn er mir aber ihre Vernachlässigung vorwarf, obwohl ich selbst, ZfE. XXXVII, S. 29, nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, so ist das nur daraus zu erklären, daß ihm die tatsächlichen australischen Verhältnisse — es handelt sich bei seinem Einwand um materielle Kultur — nicht vertraut waren. Übrigens scheint sich van Gen-

§ 3. Die Kulturbezirke besitzen sehr verschiedenen Umfang. Sie können aus einem einzelnen Stamm und dieser wieder bisweilen aus einer oder wenigen Siedelungs- oder Wandergemeinschaften — Dörfern oder Horden — bestehen, aber auch größere geographische Gebiete mit zahlreichen Stämmen oder Stammessystemen umfassen. Verhältnismäßig kleine Kultursplitter sind für Amerika mehrfach bezeugt[1], während die als „Nationen" bezeichneten Stammesgruppen der Australier ziemlich gut das andere Extrem repräsentieren. Auch diese Unterschiede sind für die kulturgeschichtliche Betrachtung nicht unwichtig; denn die Ausbildung größerer, mehr oder weniger einheitlicher Kulturgebiete läßt deutlich auf relative kulturgeschichtliche Ruheperioden von längerer oder kürzerer Dauer schließen, in denen eine vollständige gegenseitige Akkulturation aller Teile des Gebietes sich vollziehen konnte, während junge Verschiebungen naturgemäß einen noch unausgeglichenen Wechsel von Kulturverhältnissen zur Folge haben.

Absolut homogen pflegen freilich größere Kultureinheiten nie zu sein; das gilt selbst bei uns in Europa für die durch lebhaften Verkehr doch verhältnismäßig stark ausgeglichenen Landschaftseinheiten; wie vielmehr für die der Naturvölker. Meist werden Besonderheiten der einzelnen Teilstämme oder -bezirke bemerkbar, die nicht durch sekundären Einfluß der Nachbargebiete erklärbar sind, die sich vielmehr nur auf ursprüngliche Verschiedenheit der Teile zurückführen lassen.[2] Bisweilen finden sich Landschaften in einem Zwischenstadium zwischen Vielheit und Einheit, wie etwa Haddon's Zentral-Distrikt von Britisch-Neu-Guinea, der in mancher Hinsicht, hauptsächlich wohl infolge des lebhaften Handelsbetriebes der Motu, schon zu einer Einheit geworden ist, während andrerseits die Unterbezirke ihre wohlcharakterisierten Eigentümlichkeiten besitzen.[3] In solchem Falle würde ebenfalls ein Schritt in die Vergangen-

---

nep (nach „Formation des Légendes", S. 49 u. a.) neuerdings den hier angeführten Gesichtspunkten zu nähern.

[1] Vgl. Ehrenreich im AfA., N. F. III, S. 54 ff.

[2] So die trotz aller Einheitlichkeit vorhandenen Unterschiede innerhalb der Pueblokultur. Vgl. Eickhoff, „Die Kultur der Pueblos", S. 41 ff.; F. Krause, „Die Pueblo-Indianer", S. 40 ff.

[3] Haddon, „Decorative Art of British New Guinea", S. 140 ff.

heit durch Rekonstruktion einer relativ größeren Selbständigkeit der Teilgebiete möglich sein, wenn die heute durchgehenden Erscheinungen sich immer mit Sicherheit auf einen der Teilbezirke als Heimat zurückführen ließen. Soweit das nicht angeht, wird eine weitere Klärung der kulturgeschichtlichen Genese ebenso, wie für die andersartige, durch innere Disharmonie oder durch die erwähnten Reste äußerer Verschiedenheit ersichtliche Komplexität der engeren und ausgeglichneren Kultureinheiten, nur durch umfassendere Vergleichung möglich.

§ 4. Überblickt man die kulturellen Verschiedenheiten eines größeren Erdraumes, also etwa eines ganzen Erdteiles, so kann man bezüglich des gegenseitigen Verhaltens der Kultureinheiten zwei Haupttypen feststellen: Es gibt erstens Gruppen solcher Einheiten, die sich in wesentlichen Punkten wie die Äste eines Stammbaumes verhalten, gewissermaßen Variationen eines Grundthemas darstellen. Als Beispiel mag die Kultur der Polynesier gelten. Der übrigen kulturellen Verwandtschaft entspricht in diesem Falle die der Sprache, und zwar ist dies Verhältnis nicht zufällig. Denn die relativ ungestörte Einheitlichkeit der Sprache sowohl wie der übrigen Kultur ist nur daraus zu erklären, daß die Ausbreitung des Komplexes ein verhältnismäßig junger Vorgang ist, dessen Ergebnisse durch spätere historische Ereignisse noch wenig gestört und zersetzt worden sind. Solche Gruppen können und müssen einer umfangreichen Vergleichung in weiterem Sinne in der Hauptsache als Kultureinheiten gelten. Ebensowenig wie bei den engeren Einheiten fehlen natürlich hier kleinere sekundäre Verschiebungen und Akkulturationsvorgänge; aber selbst abgesehen davon ist auch hier die Homogenität nur relativ. Neben dem Einheitskomplex begegnen etwa in Polynesien zahlreiche örtliche und provinzielle Besonderheiten, sagen wir Ornamentformen, religiöse Gebräuche und anderes, die außerhalb der besonderen, hier also polynesischen Kulturgruppe ihre Analogien haben, ohne daß den Form- und Lageverhältnissen nach an Akkulturationsvorgänge wenigstens unter Voraussetzung des heutigen Zustandes gedacht werden könnte. Damit komme ich zu dem zweiten Typus des gegenseitigen Verhaltens von Kultureinheiten. Sein Merkmal ist zunächst negativ, nämlich, daß sich keine Gruppe von Kultureinheiten finden läßt, die ihrem

überwiegenden Bestande nach als Ableitungen einer Grundform aufzufassen wären. Sie zeigen vielmehr auf der einen Seite nach verschiedenen Richtungen allmähliche Übergänge, auf der andern scheinbar regellose und willkürliche Beziehungen, in manchen Fällen wohl auch nur das letzte. Ein sehr einfacher Fall ist es, wenn die Gleichungen sich in der Beziehung zu zwei oder drei Nachbargebieten so gut wie ganz erschöpfen, wie etwa bei den Kwakiutl und anderen Stämmen der amerikanischen Nordwestküste. Da liegt, wie Boas trefflich gezeigt hat[1], die Übereinanderschiebung und Mischung benachbarter Kulturkomplexe zutage; es handelt sich also um einen Akkulturationsvorgang in größerem Maßstabe. Durch Rückverfolgung dieses Vorganges gelangen wir wieder zur Existenz mehrerer ziemlich gut gegeneinander abgegrenzter Kultureinheiten im weiteren Sinne, deren Verhältnis zu den gleichgeordneten Einheiten dann natürlich als neues Problem auftritt. Solche verhältnismäßig einfachen Reduktionen sind nicht sehr oft möglich und führen selbst in der Regel auf den ausgeprägten Typus der scheinbar regellosen Beziehungen zurück.

Als Musterbeispiel für diesen Typus mag etwa die Kultureinheit des Papua-Golfes, genauer des Elema-Bezirks auf Neu-Guinea gelten[2]: Dessen Bogenform findet ihre nächsten Verwandten an der Astrolabe-Bai, der Schild auf Alor und Pantar in Indonesien. Der Haustyp — Pfahlbauten — ist nahezu über ganz Neu-Guinea verbreitet, während Bogen und Pfeil im Osten, die Steinkeulen im äußersten Osten und im größten Teil des Westens fehlen. Masken- und teilweise Ornamentformen weisen nach dem nordöstlichen Melanesien, Rindengürtel und Totemismus nach Australien und einzelnen isolierten Gebieten Melanesiens usw. Ähnlich liegen die Verhältnisse überall in Melanesien. Große Kontinentalgebiete, wie Afrika und Amerika, begünstigen eine umfangreiche Ausgleichung und damit Bildung größerer Einheiten; doch ist auch dieser Unterschied

[1] Vgl. Boas, „The Social Organisation and the Secret Societies of the Kwakiutl Indians", RUSNM. 1895, S. 315 ff. und „Die Entwicklung der Mythologien der Indianer der nordpazifischen Küste Amerikas", ZfE. XXVII, S. (487) ff.

[2] Vgl. Graebner im Anthropos IV, S. 733 ff. an verschiedenen Stellen.

nur relativ, und insbesondere zeigen die großen Kulturgruppen untereinander, wie schon berührt, wohl stets den Typus der regellosen Beziehungen. Bei diesem Typ treten die methodischen Schwierigkeiten und Fragen besonders deutlich hervor. Dem Augenschein nach könnten die verschiedenen Kulturelemente an den verschiedensten Orten des Gebietes unabhängig entstanden sein und sich bei ihrer Ausbreitung in mannigfaltigster Weise kombiniert haben, etwa wie sich die durch hineinfallende Steine im Wasser entstehenden Kreise in verschiedenster Art schneiden. Es fragt sich, ob wir ein Mittel haben, diesen sozusagen grobsinnlichen Eindruck zu kontrollieren und gegebenenfalls zu berichtigen.

§ 5. Hier tritt der Hilfsbegriff des Kulturkreises[1] in Tätigkeit. Er bezeichnet zunächst jedes Gebiet einheitlicher Kultur, und in diesem Sinne sind die im Vorhergehenden besprochenen Kultureinheiten Kulturkreise. Aber der Begriff des Kulturkreises geht über den einer Kultureinheit im absoluteren Sinne hinaus: Wenn im Verlaufe der Kulturgeschichte eine Kultur sich ausbreitet und Gebiete mit ursprünglich anderer Kultur überflutet, wie etwa die römisch-griechische das übrige Europa, die hellenistisch-byzantinische den vorderen Orient, die hinduische das westliche Indonesien, so verdrängt sie die älteren Kulturen kaum jemals vollständig; selbst die Überlagerung ist in der Regel nicht lückenlos, besonders nicht der Art, daß alle Elemente der neuen Kultur in allen Teilen der Verbreitungszone aufträten. Trotzdem sprechen wir in solchem Falle von einem römischen, hellenistischen, indischen Kulturkreise. Dessen Merkmal ist also nicht absolute Einheitlichkeit der Kulturverhältnisse — eine jüngere Kultur kann ja mehrere kulturell ganz hete-

[1] Ihm entspricht als inhaltliches Äquivalent der von Frobenius eingeführte Begriff der Kulturform. Dies Wort ist aber mehrdeutig: Man versteht unter Kulturformen die Formen der Kulturelemente in bestimmten Kultureinheiten; Vierkandt (GZ. III, S. 256ff.) verwendet es für die Typen der Kulturhöhe. Ich bleibe deshalb lieber bei der rein äußeren und deshalb klaren Bezeichnung „Kulturkreis“, als deren inhaltliches Äquivalent mir das Wort „Kulturkomplex“ ebenso unzweideutig erscheint. Eine Mehrheit verwandter Komplexe bezeichne ich als Kulturgruppe — im strengen Sinne ist allerdings auch der Kulturkomplex schon eine Kulturgruppe —, Kulturfamilie oder Kultursippe.

rogene Teilgebiete überlagern — noch weniger absolute Kontinuität in der Verbreitung aller Einzelelemente, sondern die einfache Tatsache, daß ein bestimmter Komplex von Kulturelementen für ein bestimmtes Gebiet charakteristisch und in der Hauptsache darauf beschränkt ist.[1] Nur ein besonderer Ausfluß dieser Bestimmung ist die Forderung, daß die Elemente des Komplexes, wenn auch nicht in den Einzelheiten, so doch in ihrer allgemeinen Verbreitung einen hohen Grad von Koinzidenz zeigen müssen, eine Koinzidenz, die sich nicht nur in der Lagerung der typischen Formen, sondern auch gerade in der Übereinstimmung der Abflachungs- und Abblassungszonen aussprechen kann und häufig aussprechen wird.[2]

Kulturkreise in diesem Sinne sind ersichtlich auch in Gebieten mit scheinbar regellosen Beziehungen denkbar. Bei aller Mannigfaltigkeit und Buntheit kann doch ein bestimmter Komplex von Erscheinungen und Formen auffallende Übereinstimmungen in der Gesamtverbreitung seiner Einzelelemente aufweisen. Daß solche Fälle tatsächlich auch außerhalb der im engeren Sinne historischen Gebiete vorkommen, ist zuerst von L. Frobenius mit der Herausarbeitung des westafrikanischen Kulturkreises dargetan worden.[3] Jede

[1] Für die hier besprochenen Zwecke ist eine sehr genaue Feststellung der Verbreitung aller Kulturerscheinungen wesentlich und diese wird augenscheinlich durch kartographische Darstellung nicht unbedeutend erleichtert und verdeutlicht. Solche kartographischen Darstellungen sind denn auch nicht nur in der Ethnologie, sondern neuerdings auch in der Prähistorie — ich erwähne die von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen prähistorischen Typenkarten — und in der Volkskunde (vgl. besonders W. Peßler, „Richtlinien zu einem Volkstums-Atlas von Niedersachsen", Hannover 1909) systematisch zur Anwendung gelangt. Trotzdem sind sie natürlich kein integrierender oder gar der bestimmende Teil der Methode, sondern nur ein technisches Hilfsmittel. Die Bedeutung der Kartographie übertreibt besonders Hettner in der GZ. XIII, S. 424. Doch ist wohl auch der Begriff der „geographisch-statistischen Methode" bei Frobenius dadurch zum Teil mitbestimmt.

[2] Vgl. etwa die Abflachung der Verbreitungsintensität und die Abblassung der typischen Formen der melanesischen Bogenkultur im westlichen Bismarck-Archipel und von den mittleren Salomonen aus nach Nord und Süd: Graebner im Anthropos IV, S. 751 ff.

[3] L. Frobenius, „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen", Berlin 1898. — Ganz schief ist, was N. W. Thomas in der ZfE.

derartige Gleichmäßigkeit der Verbreitung ist ebenso, wie bei den angeführten europäisch-asiatischen Analogien, nur auf einheitliche Ausbreitung des betreffenden Komplexes zurückzuführen, mag seine Ausbildung nun innerhalb oder außerhalb der heutigen Verbreitungsgrenzen, durch Variation aus einem oder durch Kombination aus mehreren älteren Komplexen vor sich gegangen sein. Zu bemerken ist noch, daß ein als selbständig gedachter Kulturkomplex naturgemäß alle notwendigen Kategorien des Kulturlebens, also etwa religiöse Vorstellungen, soziale Verfassung, Wohnungsart, Waffen, Gerät usw. umfassen muß. Unsere mangelhafte Kenntnis mancher Erdgebiete, bisweilen auch besondere kulturgeschichtliche Umstände werden zwar zur Folge haben, daß bei Feststellung mancher kultureller Komplexe einzelne zu erwartende Erscheinungskategorien zeitweilig oder dauernd fehlen oder ungenügend vertreten sind. Jedenfalls wird aber ein Kulturkomplex und damit der durch ihn charakterisierte Kulturkreis auch methodisch um so einwandfreier dastehen, je vollständiger er ist.[1]

§ 6. Am deutlichsten und sichersten heben sich einleuchtender Weise die Kulturkreise hervor, die, wie der westafrikanische, ein größeres, zusammenhängendes Gebiet einnehmen.[2] Weniger klar liegen die Verhältnisse bei den unzusammenhängenden Kulturkreisen. Zwar bei inselartigem Auftreten von Objekten und Formen eines größeren Kulturkreises außerhalb des zusammenhängenden Verbreitungsgebietes kann an der Zugehörigkeit, an der Erklärung,

---

XXXVII, S. 367 gegen die Herausarbeitung von Kulturkreisen sagt, daß man sich nämlich erst über die Merkmale einig werden müsse, die für deren Aufstellung maßgebend sein sollen. Aus dem oben Ausgeführten ist klar, daß diese Merkmale gar nicht a priori festgesetzt werden, sondern sich aus der Koinzidenz der Erscheinungen selbst ergeben müssen.

[1] Dieser Forderung entsprach in unserm gemeinsamen Vortrag (ZfE. XXXVII, S. 28ff., 54ff.) Ankermann's systematisches Streben nach materieller Vollständigkeit besser als mein Versuch, erst einmal ein paar sichere Punkte zu gewinnen.

[2] Frobenius blieb überhaupt bei diesen stehen. Darin, daß er den etwaigen Reliktkulturen gar keine Beachtung schenkte, lag ein Hauptfehler seiner Arbeiten, weil dadurch die Resultate nicht nur beschränkter, sondern durch Einbeziehung des Bestandes dieser Reliktkulturen in die großen, zusammenhängenden Komplexe direkt schief ausfallen mußten.

daß es sich um losgerissene Teile der großen Einheit handelt, kein Zweifel sein. Kaum schwieriger liegt die Frage, wenn das Gebiet eines Komplexes an einer oder mehreren Stellen durch Zonen geringerer Intensität oder gar völligen Fehlens der charakteristischen Elemente unterbrochen wird. So bilden das Gebiet von Neu-Britannien bis zu den nördlichen Salomonen einer-, die Neu-Hebriden andrerseits Hauptkonzentrationsgebiete zweier in allen wesentlichen Punkten übereinstimmender Erscheinungskomplexe, wenn auch mit leichten Variationen nach Inhalt und Form; das Lageverhältnis beider Gebiete innerhalb des größeren Erdraumes, hier innerhalb der Gesamtkulturen der Südsee, läßt jedoch deutlich erkennen, daß es sich in letzter Linie um Teile eines größeren, durch verhältnismäßig geringe Lücken gespaltenen Kulturkreises handelt. In dem vorliegenden Falle kommt außer den inhaltlichen und formellen Übereinstimmungen noch die Tatsache hinzu, daß die Charakteristika der beiden Teilkomplexe doch auch in den trennenden Strichen des östlichen Neu-Guinea und der mittleren Salomonen noch ziemlich stark vertreten sind[1], so daß also außer den Kriterien der Form und der Quantität auch das Hilfskriterium der rudimentären Verbreitung, d. h. das Vorhandensein einer Kulturbrücke, für den Nachweis ursprünglichen Zusammenhanges eintritt.

Wesentlich schwieriger liegen die Verhältnisse bei solchen Kulturkreisen, die infolge irgendwelcher historischer Ereignisse wirklich in verhältnismäßig kleine und zerstreute Teile zerrissen sind. Zu ihrer Herausarbeitung bedarf es nicht nur ganz besonderer Sorgfalt in der Feststellung und Verarbeitung der Verbreitungsverhältnisse, sondern weiter auch schon einer umfassenden und sicheren Handhabung der Verwandtschaftskriterien. Richtig wird es dabei immer sein, weitergehende Schlüsse wenigstens zunächst nur auf wirklich klare Verbreitungskoinzidenzen zu stützen. Als Beispiel mag der totemistische Kulturkreis in Melanesien gelten[2]: Eine große Reihe von Kulturelementen, wie vaterrechtlich exogamer Gruppentotemismus, gewisse Mythenstoffe, Plattformbestattung, Speerschleuder, Kegel-

---

[1] Graebner, Anthropos IV, S. 739ff.

[2] A. a. O., S. 733ff. Ein analoges Beispiel in Afrika bietet die alte Südsudan-Kultur; vgl. Ankermann, ZfE. XXXVII, S. 77f.

dachhütte, Kopfbänke, spitzovale Holzschüsseln, Penisfutteral, Rindengürtel und verschiedene Schmuckformen, ein bestimmter Ornamentstil und anderes, erscheint, jedes einzelne für sich betrachtet, ganz unregelmäßig und willkürlich über das melanesische Gebiet verstreut. Erst eine genaue Vergleichung ergibt, daß in der Verbreitung dieser Erscheinungen trotz mancher Unregelmäßigkeiten, die ja auch innerhalb der großen, zusammenhängenden Kulturkreise nicht fehlen, doch immer wieder dieselben Punkte, dieselben Kulturbezirke auftreten, von denen die dem australischen Festlande zunächst liegenden Teile Neu-Guineas, die mittleren Teile der Nordküste (in Mikronesien die Pelau-Inseln), die Admiralitäts- und Mathias-Inseln, der Nordwestbezirk von Neu-Irland, die südöstlichen Salomonen nebst Santa Cruz, Neu-Kaledonien und die Fidji-Inseln die wichtigsten sind. Die Zahl der Übereinstimmungen ist trotz der erwähnten Unregelmäßigkeiten, denen zufolge nicht in allen Einzelgebieten alle Elemente oder doch wenigstens nicht alle in typischer Form auftreten, so groß, daß die Zuständigkeit des Quantitätskriteriums nicht zweifelhaft sein kann. Weiter bestehen aber auch zweifellose Formgleichungen gegenüber den entsprechenden Formen der andern in Melanesien vertretenen Kulturkomplexe. Das gilt besonders vom Ornamentstil und den Schüsselformen, weiter aber auch von der Auffassung der Himmelsvorgänge in den Mythen, der Bestattungsart, dem Haustyp usw. Das Hilfskriterium der rudimentären Verbreitung fehlt nicht, wie denn besonders totemistische Vorstellungen auch außerhalb der Hauptgebiete, teilweise mit Erscheinungen anderer Komplexe, wie der Zweiklassenkultur, verschmolzen, vielfach vorkommen. Eine sehr interessante Anwendung findet ferner das zweite Hilfskriterium des Verwandtschaftsgrades, besonders wenn man die verwandten Daten Australiens heranzieht. Da liegt etwa von Formen der Speerschleuder der Schleuderstrick nordöstlich[1], die Stabform im Westen und Süden, und innerhalb des letztgenannten Typenkreises die weibliche Form nördlich, die männliche südlich. Solche klaren Lagerungsverhältnisse sind nur so zu deuten, daß

[1] Nach Thurnwald's Bestätigung (ZfE. XLII, S. 128) einer schlecht belegten Frobenius'schen Angabe (vgl. ZfE. XXXVII, S. 38) auch auf den Admiralitäts-Inseln.

wenigstens jedem Einzeltypus einheitlicher Ursprung zukommt; und da sich in diesem Falle die äußersten Verbreitungspunkte der drei Typen berühren, so wird dadurch auch die Kontinuität des Gesamtgebietes hergestellt. Alles in allem dürfte ein Zweifel nicht wohl möglich sein, daß die heutigen kleinen Verbreitungsgebiete des fraglichen Komplexes Reste, gewissermaßen stehen gebliebene Horste eines früher einheitlichen Kulturkreises sind, ein Schluß, der diesmal noch durch den kontinuierlichen Charakter der entsprechenden australischen Kulturgebiete gesichert wird.[1]

§ 7. Wenn nun auch die Grundsätze, die Art und Weise der Erkennung und Herausarbeitung von Kulturkomplexen oder, geographisch gesagt, Kulturkreisen im allgemeinen klar ist, so bleibt es immer noch schwierig, den Inhalt, den sachlichen Umfang der einzelnen Komplexe richtig zu begrenzen. Wie schon berührt, liegt es in der Natur der Ausbreitung einer Kultur, wo sie mit anderen, älteren oder gleichaltrigen Komplexen in Konkurrenz tritt, daß wenige oder keine ihrer Elemente lückenlos über das ganze Verbreitungsgebiet der Kultur in Geltung treten. Daher das immer noch zu beobachtende zerstreute Vorkommen älterer Kulturerscheinungen. Der Grad, in dem sich ein Objekt, eine Institution oder Vorstellung durchsetzt, kann je nach der jeweils lokalen Intensität der Einwirkung ihres Gesamtkomplexes, sowie nach ihrer eigenen Art und Bedeutung gegenüber der Konkurrenz des Bestehenden sehr verschieden sein.[2] Nimmt man dazu, daß sich die einzelnen Kulturkreise selbst in ihren Gebieten intensiveren Auftretens selten rein gegeneinander abgrenzen, sondern sich vielfach gegenseitig überlagern, sowie unsere teilweise sehr mangelhafte Kenntnis des Tatbestandes, so ergibt sich, daß notwendig die Zugehörigkeit mancher Er-

---

[1] In Amerika zeigen z. B. die auseinandergerissenen Teile der athapaskischen, der karaibischen und Tupifamilie ganz analoge, hier nur durch das autoritative Zeugnis der Sprache ihrer Art nach charakterisierte Beziehungen. Vgl. Ehrenreich, „Die Ethnographie Südamerikas zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, AfA., N. F. III, S. 45ff., 49ff. A. G. Morice, „The Great Dené Race“, Anthropos I, S. 254ff., 483ff., 501ff., 506ff. u. Fortsetzungen in Band IIIff.

[2] Vgl. Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel“, S. 116ff. Graebner, Anthropos IV, S. 171f.

scheinung zu dem einen oder andern Komplex zweifelhaft sein wird. Wichtigster methodischer Grundsatz muß auch hier wieder sein, nichts Unsicheres als sicher hinzunehmen. Gewiß ist hier die Hypothese zulässig; es kann dem Forscher nicht verwehrt werden, auf Grund irgendwelcher Wahrscheinlichkeitsgründe eine Erscheinung dem einen oder andern Komplex zuzuweisen; aber, ich wiederhole das schon einmal Gesagte, er muß sich, und ebenso die, die sich auf ihn stützen, des hypothetischen Charakters seiner Aufstellung bewußt bleiben und ihm bei etwaiger Weiterverwertung seiner Schlüsse Rechnung tragen. So lange ich also etwa die Circumcisio nach ihrem Vorkommen in Teilen Australiens nur ganz vermutungsweise der totemistischen Kultur zuweisen konnte, hätte ich sie auch nur ebenso hypothetisch als möglichen Beziehungspunkt zwischen jener Kultur und der polynesischen anführen dürfen; das änderte sich in dem Augenblick, in dem die Bekanntschaft mit den entsprechenden melanesischen Daten die Zugehörigkeit zum totemistischen Komplex gesichert erscheinen ließ.[1] Unsicher in dem besprochenen Sinne sind natürlich in erster Linie alle Erscheinungen oder Formen, die nur in einem Gebiete gleichmäßiger Geltung mehrerer Kulturkomplexe vorkommen, ferner aber auch alle Einzelvorkommnisse in einem sonst scheinbar eindeutigen Kulturbezirk; das letzte deshalb, weil wir weder den Anspruch erheben können, mit den zur Zeit herausgearbeiteten Kulturkreisen deren Zahl zu erschöpfen, noch in ihnen alle vorhandenen Kulturerscheinungen zu begreifen. Eine Ausnahme bilden nur solche Objekte, die mit zweifellosen Elementen einer Kultur und nur mit ihnen in einem so engen logischen, psychologischen oder sachlichen Zusammenhang stehen[2], daß ihre Zugehörigkeit zu andern Komplexen undenkbar erscheint. Höchste Wahrscheinlichkeit des kulturellen Zusammenhanges liegt jedoch auch im Falle der Kohärenz vor, das heißt, wenn eine zweifelhafte Erscheinung mit einer ihrer Zugehörigkeit nach gesicherten mit einer gewissen Konstanz äußerlich verbunden auftritt.[3] Als gesichert kann ein Element oder

---

[1] Anthropos IV, S. 778.
[2] Wie etwa die Stiege mit dem typischen Pfahlbau.
[3] Vgl. oben Kap. IV, 3 A, § 11.

eine Form gelten, wenn sie, in genügender Zahl der Fälle belegt — hier bleibt die Entscheidung natürlich oft einem gewissen Takt überlassen —, ihre Hauptverbreitung — besonders auch mit Rücksicht auf die Intensität — innerhalb des verhältnismäßig reinen Geltungsbereiches der Gesamtkultur hat oder wenn ihre Verbreitung charakteristischen Verbreitungsmerkmalen der Gesamtkultur entspricht. So wird z. B. eine Erscheinung, die von Neu-Guinea aus den charakteristischen Vorstoß der Bogenkultur nach den mittleren Salomonen, ihre Ausstrahlung von dort nach Neu-Irland und ihr Abflachen nach den Neu-Hebriden wiederholt, so gut wie sicher diesem Komplex zuzurechnen sein, auch wenn die Grenzen ihres Vorkommens in Neu-Guinea selbst ungenügend bekannt sein sollten.[1] Es sind Fälle denkbar und tatsächlich vorhanden, in denen die Gesamtausdehnung zweier Kulturgebiete sich nahezu deckt, die sich nur durch solche spezifischen Verbreitungsmerkmale auseinander halten lassen. Besonders gute Beispiele dafür sind der totemistische Kulturkomplex und der für Australien typische, als dessen Leitfossil der Bumerang gelten kann.[2] Abgesehen von kleinen Bezirken, wie den Admiralitäts- und Santa Cruz-Inseln, wo die Bumerangkultur vielleicht ganz fehlt, unterscheiden sich beide Komplexe nur dadurch, daß die Bumerangkultur in einzelnen Teilen Australiens, besonders im Südosten, aber auch im Südwesten und in Kimberley, hervorragend intensiv, außerhalb Australiens nur sehr schwach auftritt, während der totemistische Komplex eher eine Abflachung nach Australien hin erkennen läßt. Bisweilen, so zwischen der Bumerangkultur und der anscheinend noch älteren, jedenfalls primitiveren tasmanoiden Kultur, sind die Verbreitungsunterschiede so gering, daß für einen Teil der in Betracht kommenden Elemente eine sichere Entscheidung hinsichtlich der Zugehörigkeit vielleicht nie möglich sein wird.

§ 8. Die Feststellung der großen Kultureinheiten, ihre innere und äußere Abgrenzung läßt uns die wichtigsten in der Kulturgeschichte eines Gebietes wirksamen Faktoren erkennen, aber nicht die Kulturgeschichte selbst. Sie er-

[1] Graebner, Anthropos IV, S. 751ff.

[2] A. a. O., S. 730ff.

gibt sich erst aus der Stellung und dem verschiedenen Verhalten der Kultureinheiten zueinander. Die Frage des gegenseitigen Verhaltens umfaßt zunächst alle Vorgänge, die unter den Begriff der Akkulturation fallen. Im Prinzip lassen sie sich in zwei Gruppen scheiden: Die erste ergibt sich aus dem Zustande der gegenseitigen Überschiebung und umfaßt die teilweise sehr intensiven, aus diesem Zustande sich ergebenden Mischungserscheinungen. Die zweite enthält die verhältnismäßig schwächeren Kontakterscheinungen über die Grenzen des intensiveren Geltungsbereichs der Kultur hinaus. Sie sind wohl oft sekundärer Natur, wie sich aus ihrer Natur als Ausstrahlungen von Lokalformen im Gegensatz zu den dem Gesamtkomplex eigenen Grundformen erkennen läßt. Beide charakterisierten Gruppen stellen jedoch lediglich Extreme dar, die in mannigfaltigen Abstufungen ineinander übergehen, wie denn auch die letzterwähnten sekundären Vorgänge ihrerseits allmählich zu den früher[1] behandelten Akkulturationserscheinungen an den Grenzen der heute vorhandenen einzelnen Bezirkseinheiten hinüberführen.

§ 9. Allen bisher geltend gemachten Gesichtspunkten fehlt noch das eigentlich historische Merkmal, die zeitliche Tiefe. Welche Schlüsse lassen sich aus dem jetzigen flächenhaften Verhalten der Kultureinheiten auf ihr zeitliches Verhältnis zueinander ziehen? Vorbedingung irgendwelcher derartiger Schlüsse ist natürlich die Reduktion aller sekundären Ausbreitungs- und Akkulturationsvorgänge, deren Nichtberücksichtigung notwendig zu falschen Folgerungen führen würde. Sind so die Fehlerquellen nach Möglichkeit beseitigt — kleine Schwankungen in der Annahme der Grenzen können ja nicht in Betracht kommen —, so sind die Grundgedanken der weiteren Beweisführung sehr einfach: Wo immer das Gebiet einer Kultureinheit oder ein besonderer Formenkreis einer solchen Einheit durch einen anderen Komplex auseinander gerissen wird, da ist die letzterwähnte Kultur, wenigstens in diesem besonderen Gebiete, die jüngere; ebenso da, wo ein Komplex von einem andern überlagert wird, d. h., wo die ehemalige Existenz der einen Kultur durch rudimentäres Vorkommen ihrer Elemente innerhalb eines geschlossenen Gebietes einer

[1] Vgl. oben § 2.

andern Kultur bezeugt wird, die überlagernde.[1] Das Gegenteil ist unmöglich, weil kein Kulturkomplex sich sporadisch und sprungweise, sondern immer nur kontinuierlich auszubreiten vermag. Es handelt sich da um Vorgänge, die uns aus der europäisch-vorderasiatischen Kulturgeschichte geläufig sind. Eine Ausnahme ist nur denkbar im Fall einer sehr raschen und oberflächlichen Kulturausbreitung, etwa durch Nomadenstämme, und darauf folgende fast vollständige Resorption, ein Fall, der naturgemäß in älteren und primitiveren Verhältnissen selten und dessen Möglichkeit an der Art der betreffenden Kultur leicht erkennbar ist. Dabei ist nur zu bemerken, daß Verbreitung über das Meer hin, wie überhaupt über jede mit den Mitteln der betreffenden Kultur überschreitbare, unbewohnte Fläche, als kontinuierlich, wenn auch unter erschwerenden Umständen, zu gelten hat.

§ 10. Keine weit ausgedehnte Kultur wird ihr ganzes endgültig besetztes Territorium als Heimat beanspruchen können; jede wird auf irgendwelche Ausbreitungs- und Wanderbewegungen zurückblicken. Sie kann aber, theoretisch genommen, entweder innerhalb ihres jetzigen Gebietes, sei es endogen aus minder entwickelten Zuständen heraus, sei es durch Verschmelzung mehrerer Kulturkomplexe infolge ausgedehnter Akkulturationsvorgänge, entstanden, oder sie kann ganz von außen her eingewandert sein. Unter der zweiten Voraussetzung ergibt sich noch eine zweite Möglichkeit der relativen Altersbestimmung verschiedener Kultureinheiten, die auf einer Eigentümlichkeit des geographischen Zusammenhanges der Kontinente beruht. Die für die Geschichte der Naturvölker wichtigsten Landmassen von Afrika, Ozeanien und Amerika schließen sich durchweg mit so schmalen Basen an Asien an, daß wenigstens für landverbreitete Kulturen nur ganz beschränkte Möglichkeiten der Einwanderung bleiben. Daraus ergibt sich für etwaige aufeinanderfolgende Komplexe die notwendige Erscheinung einer Art von Schichtung, so daß die jüngsten Komplexe der Einfallspforte zunächst sitzen, die ältesten in die entlegensten Teile der betreffenden Erd-

---

[1] Diese Grundgedanken sind schon bei Ratzel, „Anthropogeographie" II, S. 651ff. entwickelt.

teile zurückgedrängt erscheinen. Auch innerhalb der Kontinente zeigen sich jedoch nicht alle Teile einer Kulturausbreitung gleich günstig: Große, fruchtbare Flußtäler und Ebenen erleichtern, Gebirge, Wüsten, Sumpfgebiete usw. erschweren sie. So halten sich denn ältere Kulturreste besonders leicht in den äußersten Verzweigungen großer Stromgebiete, abgelegenen Gebirgsgegenden, schwer zugänglichen Urwaldgebieten[1], wirtschaftlich minderwertigen Landschaften usw.[2] Die Beobachtung dieser Erscheinungen in Verbindung mit denen der Zersplitterung und Überlagerung ergibt, obwohl sich die Einstrahlungsmöglichkeiten, besonders infolge der hinzutretenden maritimen Übertragung, vermehren, gute Kriterien für die Schichtenfolge der Kulturen.

§ 11. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Kenntnis der Ausbreitungsrichtungen nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch für die Beurteilung der Zeitfolgen von großer Bedeutung ist. Im allgemeinen wird natürlich zu sagen sein, daß eine Kultur, die nur in einem Teil ihres Gebietes eine andere überlagert, sich von dem außerhalb des Mischungsbereichs liegenden Teil ihres Territoriums über das Mischungsgebiet hin verbreitet hat, und daß bei ungleichmäßiger Intensität der Mischung die Richtung des aktiven Komplexes von den Gegenden größerer zu denen geringerer quantitativer und formeller Intensität verläuft. Liegt die Verbreitung eines Komplexes ganz zwischen die Gebiete der von ihnen verdrängten Kultur oder Kulturen eingekeilt, doch so, daß deren Ring an der einen Seite offen, an der andern geschlossen, aber ersichtlich nicht sekundär wieder geschlossen ist[3], so ist

---

[1] So die afrikanischen Pygmäen. Die verwandten Buschmänner sind in das Wüstengebiet der Kalahari zurückgedrängt.

[2] Die gleichen Gesichtspunkte auf die Volkskunde angewandt bei Usener, „Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte", Hess. Blätter f. Volksk. I, S. 200.

[3] Das ist wichtig, weil durch solche sekundären Verschiebungen eine scheinbare Umkehrung der Lage eintreten kann, wie bei der westafrikanischen Kultur, die durch ganz Afrika durchgedrungen, sich mit breiter Basis an den Atlantischen Ozean legt, während hinter ihr, am Indischen Ozean, jüngere Kulturverschiebungen einen starken Abschluß bewirkten. Vgl. Ankermann, „Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika", ZfE. XXXVII, S. 73

die Herkunft des hineingetriebenen Keiles naturgemäß an der offenen Seite zu suchen. Weiter könnte man, wie Frobenius das tut, geneigt sein, von dem Kriterium des Verwandtschaftsgrades, insbesondere der Formvariation innerhalb des Kulturkreises, maßgebende Fingerzeige hinsichtlich der Ausbreitungsrichtung zu erwarten, von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß doch das Ursprungsgebiet einer Kultur nicht unwahrscheinlich die ältesten Formen enthalten werde.[1] Dies Kriterium ist aber allzu großen Fehlermöglichkeiten ausgesetzt. Es setzt erstens voraus, daß die Entwicklungsfolge der Formen aus ihnen selbst einwandfrei zu erkennen ist[2], und zweitens, daß sekundär verändernder Einfluß im Ursprungsgebiete ausgeschlossen ist, drittens, daß die in Rede stehenden Variationen erst im heutigen Gebiet entwickelt, nicht schon in ihrer Gesamtheit eingewandert sind, Voraussetzungen, die, jedenfalls kombiniert, vermutlich sehr selten oder nie gegeben sein werden.

Es ist wohl denkbar, daß sich in manchen Fällen die Frage der Wanderrichtung von den Verhältnissen des einzelnen Erdgebietes aus nicht sicher beantworten läßt. Dann — und in andern Fällen beweisverstärkend — müssen sich wichtige Anhaltspunkte aus dem Fehlen oder Vorhandensein, im letzten Falle weiter aus der Art der Beziehungen zu Kulturen außerhalb des betreffenden Erdraumes ergeben.

§ 12. Alle Raumunterschiede sind nur relativ, und so habe ich schon früher[3] ausgeführt, daß es weder logische noch sachliche Gründe gibt, um die Beziehungen weit getrennter Kulturen anders zu beurteilen als die nahe gelegener. Eins ist aber freilich klar, daß nämlich unzuverlässige Schlußfolgerungen hinsichtlich weltweiter, mehrere Erdteile umspannender Zusammenhänge für das

---

Anders liegen die Verhältnisse in Australien, wo nach Abzug der relativ jungen Kulturverschiebungen das Gebiet der reineren Zweiklassenkultur wie ein Keil von der Nordostküste bis ins Zentrum sich hineinschiebt. Daß die Ausbreitung von der Nordostküste her sich vollzogen hat, wird hier noch dadurch außer Zweifel gestellt, daß dort der Anschluß an die verwandte Kulturprovinz Melanesiens liegt. Dies letzte Moment fällt schon in den Rahmen der folgenden Paragraphen.

[1] Vgl. Kap. IV, 2 B, § 6 u. 7. [2] Darüber a. a. O.

[3] Kap. IV, 3 A, § 5 u. 8.

Gesamtgebäude der Wissenschaft weit bedenklicher sein können als kleine Irrtümer über die eine oder andere Lokalkultur. Daraus folgt, daß bei der Feststellung und Verfolgung jener großen Konnexe die methodischen Kautelen, wenn möglich, noch strenger gehandhabt werden müssen, als bei der Durchforschung der einzelnen beschränkteren Gebiete. Die sicherste Grundlage wird ja immer eine vorhergegangene streng methodische Feststellung der kulturgeschichtlichen Verhältnisse in diesen Einzelgebieten selbst sein; denn nur dadurch können überhaupt erst die Vergleichseinheiten zuverlässig herausgearbeitet werden. Das bedeutet nicht immer eine Beschränkung, sondern unter Umständen auch eine Erhöhung der Komparabilität, weil die Einzelforschung ja bisweilen getrennte Gebiete verbindet und komplexe Gebilde auflöst. Im übrigen liegt die Sache hier natürlich ebenso, wie in allen Wissenschaften, daß nämlich auch ein gewissermaßen vorgreifend zusammenfassender Überblick von Zeit zu Zeit reichen Nutzen bringen kann; immer jedoch werden die dadurch gewonnenen Gesichtspunkte vorwiegend heuristischen Wert haben und erst durch nachfolgende Kleinarbeit Dauer erhalten.

§ 13. Über die Funktion der Verwandtschaftskriterien bei Vergleichung von Kulturkreisen verschiedener Erdräume mögen hier noch einige Erinnerungen und Bemerkungen Platz finden.

Für die Anwendung des Quantitätskriteriums ist die Frage des relativen Alters der Vergleichseinheiten innerhalb ihres Gebietes von Bedeutung. Abgesehen von der sehr verschiedenen Reichhaltigkeit der Kulturen überhaupt ist deutlich, daß die jüngeren, verhältnismäßig spät in die Geschichte einer Gegend eingetretenen Komplexe ihre volle Struktur und den vollen ursprünglichen Bestand ihrer Elemente im ganzen besser bewahrt haben werden als die älteren, im Laufe langer Zeit nicht nur räumlich beschränkten, sondern auch am längsten fremden Einflüssen ausgesetzten und — bei Voraussetzung eines Zusammenhanges mit fernen, gleichaltrigen Kulturen — am längsten der natürlichen Variation unterliegenden. Daraus folgt, daß im Falle verwandtschaftlicher Beziehungen die absolute Zahl der zwischen den entsprechenden jüngeren Kulturen

verschiedener Erdräume zu erwartenden Übereinstimmungen wesentlich größer sein wird als bei den älteren. Bei diesen wird also umgekehrt jede einzelne Koinzidenz beträchtlich größeres Gewicht besitzen als bei jenen. Will man aus diesen Verhältnissen noch eine besondere methodische Folgerung herleiten, so wäre es das Prinzip, bei der Untersuchung der Beziehungen zwischen zwei Erdgebieten mit den jüngeren Komplexen zu beginnen, weil diese die positiv größere Beweismöglichkeit in sich bergen.

Beim Kriterium der Form ist, abgesehen von der erwähnten Wahrscheinlichkeit stärkerer Variation bei älteren Kulturzusammenhängen, hier noch mehr als für die Einzelgebiete das einschränkende Prinzip zu beachten, daß nur Formelemente, die nicht aus der Natur des Objektes, des verwendeten Materials oder der örtlichen Verhältnisse notwendig hervorgehen, beweiskräftig sind. Gesetzt den Fall, es gäbe in irgendeinem Gebiete neben runden Stabbögen aus Holz auch Bambusbögen, die notwendig flach sind. Nun ist es gewiß nicht selbstverständlich, daß eine an runde Holzbögen gewöhnte Bevölkerung daneben auch Bambus zu demselben Zwecke verwendet; trotzdem würde ich es in solchem Falle für ein Gebot kritischer Vorsicht halten, aus dem isolierten Vorkommen des Bambusbogens nicht auf einen Zusammenhang mit Gebieten flacher Holzbögen zu schließen. Ganz anders, wenn ich am Rio Negro in Südamerika Ruder vorfinde, die nicht nur die Krücke, sondern auch eine ganz bestimmte, durch typische Schweifung, Stielansatz, Lage der größten Breite usw. gekennzeichnete Blattform mit indonesischen und melanesischen Typen gemein haben.[1] Hier ist die Form weder durch den Zweck des Gegenstandes, wie die zahlreich vorhandenen anderen Formen zeigen, noch durch das Material noch durch irgendwelche übereinstimmenden lokalen Naturverhältnisse gegeben; eine Theorie der unabhängigen Entstehung müßte also schon auf mystische, durch ähnliche Natur- oder Kulturumgebung bedingte Geistesanlagen rekurrieren, denen keine Wissenschaft nachkommen kann.[2] Bei solchen unzweifelhaften Formparallelen steht an sich der kultur-

[1] Graebner, „Die melanesische Bogenkultur und ihre Verwandten", Anthropos IV, S. 1016f.

[2] Vgl. dazu außerdem Kap. IV, 3 A, § 6 u. 9.

geschichtliche Zusammenhang außer Frage; in höherem Grade kulturgeschichtlich fruchtbar werden sie jedoch erst als Teile eines Kulturkomplexes, methodisch ausgedrückt durch die Verbindung des Formkriteriums mit dem der quantitativen Übereinstimmung, eine Verbindung, die auch zur Kumulierung der Beweiskraft als sehr erwünscht bezeichnet werden muß.[1]

Mit der räumlichen Entfernung der Parallelkomplexe steigt die Bedeutung der Hilfskriterien. Das mehrfache, zerstreute oder nesterhafte Vorkommen der entsprechenden Elemente und Formen gerade auf der vorauszusetzenden Verbindungslinie der Komplexe, während sie in weiten benachbarten Gebieten fehlen oder doch zurücktreten, kann, besonders wenn es keine Beziehungen zu klimatischen oder biogeographischen Zonen zeigt[2], nur auf eine ehemalige mehr oder weniger kontinuierliche Verbreitung des betreffenden Kulturganzen zurückgeführt werden. Einer umfassenden Anwendung des Konvergenzgedankens treten gerade diese rudimentären Kulturbrücken hindernd entgegen. Denn nach der Theorie, daß besonders enge und ins Einzelne gehende Übereinstimmungen nur durch gleichartige Kulturverhältnisse hervorgerufen werden, würden gerade solche zerstreuten, aber auffallenden Gleichungen die frühere Existenz gleichartiger Kulturen in den betreffenden Gebieten postulieren und dadurch die jetzt vorhandenen Lücken in hohem Maße ausfüllen. Das Kriterium des Verwandtschaftsgrades, insbesondere der Formvariationen, gewinnt dadurch an Wichtigkeit, daß die Variationen bei größerer Raumausdehnung naturgemäß in der Regel deutlicher zur Erscheinung kommen. Es kann außerdem mit dem Kriterium der rudimentären Verbreitung verstärkend in Verbindung treten, wenn beim Vorhandensein mehrerer möglichen Verbindungslinien die durch stärkeres Auftreten der Rudimente bezeichnete Linie zugleich den formell näheren Komplex angibt, wie etwa die Elemente der Bogenkultur im westlichen Nordamerika und

---

[1] Vgl. Kap. IV, 3 A, § 10.

[2] Gerade in dieser Hinsicht ist die über Ostasien verlaufende Verbindung der amerikanischen und afrikanischen Gruppe aus der Sippe der melanesischen Bogenkultur (Graebner, Anthropos IV, S. 1023f.) ein Schulbeispiel, weil sie die heterogensten geographischen Gebiete durchläuft.

Ostasien verhältnismäßig stärker auftreten als in Polynesien, und die so hergestellte Verbindung zwischen dem süd- und mittelamerikanischen Komplex einer-, dem südostasiatischen andrerseits zugleich die nähere Verwandtschaft bezeichnet gegenüber einer denkbaren Verbindung zwischen Südamerika und Melanesien.[1]

§ 14. Aus dem Nachweis der Verwandtschaft zwischen mehreren getrennten Kulturkreisen ergeben sich wieder Rückschlüsse auf die einzelnen Komplexe. Zunächst hinsichtlich des Inhalts: Die Zugehörigkeit einer Erscheinung, die in der einen oder andern Teilgruppe fraglich war, kann durch die unzweifelhaften Verhältnisse der anderen Gruppen sichergestellt werden. So werden wir die Übersiedlung des Mannes in die Wohngemeinschaft der Frau, deren Kulturzugehörigkeit für Melanesien zunächst nur sehr hypothetisch festzustellen ist[2], nach Vergleich der indonesischen und amerikanischen Verhältnisse[3] — die Tatsache des Zusammenhanges einmal vorausgesetzt — unbedenklich der Bogenkultur zurechnen dürfen. Doch ist dieser Schluß zunächst nur auf Grund des Zustandes einer einfachen, nicht zusammengesetzten Kultureinheit zulässig, ein Unterschied, den ich gleich noch berühre, ausgenommen den Fall, daß die andere oder die anderen Komponenten der Kultur als für die fragliche Erscheinung nicht in Betracht kommend ausgeschieden werden können. Unzulässig ist die Zuteilung einer in dem betreffenden Kulturkreise gar nicht belegten Erscheinung auf Grund des Bestandes einer oder mehrerer Schwesterkulturen, weil stets eine oder mehrere Teilgruppen einer Familie Sonderentwicklungen oder besondere Entlehnungen von außen zeigen können.[4] Eine Ausnahme würde auch hier der Fall bilden, wenn das fragliche Kulturelement zu einem dem betreffenden Kulturkreise angehörenden in so enger innerer Beziehung steht, daß das erste ohne das zweite nicht wohl denkbar ist.

---

[1] Graebner, Anthropos IV, S. 1024.

[2] A. a. O., S. 766. [3] A. a. O., S. 1004, 1017.

[4] Ein Fehler, für dessen Anwendung wieder Pater W. Schmidt's „Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“ ein Musterbeispiel liefert. Sogar eine Erscheinung wie den Geschlechtstotemismus, die nur von einem Stamme, den Semang, belegt ist, übernimmt er in den Kulturbestand der Pygmäen.

Außer dem Inhalt gewinnt auch die Struktur der einzelnen Gruppen und Komplexe durch den Vergleich bisweilen besondere Beleuchtung. Zusammengesetzte Kulturen mögen hier und da auch aus sich selbst heraus daran zu erkennen sein, daß sie einzelne funktionelle Elemente in zwei verschiedenen, konkurrierenden Formen enthalten, etwa mehrere Haustypen, mehrere Ornamentstile oder dergleichen. Wenn dagegen die heterogenen Elemente nicht konkurrierender Natur sind, so ist der zusammengesetzte Charakter der Kultur nur durch Vergleich mit verwandten Verhältnissen zu erkennen, in denen aber die verschiedenen Elemente noch in zwei verschiedene Komplexe auseinandergelegt auftreten. So wird die westafrikanische Kultur durch Vergleich mit den melanesischen Verhältnissen als aus wesentlich zwei Komponenten bestehend erkannt, die der melanesischen Bogen- und Zweiklassenkultur entsprechen.[1] Die Mischung kann eine partielle oder totale sein, je nachdem die eine Kultur durch einen Akkulturationsvorgang, der aber nicht in dem jetzigen Verbreitungsgebiet vor sich gegangen zu sein braucht, einen Teil eines anderen Komplexes in sich aufgenommen hat[2] oder zwei Komplexe als Ganze zur Verschmelzung gekommen sind. Im letzteren Falle ist die Frage, ob der Komplex schon in seiner zusammengesetzten Form die heutige Verbreitung gewonnen hat oder ob die Verschmelzung erst innerhalb des Gebietes zustande gekommen ist, mangels irgendwelcher Lagerungskriterien nur dann mit Wahrscheinlichkeit zugunsten der primären Zusammensetzung zu beantworten, wenn die Elemente beider oder aller Komponenten nicht nur in mannigfacher Mischung, sondern auch in formell übereinstimmenden Verbindungsprodukten das ganze Gebiet beherrschen.

§ 15. Besonderer Art ist die Frage, ob sich auf Grund des Vergleichs mit anderen Gebieten Schlüsse auf das Vorhandensein von Kulturkomplexen ziehen lassen, die mit dem Material des Einzelgebietes herauszuarbeiten nicht gelingt. Selbst wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß analoge

---

[1] Graebner, Anthropos IV, S. 1010.

[2] Wie etwa die jüngere polynesische Kultur Teile älterer indonesischer Komplexe in sich aufgenommen hat. A. a. O., S. 774f.

Kulturelemente ursprünglich auch analogen Kultureinheiten angehört haben müssen, wäre es an sich natürlich falsch, anzunehmen, daß dies gerade die in dem oder jenem Erdteil nachzuweisende wäre, weil ja die Möglichkeit vorliegt, daß diese selbst ein historisches Konkretionsprodukt ist.[1] Zu einer gewissen, wenn auch weit umgrenzten Wahrscheinlichkeit führen da die Tatsachen der Kulturlagerung. Angenommen, der Zusammenhang der jungen, in lebendigem Vordringen befindlichen karaibisch-arowakischen Kulturen Südamerikas mit den jüngeren melanesischen[2] wäre erwiesen. Im äußersten Winkel des Kontinentes, am Rande der Ökumene, vegetiert die Kultur der Feuerländer, in wesentlichen Elementen der älteren australischen verwandt. Der Lagerung nach jünger, aber älter als jener nördliche Komplex, erscheinen eine Anzahl zerstreuter Elemente, wie Speerschleuder, Rindengürtel, Penisfutteral, Kegeldachhütte, wie sie etwa bei den sprachisolierten Bororo oder den zurückgedrängten Stämmen des oberen Amazonasgebietes und im angrenzenden Gebirgslande sich finden.[3] Es sind das alles Elemente, die auch in der Südsee dem zeitlich zwischen der älteren australischen und den jüngeren melanesischen Kulturen stehenden Komplex angehören. Diese Übereinstimmung auch in den Lagerungsverhältnissen wird mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu dem Schlusse führen, daß die Elemente analoger Schichten auch, wenn nicht dem gleichen Kulturkomplex, so doch einer zeitlich zusammengehörigen Gruppe von Kulturen angehören. Der Schluß wird um so zwingender sein, je schwerer die schon aus den Verhältnissen des Einzelgebietes gewonnenen Gründe für die Annahme der Zusammengehörigkeit wiegen.

§ 16. Soweit sich mit Hilfe der angeführten Kriterien

---

[1] So braucht etwa wegen der Übereinstimmungen zwischen der altaustralischen Kultur und der der Feuerländer die erste nicht notwendig eine Schwester der alten südamerikanischen Kultur zu sein, sondern könnte, theoretisch genommen, auch nur einen Teil eines dem amerikanischen verwandten Komplexes in sich aufgenommen haben.

[2] Graebner, a. a. O., S. 1013ff.

[3] Durch diese Feststellung für die Speerschleuder, den Rindengürtel und die Kegeldachhütte hat Krickeberg (bei Buschan, „Illustrierte Völkerkunde", S. 108f., 147, 164) gegen seine Vermutung meine Aufstellung eher gestützt als zurückgewiesen.

und Gesichtspunkte positive Ergebnisse gewinnen lassen, ergibt sich ein ungemein wechselvolles Bild von Kulturbeziehungen. Auf der einen Seite stammbaumartige Zusammenhänge, auf der andern in allen Stadien, von den umfassendsten und ursprünglichsten Kulturgruppen bis zu den heute beobachteten kleinen Einheiten, eine in verschiedenen Graden wechselnde gegenseitige Beeinflussung. Nicht alle Phasen und Grade konnten hier verfolgt werden; das war auch nicht der Zweck. Es galt nur die Typen der Vorgänge und die Mittel ihrer Erkennung hervorzuheben. Je verwickelter der historische Vorgang, um so verwickelter auch der Erkenntnisprozeß; aber seine Elemente bleiben dieselben, ohne daß ich deshalb den Anspruch machen möchte, sie erschöpft zu haben. Aus den stammbaumartigen Beziehungen — in Wahrheit ist die Art der Variation wohl ebenso, wie in der Sprache, eher wellenförmig als wirklich baumartig zu denken — ergibt sich der Schluß auf Urkomplexe von relativer Einfachheit. Aber auch zwischen diesen lassen sich auf Grund der gleichen Kriterien dieselben Beziehungen der Verwandtschaft und Wechselwirkung herstellen.[1] Ein besonderes und in mancher Hinsicht letztes Problem bildet die Frage nach der Heimat der verschiedenen ursprünglichen Kultureinheiten. Hier fehlen uns im gegenwärtigen Stadium noch die wesentlichsten Kriterien. Daß ein Kulturkomplex, der zwei oder mehr andere verwandte auseinanderreißt, nicht an seiner heutigen Stelle indigen sein kann, ist klar, und daraus werden sich bei der erwähnten Beschränktheit der Einfallspforten zu den einzelnen Erdräumen vielleicht schon gewisse Schlüsse auf radiale Ausstrahlungen ergeben. Ebenso ist unzweifelhaft, daß nächstverwandte Kulturgruppen in letzter Linie, wenn auch nicht auf denselben, so doch auf benachbarte geographische Orte zurückgeführt werden müssen.[2] Ein letztes und wichtigstes Kriterium in diesen Richtungs- und Herkunftsfragen ist das des Verwandtschaftsgrades und der Formvariation; es ist wahrscheinlich, daß die Einheit oder Gruppe von Einheiten, von der die übrigen Glieder derselben Familie

---

[1] Vgl. Graebner, Anthropos IV, S. 778f., 1028f.

[2] Über die Sippe der melanesischen Bogenkultur vgl. in dieser Hinsicht a. a. O., S. 1030f.

Variationen nach verschiedenen Richtungen darstellen[1], dem vorauszusetzenden Ausgangspunkt am nächsten liegt. Absolut sicher ist der Schluß augenscheinlich nicht, aber ich glaube, daß uns sicherere Kriterien zur Zeit fehlen.[2] Eine wesentliche Bestätigung oder Kontrolle der anderweit gewonnenen Ergebnisse werden vielleicht in Zukunft anthropogeographische Argumente, die Fragen der Beziehung zwischen Kultur und Boden, liefern. Heute liegen diese Probleme in weitem Felde; denn erst gilt es, die alten Stämme der Kultur kennen zu lernen, ehe wir aus ihrem Aussehen die Frage beantworten können, in welcher Art Boden sie gewachsen sein mögen. Bis dahin wird aber vielleicht die erstarkte ethnologische, kulturgeschichtliche Forschung manche eigene Kriterien zur Reife gebracht haben, an die wir heute nicht zu denken vermögen.

C. Entwicklungsreihen.

§ 1. Die im letzten Kapitel versuchte Auffindung der Wege, auf denen sich kulturelle Beziehungen, verwandtschaftliche Zusammenhänge und Mischungen, mit einem möglichst hohen Grade von Sicherheit und Objektivität feststellen, sowie Merkmale der Zeitfolge finden lassen, sagt über den Umfang, in dem diese Wege gangbar sind, oder, soweit dies der Fall ist, über die Einheit oder Vielheit der auf ihnen erreichbaren Entwicklungsreihen natürlich gar nichts aus. Mir will freilich scheinen, als ob nicht viele der völkerkundlichen Daten außerhalb jener Zusammenhänge bleiben werden und daß auch die genetische Einheit der menschlichen Kulturen das letzte, wohl erreichbare Ergebnis sein werde. Wie dem aber auch sei, in demselben Umfange, in dem jene Methodik zur Feststellung kultureller Beziehungen aller Art führt, in demselben muß sie auch auf die Lösung der Entwicklungsprobleme entscheidenden Einfluß gewinnen.

---

[1] A. a. O., S. 1024, 1030.

[2] Die oben Kap. IV, 3 B, § 11 gegen die analogen Folgerungen aus den Verhältnissen der Einzelgebiete erhobenen Einwände fallen für die jetzt in erdumspannendem Umfange behandelte Frage in der Hauptsache fort, weil diese Gesamtbetrachtung den gesamten Formenreichtum erschöpft und selbst die Hauptgesichtspunkte für die Herstellung der Entwicklungsreihen liefert, wie das im nächsten Kapitel (IV, 3 C) ausgeführt ist.

Dieser Gesichtspunkt ist bisher viel zu sehr außer acht gelassen worden. Frobenius spricht zwar einmal von einer Genealogie der Kulturformen als dem Endziele seiner Methode[1]; aber ich erwähnte[2], daß er selbst rein spekulative Entwicklungshypothesen seinen kulturgenealogischen Ausführungen axiomatisch zugrunde legt. Das gegenteilige Verfahren ist methodisch richtig, weil den außerhalb der Fragen kultureller Verwandtschaft liegenden Entwicklungsmerkmalen jedes objektive Wahrheitskriterium fehlt, während uns für die Probleme der Kulturverwandtschaft mehrere durchaus objektiv wirkende und sich gegenseitig kontrollierende Kriterien zur Verfügung stehen. Deshalb können die Ergebnisse der den Einzelbeziehungen nachgehenden kulturgeschichtlichen Forschung als Grundlage und Kontrollinstanz für die Behandlung der Entwicklungsfragen dienen, aber nicht umgekehrt.

§ 2. Jede begriffliche Erscheinungsgruppe, sagen wir Schilde oder Kleidungsstücke oder Typen der Familie, stellt sich zunächst als eine Summe zahlreicher, durch verschiedene inhaltliche oder formelle Ähnlichkeiten in mannigfacher Art verknüpfter Einzelerscheinungen dar, die sich also je nachdem zu einfachen, parallelen oder sich vielfach kreuzenden Reihen ordnen lassen. Wo liegt der Anfangspunkt der Entwicklung und wie verlief sie weiter? Es soll nicht geleugnet werden, daß hier und da die Formverhältnisse selbst eine eindeutige Antwort geben. Daß die Saiteninstrumente auf den einfachen Musikbogen[3] zurückgehen und daß sich aus ihm nach einer Seite die Formen mit einem, nach der andern die mit mehreren Saitenträgern entwickelt haben[4], das unterliegt wohl keinem Zweifel. Die Unsicherheit beginnt selbst in diesem klaren Falle einerseits bei der Betrachtung der komplizierteren Formen, andererseits bei der Frage nach der Ursprungsform, worauf ich noch zurückkomme. Und solche verhältnismäßig sicheren Fälle sind selten. An sich zweifellos gesunde Gesichtspunkte sind, daß die Anfänge jeder Erscheinung einfach und ge-

---

[1] Frobenius, „Naturwissenschaftliche Kulturlehre“, S. 32.

[2] Kap. IV, 2 B, § 7.

[3] Ich schließe hier der Einfachheit wegen den entsprechenden nicht gebogenen, stabförmigen Typ in diese Bezeichnung ein.

[4] Ankermann, „Die afrikanischen Musikinstrumente“, S. 113 ff.

wissermaßen natürlich begründet, die Fortentwicklungen auf psychologisch einfache Art verständlich sein müssen. Leider sind beide, besonders das zweite der Regulative nicht eindeutig, wie die oft vielen über eine Objektgruppe aufgestellten Evolutionshypothesen beweisen, deren jede die größte logische und psychologische Einfachheit in Anspruch nimmt.[1] Der erste Gesichtspunkt braucht bei aller objektiven Gültigkeit nicht auf die gegenwärtig vorhandenen Formen anwendbar zu sein; vielmehr bedeutet die Folgerung, daß diejenige der belegten Formen, die dem Ideal der natürlichen Entstehung am nächsten steht, nun auch genetisch den Anfang der Reihe darstelle, eine unberechtigte Umkehrung eines berechtigten Satzes. Denn Einfachheit kann auch eine sekundäre Erscheinung sein. Gewiß dürfen wir am Anfange der menschlichen Gesellschaftsentwicklung relativ kleine, hordenähnliche soziale Gemeinschaften voraussetzen; aber nichts berechtigt uns, die heute irgendwo in derartigen Verbänden lebenden Völker ohne weiteres als Repräsentanten dieses Urzustandes aufzufassen und aus ihrer sonstigen Struktur auf die jener Urhorden zu schließen. Ob einer oder welcher von jenen Völkerschaften diese Rolle zukomme, dafür bedarf es besonderer Kriterien, und diese liegen, so viel ich sehe, einzig in der Berücksichtigung der kulturellen Beziehungen und der daraus sich ergebenden genealogischen Gruppierungen.

§ 3. Deren erste bedeutsame Wirkung liegt in der Richtung einer Unterscheidung zwischen Variation und Kombination. Nahezu jede Formenreihe läßt sich a priori auf dreierlei Weise auffassen. Erstens und zweitens kann jedes der beiden Enden als Ausgangspunkt, das andere als Endpunkt angesehen werden; drittens kann es sich aber auch um eine aus dem Gegeneinanderwirken der beiden Endformen entstandene Kontaktserie handeln, bei der dann die einzelnen Zwischenstadien ein graduelles Überwiegen der einen oder andern Komponente bedeuten. So ist z. B. in der Flächenkunst bei den Übergängen zwischen figürlicher Darstellung und geometrischem Ornamente bekanntlich zu-

---

[1] Das gilt selbst für das Prinzip unmittelbarer Anschaulichkeit in der Herleitung der Mythen. Vgl. Ehrenreich, „Allgemeine Mythologie“, besonders S. 2 u. 191ff.

erst das letzte, später überwiegend die erste an den Anfang gestellt worden[1], und theoretisch kann wenigstens im Einzelfalle sehr wohl einmal das eine, ein anderes Mal das andere zutreffen. Drittens können aber sehr wohl — und das ist wohl im Prinzip der Ursprung solcher Übergangsserien überhaupt gewesen — beide Kunstformen in der Art zusammengewirkt haben, daß einerseits bestimmte Ornamentformen, wie etwa das Spiralband, auf die Linienführung der figürlichen Darstellung eingewirkt und sie dadurch einer fortschreitenden Stilisierung entgegengeführt haben, andererseits figürliche Darstellungen in Ornamente hineinkomponiert worden sind. Noch kritischer wird die Situation da, wo sich mehrere Formenreihen schneiden, wie das besonders in den religiösen Vorstellungskomplexen fast überall der Fall ist. Die inhaltliche und formelle Vergleichung der Erscheinungen wird selten eine sichere Scheidung der verschiedenen Auffassungsmöglichkeiten herbeiführen. Dagegen bietet die Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Zusammenhänge eine einwandfreie Grundlage der Beurteilung: Gehören in einer Formenreihe — dieselbe Überlegung ist sinngemäß auf verwickeltere Verhältnisse anwendbar — die beiden Endglieder zwei verschiedenen Kulturkomplexen an und treten die Zwischenglieder nur dort auf, wo sich die beiden Kulturkreise überlagern, durchdringen oder berühren, so ist kein Zweifel, daß es sich nicht um eine Entwicklung vom einen zum andern Extrem hin, sondern um eine Kontakt- oder Kombinationsserie handelt. Bekannt ist die Lehre von der sozialen Entwicklung vom Mutterrecht zum Vaterrecht, wofür besonders in Australien die vom mutterrechtlichen Zweiklassensystem über die Vierklassensysteme zum vaterrechtlichen Lokalsystem führende kontinuierliche Formenreihe ins Feld geführt wurde. Diese Theorie wird einfach dadurch hinfällig, daß in der Südsee die vaterrechtlich-totemistische Lokalexogamie und das mutterrechtliche Zweiklassensystem sich als Elemente zweier ganz verschiedener Kulturkomplexe erweisen und daß die angeblichen Übergangsstadien der Ent-

[1] Vgl. z. B. die Zusammenfassung bei Stephan, „Südseekunst", S. 52ff.; auch Boas, „Decorative Designs of Alaskan Needle-Cases", Proc. U. S. National Museum XXXIV, S. 321ff.

wicklung den auch sonst nachweisbaren Mischungsgebieten der beiden Kulturen angehören.[1]

§ 4. Die Erkenntnis und Heraushebung der Kombinationsreihen hat noch einen Nebenerfolg; sie verhindert, daß Erscheinungsformen in nähere genetische Beziehung zueinander gesetzt werden, die in Wirklichkeit nur gleichartigen Mischungen und Berührungen in verschiedenen Gebieten — also auch einer Art Konvergenz — ihre Entstehung verdanken. Überhaupt ist das eine weitere Wirkung der Erforschung von Kulturbeziehungen, daß sie eine durch subjektive Erwägungen nicht beeinflußte Begrenzung der Vergleichskomplexe ermöglicht. Schon bei der Besprechung der Verwandtschaftskriterien erwähnte ich, daß bei Formvergleichungen für subjektive Auffassungsverschiedenheiten ein gewisser Spielraum bleibt.[2] Die Korrektur, dort durch das Quantitätskriterium gegeben, wird hier für die Entwicklungsfragen durch die Ergebnisse des Studiums der Kulturbeziehungen im Ganzen ermöglicht. Das heißt: nur solche Erscheinungen oder Formen sollen zunächst oder wenigstens im Zweifelsfalle in einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang miteinander gebracht werden, zwischen denen auch kulturgeschichtliche Beziehungen nachzuweisen sind. Daß dabei, entsprechend dem jeweilig begrenzten Stande der kulturgeschichtlichen Forschung und ihres Gesichtskreises, einzelne Daten, die der Entwicklungsreihe in Wahrheit angehören, aus der ersten Vergleichung herausfallen und sie dadurch erschweren können, ist zuzugeben. Bei der Aufführung eines wissenschaftlichen Gebäudes kommt aber alles auf eine sichere Grundlegung an; kein Haus ist besser als ein Kartenhaus. Deshalb ist da, wo der Ausfall unsicheren Materials die Erkenntnis der Entwicklung erschwert, nichts verloren. Die mit Hilfe kulturgeschichtlich gesicherten Vergleichsstoffes gewonnenen Ergebnisse werden dagegen ein solides Fundament liefern. Werden, was theoretisch wohl denkbar ist, durch die sicher feststellbaren Reihen Entwicklungsstadien postuliert oder wahrscheinlich gemacht, die gewissen zunächst nicht be-

---

[1] Vgl. Graebner, „Wanderung und Entwicklung sozialer Systeme in Australien", Globus XC, S. 181ff., 207ff., 220ff., 237ff.

[2] Oben Kap. IV, 3 A, § 10.

rücksichtigten Formen entsprechen, so ist deren nachträgliche Einfügung in den Zusammenhang naturgemäß gerechtfertigt und kann ihrerseits gegebenenfalls den Ausgangspunkt für Schlüsse auf bis dahin nicht beachtete kulturgeschichtliche Zugehörigkeiten bilden.

§ 5. Nach Ausschaltung der Mischungs- und Berührungsformen bleibt als Hauptproblem der Entwicklung die Frage der Entwicklungsfolge, bei Verzweigungen der Entwicklung außerdem die Einfügung in die richtige Entwicklungsreihe. Auch hier gibt die Erforschung der Verwandtschaftsbeziehungen, soweit sie überhaupt ihre Kreise zieht, zum Teil ohne weiteres die eindeutigen Antworten, zum Teil wenigstens wichtige Gesichtspunkte. Es ist klar, daß die Genealogie der Formen eines bestimmten Kulturelementes der Genealogie der Kulturgruppe, der es angehört, entsprechen muß. So werden Formen oder Formenkreise, die auf eine einzige engere Kultureinheit oder wenigstens einen beschränkten Komplex einer größeren Gruppe beschränkt sind, mit überwiegender Wahrscheinlichkeit als Sonderbildungen dieser Einheit, also als im Vergleich zu den übrigen, weiter verbreiteten Formen der Erscheinung jüngere Formen zu gelten haben. Solange etwa der spezifisch-zentralaustralische Zaubertotemismus nur aus diesem bestimmten Kulturkreise belegt ist, geht es nicht an, in ihm die Urform des Gruppentotemismus überhaupt zu sehen[1], sondern er wird bis auf weiteres als besondere Lokalbildung anzusehen sein. Die verschiedenen Verwandtschaftsgrade der umfassenderen Kulturgruppen dienen der entwicklungsgeschichtlichen Wertung ihrer Elementformen. Für die Kulturgruppen gilt ihren Einzelkomplexen gegenüber unbedingt der Satz, daß das Ganze eher ist als die Teile; denn das Ganze mußte offenbar nicht nur vorhanden sein, sondern auch eine gewisse Ausdehnung gewonnen haben, ehe sich die Einzelgruppen durch Variation oder Berührung mit anderen Kulturen in ihrer Besonderheit ausbilden konnten. Deshalb müssen auch die der Gesamtgruppe gemeinsamen Formen eines Elementes älter sein als die besonderen Formen einer oder mehrerer Einzelgruppen. Aus diesem

[1] Wie das etwa früher Frazer wollte und jetzt Pater W. Schmidt in ZfE. XLI, S. 345ff. tut.

Grunde ist es unzulässig, von den verschiedenen Typen der Saiteninstrumente in Afrika, Indonesien und Melanesien der Valiha, d. h. dem Bambusinstrument mit losgesplissener Saite, die Rolle der Urform zuzuweisen.[1] Denn dieser Typ ist[2] durchaus auf den indonesischen Kulturkreis beschränkt, während stab- oder bogenförmige Instrumente mit einfacher oder doppelter Schnurspannung in allen drei Gebieten vorkommen. Dabei bedarf allerdings der Begriff der allgemeinen Verbreitung innerhalb einer Gesamtgruppe näherer Bestimmung. Augenscheinlich besagt das Fehlen in einem beliebigen Teilbezirk nichts gegen die Ursprünglichkeit einer Erscheinung, wie denn etwa niemand diejenigen Kulturelemente, die auf Neuseeland fehlen, wie Tapabereitung, Kavatrinken und anderes, nur deshalb aus dem ursprünglich polynesischen Kulturinventar streichen wird. Andrerseits ist aber natürlich auch eine Art von Majoritätsentscheidung undenkbar, so daß etwa die Trommelformen mit Schnur- und Pflockspannung als ursprüngliche Typen in der Verwandtschaftsgruppe der melanesischen Bogenkultur gelten dürften, weil sie sich im afrikanischen, indonesischen und amerikanischen Teilkomplex finden und nur im melanesischen fehlen.[3] Vielmehr muß das besondere Verhältnis der Teilgruppen sorgfältig in Betracht gezogen werden. Und da nun die drei genannten Komplexe, in denen die fraglichen Trommeltypen vorkommen, durch zahlreiche gemeinsame Besonderheiten untereinander näher verbunden sind[4], so dürfen sie trotz ihrer weiten Verbreitung und Verzweigung zusammen nur als eine Teilgruppe der melanesischen gegenübergestellt werden, ihre gemeinsamen Formbesonderheiten eben auch nur als Sonderbildungen im gleichen Grade, wie die melanesischen, gelten, sofern nicht diese etwa aus besonderen, noch zu berührenden Gründen gar als ursprünglicher anzusehen sind. Mit überwiegender Wahrscheinlichkeit werden diejenigen Formen oder Formen-

---

[1] So Frobenius, „Ursprung der afrikanischen Kulturen", S. 274 f.

[2] Abgesehen von dem zweifellos jüngeren indisch-afrikanischen (durch den Südsudan verlaufenden) Ausstrahlungsgebiet (vgl. dazu Ankermann, ZfE. XXXVII, S. 77 ff.), zu dem wohl sicher auch die Instrumente der Fan und des östlichen Kongogebietes gehören.

[3] Graebner, Anthropos IV, S. 770, 1005, 1011 f., 1018, 1020 f.

[4] A. a. O., S. 1012, 1024.

kreise als einer bestimmten Kulturgruppe ursprünglich eigen gelten dürfen, die in allen Teilgruppen ersten Grades vertreten sind. Eine kritische Stellung nehmen solche Erscheinungen ein, die nur in einem, wenn auch überwiegenden Teile nebengeordneter Komplexe auftreten. Zweifellos gibt es Ursachen, die das völlige Verschwinden eines Kulturelementes in einer bestimmten Teilgruppe einer Kulturfamilie zur Folge haben können. So könnte die Kolbenkeule im westafrikanischen Kulturkreise durch die Verbreitung des Schwertes verdrängt worden sein[1], obwohl Beispiele wie die Permanenz des Morgensterns in Vorderindien zeigen, daß es sich um keine notwendige Folge handelt. Ein negativer Schluß läßt sich also auch aus dem Fehlen in einem von mehreren gleichgeordneten Komplexen nicht unbedingt ziehen. Wo keine anderen Kriterien eine Entscheidung ermöglichen, wird die Stellung derartig verbreiteter Elemente mit großer Vorsicht zu behandeln, keine der beiden Möglichkeiten, der größeren Ursprünglichkeit wie der Sonderbildung, bei der entwicklungsgeschichtlichen Wertung a priori auszuschließen sein. Doch darf die Annahme des Schwundes einer Kulturerscheinung oder einer Form nur dann berechtigt erscheinen, wenn eine einleuchtende Ursache für den Schwund gerade dieses Elementes oder gerade dieser Form aufgezeigt werden kann.

§ 6. Damit ist, unter Angabe des wichtigsten Punktes, der auch hier noch Zweifel zuläßt, das aus den Kulturbeziehungen gewonnene Hauptkriterium der Entwicklungsfolge angegeben: Die Formen der älteren — und das sind in der Regel die weiteren — Zusammenhänge sind naturgemäß älter als die der jüngeren. Die jedem Einzelzweige einer Kulturgruppe angehörigen Formen bilden in sich eine selbständige Teilreihe der Entwicklung. Dabei braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß im Gange der Untersuchung fortlaufend nicht nur die Misch- und Berührungsformen der letzten Teilkomplexe, sondern auch die der älteren und umfassenderen Gruppen zu berücksichtigen und auszuscheiden sind. Damit wäre eine unbedingt klare Genealogie der Formen gewonnen, wenn jedem Einzelkomplex einer Kulturgruppe nur eine Form und jeder einzelnen

[1] Ankermann, ZfE. XXXVII, S. 60.

höheren Einheit wiederum nur eine Form eines jeden Elementes eigen wäre. Oft werden aber die einzelnen Erscheinungen, wie Keulen, Mythen usw., innerhalb eines und desselben historischen Stadiums der Gruppe eine gewisse Variationsbreite besitzen; statt einer Form ist ein ganzer Formenkreis vorhanden. Auch dann liegt ersichtlich noch ein Kriterium der Entwicklungsfolge in der notwendigen Anknüpfung an die Formen der nächsthöheren Einheit. Es muß aber außerdem betont werden, daß die Tendenz, die Formen innerhalb eines solchen einzelnen Stadiums unbedingt und unter allen Umständen in Entwicklungsreihen zu ordnen, sehr in die Irre führen kann; denn die Formen einer Erscheinung innerhalb einer Kultureinheit werden häufig während ihrer Fortbildung in einer so fortwährenden Wechselwirkung untereinander stehen, daß sie eben nur als ein untrennbarer Formenkreis zu betrachten und zu behandeln sind. Dieser Gesichtspunkt darf natürlich auch bei der Untersuchung der Formen in den nächstjüngeren, abgeleiteten Komplexen nicht aus dem Auge verloren werden, insofern auch diese unter Umständen nicht aus einer einzelnen Form, sondern aus einem komplexen Formenkreise herzuleiten sind.[1]

§ 7. Nicht immer trifft nun aber die Voraussetzung der vorhergehenden Erörterungen zu, daß nämlich die verschiedenen Teile einer Gesamtgruppe Formen eines Elementes gemeinsam enthalten, aus denen dann also die Sonderformen der Einzelkomplexe als abgeleitet gelten könnten. Denn da die Sonderformen dem ganzen, sei es fortgeschrittneren oder spezialisierten Geiste der Einzelgruppe naturgemäß besser entsprechen, wird sich oft eine Tendenz zur Durchsetzung dieser Sonderformen und zur Eliminierung des Gemeintypus zeigen. In der Regel wird diese Tendenz um so größeren Erfolg gehabt haben, je länger sie gewirkt hat, je älter also die Abzweigungen der Kulturen sind. Dabei sind zwei Fälle möglich; entweder die Urform ist in einem der Komplexe noch vor-

---

[1] Vgl. Foy, „Australische Flachkeulen und Verwandte", Ethnologica I, S. 245ff. über die Mehrheit der Keulentypen in der altaustralischen Kultur und die vielfachen Wechselbeziehungen zwischen den daraus entwickelten Kolben- und Flachkeulen der Zweiklassenkultur.

handen oder nicht. Methodisch muß naturgemäß immer zunächst der zweite Fall angenommen werden, weil ja a priori keine der Sonderformen den Stempel der Urform an sich trägt. Vielmehr muß sich aus den Eigenschaften des ältesten Formkreises jeder Teilgruppe die Formrichtung ergeben, in der die gemeinsame Mutterform liegt; und erst, wenn dann eine der vorhandenen Formen dieser Richtung entspricht, ist der Schluß gerechtfertigt, daß sie, wenn nicht mit der Urform identisch ist, so doch ihr besonders nahe steht. Ein Beispiel bilden die hölzernen Breitschilde — außer den Rundschilden — des westafrikanischen Kulturkreises, Indonesiens und Melanesiens[1], die fast alle eine sehr charakteristische Durchflechtung oder Überflechtung zeigen, als wenn dadurch mehrere Teile zusammengehalten würden. Entsteht daraus der Gedanke, daß diese jetzt aus einem Stück bestehenden Formen auf ursprünglich zusammengesetzte zurückgingen, so erhält dadurch die Tatsache besonderes Gewicht, daß es im westlichen Neu-Britannien wirklich solche aus mehreren Brettern zusammengesetzte Schilde gibt. Daß dieser Typus nun aber doch wieder der Urform wohl nahe steht, ohne jedoch mit ihr identisch zu sein, ergibt sich vor allem daraus, daß seine ganze Beflechtungsart im besonderen den übrigen melanesischen Formen, nicht aber auch den indonesisch-afrikanischen entspricht.

§ 8. Ein letztes Kriterium der Altersfolge von Parallelformen bietet die Erforschung der Kulturbeziehungen mit der Erkenntnis der kulturellen Lagerungsverhältnisse. Gewiß wäre es nicht richtig, einen Kulturkomplex, der in irgendeinem Erdgebiete einem andern vorangeht, deshalb absolut für den älteren zu erklären; aus mannigfachen Ursachen, etwa der primären Verbreitung der verschiedenen Komplexe, kann eine jüngere Kultur in ein bestimmtes Gebiet früher eindringen als eine ältere. Wenn aber eine und dieselbe Kultur in allen Gebieten, in denen sie überhaupt nachweisbar ist, stets in dem gleichen chronologischen Verhältnis zu anderen Komplexen auftritt, so

[1] Frobenius, „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen", S. 38ff.; „Die Schilde der Ozeanier", S. 7ff. Stephan-Graebner, „Neu-Mecklenburg", S. 169ff.

wird diesem Ansatz einer relativen Zeitfolge ein absoluter Wert nicht abzusprechen sein. Ich stehe nicht an, hinzuzufügen, daß das Merkmal der allgemeinen Kulturhöhe, das ich früher als selbständiges Entwicklungskriterium zurückwies[1], zu dem Kriterium der Lagerung hinzutretend immerhin eine verstärkende Wirkung haben kann. Wenn nun zwei Formen oder Formenkreise einer Kulturerscheinung zwei Kulturkomplexen angehören, die in einem merkbaren chronologischen Abstand voneinander stehen, so spricht die überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür, daß die dem älteren Komplex angehörende Form dem Urtypus näher steht als die des jüngeren. Ich beziehe mich wieder auf die Schilde: Da ergibt sich aus dem eben aufgestellten Grundsatz zunächst, daß die vorhin erwähnten hölzernen Breitschilde der Maskenkultur jünger als die Parierschilde und also vermutlich aus ihnen hervorgegangen sind.[2] Ich vergleiche weiter die mit ledernem Handschutz versehenen Stockschilde Ostafrikas mit den hölzernen Parierschilden. Formell könnte man sich sehr wohl die letzten aus den ersten hervorgegangen denken. Dieser Gedanke ist deshalb abzuweisen, weil die afrikanischen Stockschilde in einem klaren typologischen Zusammenhange mit den übrigen afrikanischen Leder- und Fellschilden stehen, diese aber einem relativ ganz jungen Kulturkreise angehören, während die hölzernen Parierschilde zu den Hauptcharakteristiken einer der ältesten Kulturgruppen gehören.[3]

D. Kausalitätsfragen.

§ 1. Der von Ratzel[4] aufgestellten Forderung, die Raumordnung der Kulturen in eine Zeitordnung und weiter in eine Kausalordnung zu verwandeln, wird hinsichtlich des ersten Teiles durch die in den letzten Kapiteln aufgestellten methodischen Gesichtspunkte im wesentlichen entsprochen. Auch die ursächliche Verknüpfung ist zu einem nicht geringen Teile bereits durch den Nachweis

---

[1] Kap. IV, 2 A, § 2f. [2] Vgl. Anthropos IV, S. 730, 742.
[3] Frobenius, „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen", S. 30ff. Ankermann, ZfE. XXXVII, S. 61.
[4] Besonders Ratzel, „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive", HZ. 93 (1904), S. 1ff.

gegeben, daß die Bildung zahlreicher kultureller Formen durch das Zusammentreffen und die gegenseitige Beeinflussung verschiedener Kulturerscheinungen bedingt ist und daß dieses Zusammentreffen, wie überhaupt das Auftreten der einzelnen Elemente und ganzen Komplexe an den bestimmten Orten, auf einem Wandern dieser Elemente und Komplexe beruht, dessen Wege sich in gewissen Fällen mit ziemlicher Sicherheit feststellen lassen. Die Schwierigkeit beginnt mit der Frage nach dem Charakter dieser Wanderbewegungen. Handelt es sich um Völkerbewegungen größeren Stils oder um eine Übertragung durch Verkehr von Stamm zu Stamm, mit dem nur auf geringe Entfernungen und langsam auch eine Blutmischung parallel geht? Ich erwähnte früher[1], daß in dem gegenseitigen Verhalten der Komponenten innerhalb einer Kulturmischung ein sicheres Kriterium dafür nicht besteht. Unmittelbar zu beobachten vermögen wir die Vorgänge nur bei den heutigen letzten Ausläufern der Bewegungen.[2] Hier ist der Ort, an dem die Anthropologie als Hilfswissenschaft der Ethnologie ihre Hauptwirkung üben kann: Überall da, wo den Kulturgleichungen mit Sicherheit somatische Übereinstimmungen entsprechen, dürfen wir mit Bestimmtheit Völkerwanderungen voraussetzen. Der umgekehrte negative Schluß ist ersichtlich nicht zulässig, weil abgesehen von der Möglichkeit sekundärer Absorption des einen Elementes auch bei der vorauszusetzenden Langsamkeit alter Völkerbewegungen auf weite Entfernungen hin ein Abflachen des somatischen Typus bis zum Nullpunkt sehr wohl denkbar ist. Mit großer Bestimmtheit dürfen wir weiter auf Völkerbewegungen schließen bei sicherer Sprachverwandtschaft. Denn es gibt kein Beispiel der Sprachübertragung auf weitere Entfernung ohne eine gewisse Intensität direkter persönlicher Einwirkung des sprachtragenden Volkes. Hinsichtlich der übrigen Kultur hat man einen Unterschied zu machen versucht zwischen leichter und schwerer übertragbaren Objekten. Durchaus schief ist dabei die Ansicht, daß die geistige Kultur allgemein schwerer übertragbar sei als die materielle[3], weil diese sich durch Handel verbreiten

[1] Kap. IV, 3 A, § 14. [2] Kap. IV, 3 B, § 2.

[3] Wie das noch neuestens Pater W. Schmidt im Globus XCVII, S. 174, 176, 189 betont.

lasse. Dem widerspricht z. B. die bekannte Erscheinung der Wandersagen und die aus Australien belegte weitgehende Verbreitung religiöser Zeremonien. Zutreffender ist Vierkandt's Einteilung nach dem Maße der Schulung, das die Rezeption eines Kulturelementes erfordert, wie nach dem Grade des Reizes, den es den allgemeinen Kulturverhältnissen nach ausübt.[1] Welche Kulturerscheinungen den einzelnen Kategorien entsprechen, ist dabei nätürlich nicht a priori festzustellen, sondern in jedem Einzelfalle an den Tatsachen abzulesen. Die Beziehung dieses Problems zu der in Rede stehenden Hauptfrage ist die, daß eine äußere Übertragung ohne Völkerbewegung um so unwahrscheinlicher — aber freilich nicht ausgeschlossen — erscheint, je schwerer rezipierbar die betreffenden Elemente sind. Ein letztes wichtiges Kriterium, das sich mittelbar aus diesen Erörterungen ergibt, ist, daß das geschlossene oder nahezu geschlossene Auftreten ganzer Kulturkomplexe an weit entlegenen Orten kaum ohne Völkerbewegung denkbar ist; denn, wo man auch den Ausgangspunkt der Verbreitung annehmen will, immer wäre bei äußerer Übertragung von Stamm zu Stamm auf weite Entfernungen eine Zersplitterung und Abflachung vorauszusetzen, die nahe der Verbreitungsperipherie wohl noch die Existenz einzelner Elemente und abgeschwächter Formen des Komplexes, nicht aber der ganzen kompakten Masse möglich erscheinen läßt. Je geringer die Entfernung, um so weniger Gewicht hat dies Argument naturgemäß. Immerhin wird in jedem Falle eine Übertragung ohne Völkerbewegung um so unwahrscheinlicher sein, je geschlossener die betreffende Kulturgruppe in dem fraglichen Gebiete auftritt.

§ 2. Daß die ethnologisch erreichbare Kenntnis der äußeren Kausalitäten, wie man die eben besprochene Gruppe von Ursachen nennen mag, verhältnismäßig dürftig ist im Vergleich zu der durch das verschiedenartige Quellenmaterial für die im engeren Sinne historisch genannten Zeiten gegebenen, daß diese also dem Ideal historischer Erkenntnismöglichkeit doch näher stehen, diese Tatsache zu verkennen wäre Verblendung. Es fehlt uns eben in der Völkerkunde die reiche Ereignisgeschichte, auch die

---

[1] Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel", S. 118ff.

viel gelästerte politische Geschichte. Die Kulturbewegungen selbst, gegebenenfalls die Völkerwanderungen, werden wir immer nur in großen Zügen, nie in ihrem Einzelverlaufe feststellen, ihre eigenen Ursachen wieder, etwa in Übervölkerung oder dem Druck fremder Völker — in einem Teile der ältesten Menschheitsgeschichte wird vielleicht die diluviale Vereisung mit ihrem Kommen, ihren Schwankungen und ihrem Verschwinden eine Rolle spielen —, wahrscheinlich in den meisten Fällen mehr ahnen als nachweisen können.[1] Immerhin vermögen wir hier gewisse wichtige Kausalverhältnisse vollkommen objektiv aus den Tatsachen herauszulesen. Ein weit gefährlicheres Feld subjektiven Phantasiespiels bilden die Probleme der inneren Kausalität in den Fragen nach den Bedingungen und Ursachen für die Entstehung und Wandlung der Kulturerscheinungen. In keinem Teile der Geschichte ist ein wirkliches Verständnis der ursächlichen Beziehungen ohne die Möglichkeit der psychologischen Nachempfindung denkbar. Der große Unterschied ist, daß wir in der europäischen Geschichte der historischen Zeiten nicht nur vielfach die Ereignisse und ihre Produkte im Augenblick des Geschehens und also in ihrer unmittelbaren psychischen Bestimmtheit vor Augen sehen, sondern daß wir da außer den Ereignissen in hervorragendem Maße auch die Menschen kennen lernen, die als Subjekte und Objekte der Ereignisse anzusehen sind. In der überwiegenden Masse des völkerkundlichen Tatbestandes dagegen sehen wir nur Wirkungen und zwar Wirkungen, deren Ursachen zum Teil unübersehbare Zeiträume zurückliegen, als Subjekt dieser Wirkungen aber zunächst nur den abstrakten Menschen, wie er aus der gesamten Erscheinungsfülle der lebenden Völker, höchstens in einer gewissen Abstufung nach dem unbestimmten Primitivitätsbegriffe, erschlossen wird. Denn die einzige nach

[1] Für maritime Verbreitung können massenhafte Verschlagungen eine Rolle spielen. Vgl. Thilenius, „Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens“, MMVH. I, S. 1 ff.; Hambruch, „Das Meer in seiner Bedeutung für die Völkerverbreitung“, AfA., N.F. VII, S. 75 ff. Doch geht es natürlich nicht an, nun alle auffallend zerstreuten Kulturgleichungen auf Verschlagungen zurückzuführen. Ob diese oder ob zersprengtes Überleben älterer Kultureinheiten vorliegt, bedarf in jedem Einzelfalle besonderer Untersuchung.

dem unmittelbaren Tatbefunde mögliche Einschränkung und Spezialisierung, die Erklärung nämlich jeder Erscheinung aus dem Ort und Volk, in dem sie belegt ist, wird ja schon durch die bloße Möglichkeit, noch mehr durch den Nachweis bedeutender Kulturverschiebungen hinfällig. Die Schwierigkeit wird erhöht durch die Komplexität der Bedingtheit, die nach ihrer formellen Seite kürzlich Vierkandt nicht nur für die Entstehung und Wandlung, sondern auch für die Rezeption der Erscheinungen und damit für Mischung und Kombination von Kulturen aufgezeigt hat.[1]

§ 3. Den meines Erachtens einzigen Weg, der Phantasietätigkeit in diesen Fragen nach objektiven Gesichtspunkten Grenzen zu setzen und dadurch die Fehlermöglichkeit, wenn auch nicht auszuschalten, so doch auf ein möglichstes Minimum zu beschränken, bietet wiederum die Erforschung der Kulturbeziehungen. Allgemein anerkannt dürfte der Grundsatz werden: Jede Erscheinung darf nur aus den Kultur- und Naturverhältnissen abgeleitet werden, unter denen sie entstanden ist. Um mit den letzten zu beginnen, so erwähnte ich schon die Unzulässigkeit des Versuchs, jede Kulturerscheinung aus ihrer heutigen Umgebung zu erklären. Das ist vielmehr nur für die Elemente zulässig, die nach Maßgabe des kulturgeschichtlichen Vergleichs als Lokalbildungen angesehen werden dürfen. So ist es etwa allerdings nicht unwahrscheinlich, daß die ausgeprägte zentralaustralische Form des Zaubertotemismus durch die besonderen klimatischen Verhältnisse des Gebietes wenigstens mitbedingt ist.[2] Die Einschränkung gilt übrigens nur für die Entstehung der Erscheinungen und ihrer Variationen. Der Charakter eines wichtigen kausalen Faktors ist den Naturbedingungen auch hinsichtlich der nicht lokalen Elemente nicht abzusprechen. Denn erstens vermag eine Kulturerscheinung — das trifft besonders für die Wirtschaftsformen zu — nur unter entsprechenden Naturbedingungen unverändert zu dauern[3], und zweitens

---

[1] Vierkandt, a. a. O., S. 102 ff.

[2] Vgl. Spencer and Gillen, „The northern tribes of Central Australia“, S. 283 ff.; auf S. 311 ff. erklären sie gerade die Nichtexistenz dieser Form bei den Küstenstämmen aus den andern Naturbedingungen.

[3] L. Frobenius, „Naturwissenschaftliche Kulturlehre“, S. 15 ff.

wird eine Kultur schon bei ihrer Ausbreitung wahrscheinlich zuerst und am intensivsten die Gebiete ergreifen, deren Naturbedingungen für sie günstig sind, ein Gedanke, der den gesunden Kern in Mucke's Ausführungen über Kultur- und Völkerwanderungen bildet.[1] Wo die Ableitung aus den natürlichen Verhältnissen des heutigen Verbreitungsgebietes nicht oder nur teilweise zulässig erscheint, können die Verbreitungsrichtungen der Einzelkomplexe[2] mehr oder weniger sichere Schlüsse auf das annähernde Heimatgebiet der Gesamtgruppe gestatten, oder eine Gruppe kann in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen eindeutig auf ein bestimmtes Ursprungsland hinweisen, wie das Frobenius, allerdings mit nur mäßigem Recht, von seiner malayonigritischen Kultur behauptete.[3] Bei all solchen Schlüssen ist naturgemäß höchste Vorsicht geboten, und es ist sehr wohl möglich, daß wir bei diesen Fragen über Hypothesen nie hinauskommen, die natürlich methodisch unbedingt als solche charakterisiert und gewertet werden sollen.

§ 4. Bündigere Schlußfolgerungen lassen sich in der Frage der Kulturbedingungen ziehen. Zwar reicht die Kenntnis der kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, soweit sie mit Hilfe der dargestellten Methodik zu erschließen ist, auch nicht hin, uns den genauen Kulturstand im Zeitpunkte einer Neuschöpfung oder Veränderung, noch weniger die individuellen Vorgänge, die dazu führten, lebendig zu machen. Aber indem sie den Komplex oder die Gruppe festzustellen gestattet, zu der das betreffende Kulturelement gehört, zieht sie auch den Erklärungsmöglichkeiten so enge Schranken, daß die darauf gegründeten Ableitungen mindestens in zahlreichen Fällen der Eindeutigkeit nahe kommen oder sie erreichen müssen. So könnte etwa die bekannte Frage nach dem Ursprunge der Hockerbestattung, ob sie die Embryonalstellung nachahmen oder der Fesselung des Toten dienen soll[4], durch die einfache Feststellung entschieden werden,

---

[1] Mucke, „Das Problem der Völkerverwandtschaft“, 1905, etwa S. 9ff.

[2] Oben Kap. IV, 3B, § 11 u. 16.

[3] L. Frobenius, „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen“, S. 245ff.; „Das Zeitalter des Sonnengottes“, S. 37ff.

[4] Vgl. Andree, „Ethnographische Betrachtungen über Hockerbestattung“, AfA., N.F. VI, S. 282ff.

daß der Kulturgruppe, in der die Hockerbestattung zuerst auftritt, im übrigen die Furcht vor den Toten fremd ist. Und ähnlich würde Pater W. Schmidt mit der Behauptung, daß die großen Götter Südost-Australiens weder mythologischen Vorstellungen noch den Ideen des Zaubers noch dem Animismus ihre Entstehung verdanken[1], zweifellos Recht haben, wenn er für die betreffende Kulturgruppe die Abwesenheit jener drei Elemente oder ihre nur schwache Ausbildung nachweisen könnte; daran, daß die Voraussetzungen wahrscheinlich falsch sind, scheitert in diesem Falle der Beweis. Der hier zur Geltung kommende Grundsatz lautet, ganz scharf gefaßt: Jede Erscheinung ist nur aus den Ideen der Kulturgruppe abzuleiten, der sie als Element angehört. Diese Grenze läßt nur nach rückwärts noch eine gewisse Erweiterung zu, insofern die Ableitung gegebenenfalls auch noch aus der nächst höheren, also älteren Kultureinheit erfolgen kann. Denn genau genommen liegt die Entstehung einer Erscheinung oder einer Form innerhalb einer Periode, deren Endpunkt durch den Abschluß der Ausbildung der fraglichen Teilgruppe, dem sie angehört, deren Anfangspunkt aber schon durch den Beginn der Abwandlung aus der Muttergruppe gebildet wird, so daß die Wurzeln wenigstens der älteren Sonderbildungen der Tochtergruppe noch in den Verhältnissen der Muttergruppe zu suchen sind. Das ganze Prinzip stellt sich in gewissem Sinne als eine Erweiterung des für die Beurteilung der Entwicklungsreihen aufgestellten Grundsatzes[2] dar, eine Erweiterung auf Grund des organischen Zusammenhanges der einzelnen Komplexe und der Tatsache, daß auch scheinbar neue Erscheinungen nicht wie Athene gepanzert aus dem Kopfe des Zeus entspringen, sondern sich in ihren Anfängen langsam aus vorhandenen Erscheinungen und Ideen herausbilden und so in weiterem Sinne doch nur als Umformungen und Weiterführungen älteren Kulturgutes erscheinen.[3] In diesem Sinne glaubte M. Schmidt die Entstehung einer

---

[1] Pater W. Schmidt, „L'origine de l'idée de Dieu", Anthropos III, S. 125ff., 336ff., 559ff., 801ff., 1081ff.; IV, S. 207ff., 505ff., 1075ff.; V, S. 231ff.

[2] Kap. IV, 3 C, § 5f.

[3] Vgl. Vierkandt, „Die Stetigkeit im Kulturwandel", S. 5ff.

Kunstform, nämlich einer selbst so entwickelte Ornamente wie Mäander und Spiralbänder umfassenden Ornamentik, aus einer Technik des Flechtens in einem bestimmten Kulturgebiete Amerikas aufzeigen zu können.[1] Der von ihm dargestellte Formzusammenhang ist unbestreitbar, und etwa die Spiralornamentik gehört sogar derselben Kulturgruppe an, wie die Flechttechnik, die er an den Anfang stellt[2]; insofern würde sein Beweis den oben genannten Bedingungen entsprechen. Er scheitert daran, daß die ausgebildeteren Formen der Flechtornamentik, aus denen allein die weitere Entwicklung hervorgehen konnte, doch einer jüngeren Teilgruppe angehören als die Spiralbandornamentik oder gar der Mäander. Ein positives Gegenbeispiel liefert die Institution der Kopfjagd, deren im Schädelkult wurzelnder Ursprung sich aus der Einsicht ergibt, daß beide derselben Kulturgruppe angehören, der Schädelkult aber, weil auch in einer älteren Schwesterkultur vertreten, das ältere Element repräsentiert.[3] In diesen letzten Beispielen tritt ein besonders wichtiger Sonderfall des allgemeinen Kriteriums hervor, der Grundsatz nämlich, daß naturgemäß keine Kulturerscheinung aus den Verhältnissen einer Gruppe oder eines Komplexes hergeleitet werden darf, die kulturgeschichtlich jünger sind als sie selbst.[4] Im einzelnen ist eine Erklärung aus lokalen Kulturverhältnissen wiederum nur bei solchen Elementen und Formen zulässig, die sich kulturgeschichtlich als lokale Sonderbildungen charakterisieren. Doch muß der Lokalcharakter auch wirklich gesichert sein: Wenn es etwa bis vor kurzem berechtigt erschien, das immer noch rätselhafte Motiv für die Übung der Subincisio in den Anschauungen der australischen Stämme, von denen sie allein bekannt war, zu suchen[5], so werden alle Schlußfolgerungen jetzt

---

[1] M. Schmidt, „Indianerstudien in Zentralbrasilien", S. 330ff.; „Peruanische Ornamentik", AfA., N.F. VII, S. 22ff.

[2] Graebner, Anthropos IV, S. 769f., 1004, 1017, 1020f., 1024, 1027f.

[3] A. a. O., S. 740, 768, 1004, 1017, 1020f.

[4] Vgl. hierzu das in Kap. IV, 3 C, § 6 über Aufstellung von Entwicklungsreihen Gesagte.

[5] Vgl. etwa Klaatsch bei Pater W. Schmidt, ZfE. XLI, S. 373. Allerdings liegt auch in den gegebenen Feststellungen eigentlich noch keine zureichende Begründung der Operation selbst, weil

durch die Entdeckung hinfällig, daß die Operation auch auf Fidji geübt und dort ganz anders motiviert wird.[1]

Bei Produkten von Kulturmischungen bleibt der allgemeine Grundsatz selbstverständlich der gleiche, nur daß eben beide Komponenten statt eines einzelnen Komplexes für die Erklärung in Betracht kommen. Ein absolutes Übergewicht kann der einen oder anderen Komponente höchstens bei sehr ungleichem Mischungsverhältnis mit einiger Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden. In allen weniger ausgesprochenen Fällen muß das Einwirkungsverhältnis a priori unentschieden gelassen werden und kann nur a posteriori aus den — etwa auf Grund formeller Kriterien gewonnenen — Ergebnissen der Untersuchung erschlossen werden.

§ 5. Da die historischen Kausalitäten ihrem Wesen nach weit überwiegend psychischer Natur sind, so ergibt sich für den Ethnologen, wie für jeden Historiker, die bestimmte Forderung einer umfassenden Kenntnis der menschlichen Psyche. In diesen Fragen wird demgemäß die Psychologie, und zwar Individual- wie Völkerpsychologie, ihre Hauptrolle als Hilfswissenschaft der Völkerkunde spielen können.[2] Es ist klar, daß die psychische Bedingtheit einer Kulturerscheinung oder eines kulturgeschichtlichen Vorganges nie außerhalb der allgemeinen psychischen Möglichkeiten, deren Studium der Psychologie zufällt, liegen kann. Andererseits braucht der Historiker natürlich nicht zu warten, bis ein bestimmtes Problem von den Psychologen gelöst ist, und weiter wird die auf das Allgemeine, Typische gerichtete psychologische Forschung eine sichere Anwendung auf die individuellen Vorgänge der Geschichte oft gar nicht zulassen. Was dem Ethnologen deshalb in erster Linie nottut, das ist eine große, praktische Kenntnis des menschlichen Geistes, ein Verständnis der menschlichen Natur in all ihren feinsten Regungen. Diese Eigenschaften, die nicht wie die Ergebnisse einer Wissenschaft zu lernen sind, sondern im Keime angeboren und durch Erziehung ausgebildet sein müssen, ermöglichen in erster Linie eine Viel-

---

eine solche bekanntlich zur Ausübung homosexueller Akte nicht erforderlich ist.

[1] Marzan im Anthropos V, S. 808f.

[2] Vgl. Bernheim, S. 649f.

seitigkeit des Verstehens, eine Abstraktion von den Fesseln der eigenen geistigen Umwelt, ein Erfassen der oft zahlreichen Möglichkeiten, deren Beachtung einseitige Schlüsse verhindert.[1] Diese Vielseitigkeit schafft aber weiter auch die Fähigkeit des Hineindenkens, Hineinfühlens in bestimmte, den eigenen fremde Kulturverhältnisse, die Kraft der Kongenialität mit dem einzelnen Stoffe, den man gerade behandelt.[2]

Vorbedingung ist diese Begabung natürlich in erster Linie für die Lösung der im vorhergehenden behandelten Kausalitätsprobleme, für das Verständnis einer Erscheinung aus ihrem Kulturgrunde. Von größter Bedeutung ist sie aber überall da, wo die objektiv methodischen Kriterien keine eindeutigen Schlüsse ergeben und also die Hypothese ergänzend eingreifen muß. Wo etwa die Entwicklungsfolge mehrerer Formen, wo die Zugehörigkeit einer Erscheinung zu dieser oder jener Kulturgruppe nicht objektiv festzustellen ist, da werden die Probleme zu Fragen der psychischen Kausalität. Haupterfordernis ist dabei wieder Vermeidung der Einseitigkeit. Wo nicht eine von mehreren Möglichkeiten ein absolutes Übergewicht hat, da gilt wiederum das Ceterum censeo aller vorurteilsfreien Wissenschaft, nicht um jeden Preis eine Lösung herbeiführen zu wollen, sondern — unter voller Wahrung persönlicher Meinung — alle Möglichkeiten leidenschaftslos gegeneinander abzuwägen und am Schluß ehrlich zu gestehen, daß der Stand der Wissenschaft eine sichere Beantwortung der Frage nicht zulasse.

---

[1] Ein gutes Beispiel einer solchen vielseitigen, alle Möglichkeiten systematisch durchdenkenden und durchfühlenden Behandlung eines Stoffes liefert Ehrenreich in seiner kürzlich erschienenen „Allgemeinen Mythologie".

[2] Bernheim, S. 622.

Index.

Verzeichnis

der in der kulturgeschichtlichen Bibliothek zur Anwendung kommenden Zeitschriften-Abkürzungen.

AAE. = Archivio per l'Antropologia e la Etnologia.
AAOJ. = American Antiquarian and Oriental Journal.
ABMD. = Abhandlungen und Berichte des Kgl. Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden.
ADA. = Anzeiger für Deutsches Altertum.
AfA. = Archiv für Anthropologie.
AfR. = Archiv für Religionswissenschaft.
AGNM. = Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums.
AKDV. = Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit.
AMG. = Annales du Musée Guimet.
APAM. = Anthropological Papers of the American Museum of Natural History.
AQR. = Asiatic Quarterly Review.
ARBE. = Annual Report of the Bureau of Ethnology.
ASPh. = Archiv für Slavische Philologie.
ASTP. = Archivio por lo Studio delle Tradizioni Popolari.
BA. = Baeßler-Archiv.
BAM. = Bulletin of the American Museum of Natural History.
BAUB. = Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.
BB. = Bezzenbergers Beiträge zur Kunde der Indogermanischen Sprachen.
BEEO. = Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient.
BOR. = Babylonian and Oriental Record.
BSAP. = Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris.
BSBG. = Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie.
BSEICh. = Bulletin de la Société des Études Indo-Chinoises.
BSNG. = Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie.
BTLV. = Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
CBlAEU. = Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
CR. = Compte rendue.
FDLV. = Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde.

FMP. = Field (Columbian) Museum of Natural History: Publications.
GGA. = Göttingische Gelehrte Anzeigen.
GJ. = Geographical Journal.
GSAI. = Giornale della Società Asiatica Italiana.
GZ. = Geographische Zeitschrift.
HJb. = Historisches Jahrbuch.
HV. = Historische Vierteljahrsschrift.
HZ. = Historische Zeitschrift.
IA. = Indian Antiquary.
IAE. = Internationales Archiv für Ethnographie.
IF. = Indogermanische Forschungen.
IG. = Indische Gids.
JA. = Journal Asiatique.
JAF. = Journal of American Folk-Lore.
JAI. = Journal of the (Royal) Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
JAOS. = Journal of the American Oriental Society.
JASB. = Journal of the Asiatic Society of Bengal.
JBBAS. = Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society.
JbMVL. = Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
JCBAS. = Journal of the Ceylon Branch of the Royal Asiatic Society.
JNChBAS. = Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society.
JPS. = Journal of the Polynesian Society.
JRAS. = Journal of the Royal Asiatic Society.
JRGS. = Journal of the Royal Geographical Society.
KBlAEU. = Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
KERL. = Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums [Leiden].
KSz. = Keleti Szemle (Revue Orientale).
KZ. = Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.
MAAA. = Memoirs of the American Anthropological Association.
MAGW. = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
MAIA. = Mitteilungen des deutschen Archäologischen Institutes in Athen.
MAIR. = Mitteilungen des Kaiserlich deutschen Archäologischen Institutes, Römische Abteilung.
MAM. = Memoirs of the American Museum of Natural History.
MASB. = Memoirs of the Asiatic Society of Bengal.
MBM. = Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History.

MDSch. = Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten.
MGNM. = Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum.
MMVH. = Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde, Hamburg.
MNZG. = Mededeelingen van wege het Nederlandsch Zendeling-genootschap.
MPM. = Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University.
MSOS. = Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen.
NBG. = Notulen van de algemeene en Directievergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
OA. = Orientalisches Archiv.
ÖM. = Österreichische Monatsschrift für den Orient.
OPBM. = Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History.
PASB. = Proceedings of the Asiatic Society of Bengal.
PEMD. = Publikationen aus dem Kgl. Ethnographischen Museum zu Dresden.
PM. = Petermanns Mitteilungen.
PPM. = (Archaeological and Ethnological) Papers of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University.
PZ. = Praehistorische Zeitschrift.
REES. = Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques.
RES. = Revue d'Ethnographie et de Sociologie.
RHR. = Revue de l'Histoire des Religions.
RT. = Recueil de Travaux relatifs à la Philologie et l'Archéologie égyptiennes et assyriennes.
RTP. = Revue des Traditions Populaires.
RUSNM. = Report of the United States National Museum.
SCKn. = Smithsonian Contributions to Knowledge.
SR. = Smithsonian Report (Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution).
TAG. = Tijdschrift van het Koninklijk Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap.
TASJ. = Transactions of the Asiatic Society of Japan.
TNI. = Tijdschrift voor Nederlandsch-Indië.
TP. = T'oung Pao.
TPNZI. = Transactions (and Proceedings) of the New Zealand Institute.
TTLV. = Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.
VGEB. = Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
VMVB. = Veröffentlichungen aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.

VVMF. — Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völker-Museum Frankfurt a. M.
WuS. = Wörter und Sachen.
WZKM. = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
ZA. = Zeitschrift für Assyriologie.
ZAOS. = Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen.
ZDA. = Zeitschrift für Deutsches Altertum.
ZDMG. = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
ZfE. = Zeitschrift für Ethnologie.
ZGEB. = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
ZKspr. = Zeitschrift für Kolonialsprachen.
ZÖV. = Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
ZvglR. = Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft.
ZVV. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin.

Kulturgeschichtliche Bibliothek

Herausgegeben von **Dr. W. Foy**,
Direktor des städtischen Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde in Cöln.

I. Reihe: Ethnologische Bibliothek (mit Einschluß der altorientalischen Kulturgeschichte).

Soeben erschienen: **Methode der Ethnologie** von F. Graebner.
Mit einem Vorwort des Herausgebers. 8°. Geh. 4 M. Geb. 4 M. 80 Pf.

In Vorbereitung oder vorgesehen sind bisher:

Begriff und Aufgaben der Ethnologie . . W. Foy.
Geschichte der Ethnologie (französ.) . . . A. van Gennep.
Das Museum für Völkerkunde . . . . . W. Foy.
Anleitung zum ethnologischen Beobachten und Sammeln . . . . W. Foy.
Völkerkunde und Kolonialwissenschaft . G. Thilenius.
Australien . . . . F. Graebner.
Melanesien . . . . F. Graebner.
Kaiser-Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel . . . . W. Müller-Wismar.
Polynesien . . . . F. Graebner.
Samoa . . . . O. Nuoffer.
Mikronesien.
Indonesien . . . . W. Foy.
Borneo . . . . H. H. Juynboll.
Südamerika (einschl. Antillen) . . . . . . P. Ehrenreich.
Das alte Peru . . . . M. Uhle.
Das alte Mittelamerika . . . . E. Seler.
Die heutigen Indianer Mittelamerikas . . K. Th. Preuß.
Nordamerika einschl. Grönlands (zweibändig, englisch) . . . . F. Boas.
Süd- und Mittelafrika (zweibändig) . . . . B. Ankermann.
Südwestafrika . . . . J. Weißenborn.
Deutsch-Ostafrika . . . . B. Ankermann.
Kamerun.
Togo . . . . J. Weißenborn.
Nordafrika (französisch) . . . . A. van Gennep.
Das alte Ägypten . . . . A. Wiedemann.
Sibirische Völker und Verwandte . . . . B. Adler.
Japan . . . . K. Florenz.
Korea . . . . A. Iwanow.

Verlag von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Verlag von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

China, Mongolei, Tibet	B. Laufer.
Hinterindien	H. Wehrli.
Vorderindien (zweibändig)	W. Foy.
Das alte Indien	M. Winternitz.
Das alte Turkestan	A. v. Lecoq.
Das neuere Turkestan.	
Kaukasus (französisch)	J. Reby.
Das alte Kleinasien und Nachbarschaft	C. F. Lehmann-Haupt.
Die alte Kultur der Euphrat- und Tigrisländer	B. Meißner.
Das alte Syrien (französisch)	R. Dussaud.
Die asiatische Türkei (einschl. Zyperns)	H. Grothe.
Das alte Iran.	
Das neuere Iran	H. Grothe.
Arabien	M. Hartmann.
Jüdische Volkskunde	S. Weißenberg.
Volkskunde der Zigeuner (englisch)	E. O. Winstedt.
Die Anfänge von Kleidung und Schmuck	K. von den Steinen.
Die Anfänge des Hausrats	M. Haberlandt.
Die Anfänge der Technik und des Handwerksgeräts	R. Lasch.
Die Anfänge der Waffen	J. Lehmann.
Die Anfänge der Jagd und Fischerei	W. Müller-Wismar.
Die Anfänge der Verkehrs- und Transportmittel	R. Lasch.
Die Anfänge der Wirtschaft	E. Hahn.
Die Anfänge der Kochkunst	E. Walden.
Die Anfänge des Handels und Gewerbes	R. Lasch.
Die Anfänge der Gesellschaft (zweibändig)	F. Graebner.
Die Anfänge des Siedlungswesens	E. Walden.
Die Anfänge der Kriegsführung	G. Friederici.
Die Anfänge des Rechts	F. Graebner.
Die Anfänge der Religion (dreibändig)	W. Foy.
Die Anfänge der Flächenkunst und Plastik	W. Foy.
Die Anfänge der Baukunst	E. Sarfert.
Die Anfänge der Musik und der Musikinstrumente	E. v. Hornbostel und F. Graebner.

Verlag von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Die Anfänge des Tanzes und Dramas.
Die Anfänge des Spiels.
Die Anfänge der Literatur . . . . P. W. Schmidt.
Die Anfänge der Sprachentwicklung . . P. W. Schmidt.
Die Anfänge der Schrift.
Die Anfänge der Zeitrechnung . . . . R. Lasch.
Die Anfänge der Naturwissenschaften . B. Adler.
Die Anfänge der Medizin . . . . O. v. Hovorka.
Die Anfänge der Mathematik . . . . . S. Günther.
Die Anfänge der Philosophie (englisch) . A. O. Lovejoy.

II. Reihe: Bibliothek der europäischen Kulturgeschichte.

In Vorbereitung sind:

Europäische Prähistorie (zweibändig) . . O. Montelius.
Altgriechische Kulturgeschichte mit Einschluß der Illyrer und Thraker (englisch) . . J. L. Myres.
Altitalische Kulturgeschichte . . . . Fr. Skutsch.
Altkeltische Kulturgeschichte mit Einschluß der Iberer und Ligurer (englisch) . . E. Anwyl.
Altgermanische Kulturgeschichte . . . H. Fischer.
Romanische Volkskunde . . . . W. Meyer-Lübke.
Jüdische Volkskunde . . . . S. Weißenberg.
Volkskunde der Zigeuner (englisch) . . . E. O. Winstedt.

(Wird ähnlich, wie die I. Reihe, weiter ausgebaut werden.)

III. Reihe: Allgemeinere Werke.

In Vorbereitung sind:

Die Kulturpflanzen . . . . E. Hahn.
Die Haustiere . . . . B. Laufer.
Die Genußmittel . . . . G. Antze.
Das Geld . . . . R. Thurnwald.
Der Mythus . . . . P. Ehrenreich.
Allerlei Sitten (Grußformen und Empfangssitten; Eß- und Trinksitten; Gehen, Stehen, Sitzen, Liegen und Klettern; Reinlichkeit und Körperpflege) . A. van Gennep, M. Haberlandt, R. Hofschlaeger.

(Wird weiter ausgebaut werden.)









